Biblioteka
U.M.K.
Toruń
010020
I
1815

Jl 1424

22w

H. Rumberg. del.

A.W. Böhme. sc.

Minerva.

Taschenbuch

für

das Jahr 1815.

Siebenter Jahrgang.

Mit 10 Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

91

010020

Uebersicht des Inhalts
des siebenten Jahrgangs der Minerva.

Erklärung der Kupfer.

Minerva schirmt die Genien des europäischen Völkervereins. Zur Erklärung des Titelkupfers. . . . . Seite I

Gallerie zu Schillers Gedichten. Siebente Schaustellung. Szenen aus Wilhelm Tell. — XVII

I. Das Freiheits-Triumvirat. . . . . — XLII

II. Auf der Grütli's Matte. . . . . — XLVIII

III. Der Apfelschuß. . . . . — LI

IV. Tellen-Platten. . . . . — LVII

V. Seyd einig! . . . . . — LX

VI. VII. Der zweite Pfeil. . . . . — LXIV

VIII. Wer ist der Mörder? . . . . . — LXXII

I. Das Hochzeitgedicht ohne Arrest. Eine Erzählung von Fr. Kind. . . . . Seite 1

II. Die Belagerung von Ancona; von La Motte Fouqué . . . . . — 31

III. Francisca von Aubigné, Marquisin von Maintenon. (Fortsetzung und Beschluß); von G. G. Bredow. . . . . — 93

IV. Gedichte von A. F. E. Langbein. . . . — 155
1) Das blinde Roß. . . . . — 157
2) Die Halbheit. . . . . — 163
3) Das Trotzköpfchen. . . . . — 164
4) Die Versuchung. (Legende). . . . . — 166
5) Der Grillenfänger und seine Freunde. . — 174
6) Die selige Frau. . . . . — 177

V. Die Alpenreise; von A. Lafontaine. . . — 181

VI. Urreligion und Heidenthum; von C. A. G. Clodius (Fortsetzung der mythologischen Fragmente s. Minerva 1813.) . . . . . — 231

VII. Die Erbschleicherin; von Kähler . . . — 289

VIII. Das befreite Deutschland. Eine Cantate in zwei Abtheilungen; von Caroline Pichler, geb. v. Greiner. . . . . — 367

IX. Blätter aus Agathens Papieren; von Fr. Ehrenberg. . . . . Seite 385
1) Seyn und Werden. . . . . — 387
2) Die Gedanken. . . . . — 390
3) Die Reue. . . . . — 395
4) Vergebung. . . . . — 400
5) Die Thränen . . . . . — 404

X. Epigrammatische und vermischte Gedichte; von J. C. Fr. Haug. . . . . — 413
1) Im Carthäuserkloster zu Grenoble. . . — 415
2) Gnome. . . . . — 417
3) Der Tod und Bacchus. . . . . ebendas.
4) Der Gallawagen und die Windmühle . ebendas.
5) Crösus und Irus. . . . . — 418
6) Ueber Julchens Wunsch Minerva zu seyn. ebendas.
7) An Selbstler. . . . . — 419
8) Dianens Politik. . . . . — 420
9) An den Liebesgott. . . . . ebendas.
10) Unter Idas Bild. . . . . — 421
11) Der angeklagte Kläger. . . . . ebendas.
12) Freundschaft und Schmeichelei. . . . — 422
13) An Apizius den Zweiten. . . . . ebendas.
14) Belehrung. . . . . — 423
15) Kein Winter mit Ihr. . . . . ebendas

XI. Der Landsturm in Taubenfeld; von A. F. E. Langbein. . . . . Seite 425

XII. Agrionien für das Jahr 1815. . . . . — 443

1) Charade; von Bachmann. . . . . — 445

2) Charade; von —o—. . . . . ebendas.

3) Homonyme; von Th. Hell. . . . . — 446

4) Charade; von —o—. . . . . — 447

5) Räthsel an Minna; von Th. Hell. . . ebendas.

6) Charade; von F. Kind. . . . . — 448

7) Charade; von Bachmann. . . . . — 449

8) Charade; von Ebendems. . . . . ebendas.

9) Worträthsel; von F. Kind. . . . . — 450

10) Charade; von Bachmann. . . . . ebendas.

11) Buchstabenräthsel; von F. Kind. . . ebendas.

12) Charade; von Bachmann. . . . . — 451

13) Charade; von Th. Hell. . . . . ebendas.

14) Charade; von —o— . . . . . — 452

15) Anagramm; von Th. Hell. . . . — 453

16) Räthsel; von F. Kind, ... ebendas.

17) Charade; von Bachmann. . . . . ebendas.

18) Charade; von —o— . . . . . — 454

19) Charade; von F. Kind. . . . . — 454

Auflösung . . . . . — 456

Minerva

schirmt die Genien des europäischen Völkervereins.

Zur Erklärung des Titelkupfers.

Zahllos wie Sand am Gestade des Meers umrauschen dich Hymnen,
Welchem vertrau' ich dein Lob? welch Lied behagt dir am besten?

Mit vollem Rechte können wir diesen begeisterten Ausruf des im Urtheil unserer Kunstrichter vielleicht viel zu tief herabgewürdigten alexandrinischen Hymnensängers Callimachos, da wo er die Wiegeninsel des göttlichen Zwillingspaars, die Insel Delos, besingen will, auch auf die Göttin anwenden, deren Namen dies Taschenbuch nicht ohne eine günstige Vorbedeutung nun schon zum siebenten Mal an der Stirn trägt. Griechenland war durch den unsterblichen, so nur einmal gefeierten Bund der Gymnastik mit der Musenkunst, den zwei Endpunkten seiner Erziehung und Verfeinerung, für die alte Welt im Umkreise des mittelländischen Meeres, was Europa in der neuern für alle übrigen Welttheile ist, die Wiege und die Schule der gebildeten Menschheit. In diesem Griechenland war Athen der helleste Stern und Lichtpunkt aller Humanität, aller höhern Cultur für Urtheilskraft und Geschmack, und wurde daher die Hellas von Hellas genannt. Und in diesem Athen war wieder die Burg, wo die ewige Schutzgöttin, schirmende Aufseherin der gepriesenen Minervenstadt, Pallas Athene, hinter den Propyläen im Notredame der alten Welt, im Parthenon, thronte, der wahre Mittelpunkt aller Kunst und Herrlichkeit. Die Göttin, die aus dem Haupte des Vaters geboren wurde, die ewige Stellvertreterin aller Vortrefflichkeit im Krieg und Frieden, im Gemeinwesen und im Hauswesen, hob hier ihren Speer und webte unter dem heiligen Oelbaum hier am Weberstuhl. Welcher Deutsche, dessen Kenntniß von deutschen Classikern nicht etwa blos auf die Bekanntschaft mit den Produkten des letzten Jahr-

zehends sich beschränkt, kennt nicht die herrliche Szene, welche unser Wieland in seinem Aristipp an die Stufen jener Propyläen versetzt, jene sokratische Unterhaltung mit der Zauberin Lais, die mit der Szene unter dem Platanus am Ilissus in Platos Phädrus schon mehrmals verglichen worden ist? Und welche unserer schönen Leserinnen weiß nicht, daß blos darum die zierlichste Hauptbedeckung der Frauen unsrer Tage einem Minervenhelm glich, weil selbst in diesem Putz die geschmackvollen Europäerinnen dieser Zeit jener alten Göttin der Weisheit und Klugheit ihre fortwährende Huldigung darzubringen wünschten?

Nie kann uns also auch auf dem Titelblatte eines jährlich sich erneuernden Buchs, das seinen Namen von jener Göttin empfing, Minerva selbst zu oft erscheinen! Schon einmal erblickten wir sie, deren Attribute und Kennzeichen uns sonst nur in anmuthigen Grazien- und Amorettenspielen erschienen, in ihrer ganzen Majestät und Götterkraft, wie sie den Gott der Gewalt und Mordlust, den rohen Mars, durch söhnende Ueberredungskünste bändigt, und begrüßten sie als die Heilbringende Peitho, Ueberredungsgöttin, zur Vorbedeutung besserer Tage *). Aber so schnell erfolgte die Erfüllung dieses Augurium nicht. Zwei verhängnißschwere, gräßliche Jahre lagen noch dazwischen. Doch endlich erschien die Vollenderin von zwei Huldinnen, Irene und Nike, der Friedens- und Siegesgöttin, begleitet. Und ihre Epiphanie, die zugleich auch wohl eine Verklärung genannt werden mag, wird uns auf diesem Titelkupfer vorgeführt. Für den Verständigen bedarf es weiter keiner Auslegung und deutender Bezeichnung. Das hieße ja, um in der Nachbarschaft der Minerva ein Sprichwort aus dem Kreise der Minerva zu brauchen, Nachteulen nach Athen

*) Man vergleiche das Titelkupfer zur Minerva 1811. Da war leider aber noch an keinen Janus Clausus zu denken. Erst mußte noch der Stoff zu dem, eben jetzt in London erschienenen Gedicht geliefert werden: **The Christian Conqueror, Moscou burnt and Paris saved.**

bringen. Allein es ist vergnüglich, über eine so lieblich erfundene, so sinnreich ausgeführte Idee sich einige Augenblicke noch mit alten Freunden zu unterhalten. Es sey also der Versuch gewagt, was Ramberg so geistreich dachte, mit Worten wiederzugeben. Möge nur auch hier nicht der Buchstabe den Geist tödten! Jener ist aus Blei gegossen, dieser hat Psyche-Flügel.

Der Geburtstag der deutschen Freiheit, die in ihren unberechenbaren Folgen nie zu ermessende Völkerschlacht bei Leipzig am 18ten Oktober 1813 setzt nicht nur alle Federn zur Beschreibung und Beurtheilung, sondern auch alle Griffel zur Entwerfung von allerlei Skizzen und Darstellungen, wie solch eine Schlacht durch ein würdiges Siegesdenkmal zu verherrlichen sey, in die rascheste Bewegung. Bei außerordentlichen Veranlassungen wälzt selbst Diogenes sein Faß. Wer nur einigen Beruf in sich fühlt und nicht ganz vom Stümperdünkel verblendet ist, soll nachsinnen, erfinden, Vorschläge machen, Skizzen und Zeichnungen zu diesem Monument ans Tageslicht fördern. Viel ist schon geschehn. Ein Weinbrenner, Dannecker, Ruhl und viele andere ehrenwerthe Künstler in allen Ländern deutscher Zunge und deutschen Herzens haben Vorschläge ersonnen und uns durch Vorzeichnungen zu versinnlichen gesucht *). Da ist auch der wackre Sprecher zum deutschen Volk von der Bühne und vom Schreibepulte her, Kotzebue, aufgetreten und hat die alte Riesensäule auf dem Odenwald von dem edeln Grafen von Erbach erbeten, damit sie zu Leipzigs neuergrünendem Schlachtfelde als Siegessäule wandere, und verständige Rathsbeisitzer in dieser Kunstsynode haben schon Tempel und Säulengänge dazu erbauet. Und so muß es seyn! Dieß Denkmal muß eine Angelegenheit Deutschlands, ja des ganzen europäischen

*) Mehrere Winke und Beurtheilungen über Künstlerideen der Art findet man in der Erklärung des Titelkupfers zum vierten Band der deutschen Blätter p. VIII—XX.

Völkerbundes werden. Ein jeder Einzelne soll nach bestem Wissen und Gewissen mit dem, was Minerva in der hochgewölbten Götterstirn umschließt, oder mit dem, was der geflügelte und erwerblustige Gott in seinem Seckel umfaßt, willig beitragen. Alle Kunstakademien sollen zu Rathe sitzen, alle wissenschaftliche Vereine sollen zum Spruch gerufen werden. Und ist irgend eine wichtige Veranlassung uns gegeben worden zur Stiftung von Nationalspielen und eines allgemeinen Nationalfestes, einer Panegyris im hohen Sinne des Alterthums *), die nach einem kleinern oder größern Zeitkreis wiederkehrend durch heiligen Gottesfrieden allen Keim zur Zwietracht tilgte, und alles, was unter hundert Völkerschaften etwa mißklänge, an Gasttafeln **) und bei umkränzten Pokalen in Einklang und Wohllaut umstimmte, und christliche Palmen ums siegende Kreuz herumpflanzte, so ist es die verhängnißvolle Weltbegebenheit auf den Ebenen Leipzigs.

Auch unser Namberg fand sich im Geiste getrieben, ihr indeß aus der Fülle seiner erfindungsreichen Fantasie eine historische Darstellung oder allegorische Andeutung zu weihen, bis etwa der echte Siegesplatz gefunden und ein Mittelpunkt, wohin das Würdigste zur Auswahl eingeschickt

---

*) S. Heeren's treffliche Bemerkungen in den Ideen über die Politik der Völker des Alterthums III, 189 ff. Wollen wir Allemannen etwas vom Geist der Panhellenen empfangen, so müssen wir auch Nationalfeste haben und an die Stelle der Tourniere andere Wettkämpfe zu setzen wissen.

**) Wie wahr sagt der große Menschenkenner Strabo, da wo er von der Weisheit der Altväter spricht, welche die Pythischen Nationalspiele stifteten, IX. p. 642. B. „Ein Freundschaftskitt ist alles, was von Tafelgenossenschaft und gemeinschaftlichem Kelch ausgeht!" Wie gut erkannten dieß die Stifter der ehrwürdigsten Religionsgebräuche und engern Verbindungen in jedem Zeitalter!

werden könnte, vielleicht selbst auf dem Congreß in Wien ausgesprochen würde. Anfangs wollte er auf ein großes historisches Gemälde von dem frommen Siegesgebet der drei Monarchen auf dem bekannten Schlachthügel bei Leipzig *) seine ganze Kraft wenden. Doch hier war die Fackel der historischen Kritik selbst dem Unternehmen des Künstlers, in wiefern es nur wirkliche Thatsachen darstellen sollte, zu nahe getreten. Eine andre Frage wäre es, ob es nicht als eine Allegorie noch immer sehr darstellbar wäre. Allein dies bedarf größerer Erörterung und Vorbereitung. Rambergs fruchtbare Fantasie begnügte sich indeß für einen kleinen Raum ein Bild zu zeichnen, was die segenreichen Folgen jener Begebenheit andeutete. Man betrachte, was hier den Titel schmückt, als einen der gelungenen Versuche in dieser Art.

Minerva Eleutheria, die freiheitbringende Weisheitsgöttin, steht, das hochbehelmte Haupt von himmlischen Lichtausströmungen umglänzt, in einer alles umfassenden, alles segnenden Stellung, den Speer, welchen ein Freiheitshut schmückt, durch den weitfaltigen Mantel sich verbindend, auf einer Felsenspitze, in der Nähe eines dampfenden Craters, wie die aufqualmenden Rauchwolken anzudeuten scheinen. In fröhlicher Geschäftigkeit drängen sich geflügelte und ungeflügelte Genien von verschiedener Größe um sie herum, zutrauensvoll zur hehren Göttin aufblickend, die Hand sich bietend oder den Speer der Göttin rüstig ergreifend. Nicht ohne Auszeichnung hat der denkende Künstler die drei vornehmsten uns vorgestellt. Einer, mit dem Purpurtalar (der Chlamys oder dem Paludamentum) angethan, hält einen Szepter in der Rechten. Der andre, gut behelmt und geharnischt, greift am begierigsten nach dem Speer der allwaltenden Göttin. Sein Degenknopf endigt sich in einen schwarzen Adlerkopf. Der dritte, gleichfalls mit einem Helm geschmückt, den ebenfalls ein Diadem umwindet, hält

*) S. (Bertuch's) Wanderungen nach dem Schlachtfelde bei Leipzig, S. 22.

einen langen Szepter und trägt einen Hermelinmantel. Kleinere Heldengenien umdrängen die Göttin im Hintergrunde. Ein geflügelter Genius, selbst mit Lorbeeren gekränzt, umschließt und vereinigt die ganze Gruppe mit einem dichtbelaubten Lorbeergewinde, würdig unter die üppig grünenden Frucht- und Laubschnuren aufgenommen zu werden, die Wilhelm Tischbein zur Bezeichnung eines Landes, wo Milch und Nektar fließt, so malerisch aufgehangen hat *). Sie ist so voll und gewichtig, daß noch andre Genien herbeigeeilt sind, um sie mit ihrem ganzen Körper zu unterstützen.

Was konnte der Künstler durch diese liebliche Dichtung, die er so malerisch zusammenstellte, so schön gruppirte, anders ausdrücken wollen, als daß alle Völker Europas, deren Stellvertreter wir in jenen gewaffneten und bepurpurten Jünglingen, auch ohne Flügel leicht als Schutzgeister der Staaten erkennbar, so unbezweifelt entdecken, sich jetzt, wo nach unnennbaren Drangsalen die Sklavenketten gebrochen sind und wo eine neue Zeit der Freiheit und Gesetzlichkeit beginnen soll, um die Göttin des Raths und der Weisheit versammeln. Segenspendend ist sie gebildet, die nie saumende Jungfrau, die auch das griechische Alterthum schon unter dem Namen der Vorsehung verehrte **). Und aus dem Siege, welchem der Lorbeer seit drei Jahrtausenden stets als Symbol zugegeben ist, und aus der hier alle umschließenden und zum festen Völkerbund vereinigenden Lorbeer- und Laubbinde, entspringt dies Mal nicht neuer Völkerzwist und zerfleischender Bürgerkrieg — denn ist ein Krieg zwischen den Völkerschaften Europas nun, wo mit dem Einzug in Paris die große Sühne vollbracht wurde, etwas anders, als Bürgerkrieg? — sondern Eintracht und allgemeines Völkerglück.

*) Man sehe die erste schön vollendete Kupfertafel im 4ten Hefte von Tischbein's Homer in Zeichnungen nach Antiken.

**) Sie hatte unter dieser Benennung (Προνοια) einen Tempel zu Delphi. S. Pausanias X, 8. 4.

Bedurfte es noch weiterer Auslegung? O sie ist jedem Deutschen, der deutsch fühlt und sein deutsches Vaterland für das, wozu es bestimmt ist, für das Herz von Europa hält, in die fühlende Brust geschrieben. Wir kennen die drei Genien, die hier in drei ehrwürdigen Krieger- und Königsgestalten unter den segnenden, schirmenden Händen der Weisheitsgöttin stehn und ihren Speer umringen. Sie sind alle drei, indem dies geschrieben wird, zum höchsten Fürstenrath, den die neuere Geschichte kennt, in der großen Kaiserstadt an der Donau versammelt. Nicht ohne Beklommenheit, mit banger Erwartung, mit leise an sich gehaltenem Athemzug warten die Völker Europas auf das große Endurtheil, was dort ausgesprochen werden soll. Durch den Drang und Sturm einer eisernen, gewaltigen Zeit, durch den Aufruf der Könige selbst, die sich als Hirten der Völker an die Spitze ihrer Heerschaaren stellten, sind die Völker mündig geworden. Aus dem gesetzlosen Freiheitstaumel, der in die schmählichsten Tyrannenfrevel sich auflösete, ist endlich die wahre gesetzliche Freiheit hervorgegangen. Die schändliche Jakobinermütze ist zum Freiheitshut geworden. Das Wort, welches unser Schiller dem großen Stifter der Schweizer Freiheit in den Mund legt, hat sich unter der Anführung der uns angestammten Fürsten selbst herrlich bewahrheitet:

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ewgen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt.

Das alte, oft als Fabel gescholtene Himmelszeichen, das Zeichen des Kreuzes, in welchem einst Constantin den Tyrannen Maxentius besiegte, ist aus den Wolken auf die Paniere, auf die Stirn und Brust der neuen christlichen Kämpfer für Gott und Vaterland übergegangen und der

freche Hahn hackt nicht mehr an der Brust des Gekreuzigten *).

Einige Bemerkungen, die uns bei der Betrachtung dieser deutungsreichen Allegorie als eine kleine Zugabe erschienen, mögen vielleicht auch hier noch ihre Stelle finden. Es gibt Fälle, wo der höhern Foderung des Bedeutsamen selbst die Schönheit und Anmuth bis zu einem gewissen Grade aufgeopfert werden mag. Die höhere Kunstregel würde die in symmetrischen Linien weit ausgestreckten Arme unserer Minerva durchaus verwerflich und tadelhaft finden können. Jeder weiß, daß die Entgegensetzung der Glieder in einer Bewegung eine der reinsten Quellen schöner Stellung ist. Wie schön kontrastirt nicht zum Beispiel in dem vollendeten Musterbild der plastischen Schönheit, im vaticanischen Apoll der aufgehobene linke Arm, der den Bogen vorwärts hält, mit dem rechten, der eben von der Abschnellung des Pfeils zurückgekehrt ist? und war nicht jenes Ideal der Minerva, das Phidias selbst für den Parthenon auf der atheniſchen Burg schuf, in diesem Contrast der entgegengesetzten Armbewegung meisterhaft motivirt? Sie war, wie ein alter Sophist sie schildert **), den Speer mit der Rechten in die Höhe haltend, den Schild mit der Linken herabhaltend gebildet. Warum wich unser Ramberg von dieser Regel hier ab? Wer weiß sie besser auszuüben, als eben Er! Hundert anmuthige und in diesem

*) Auf einem neuerlich erschienenen englischen Straf- und Spottbilde, The arms of Bonaparte betitelt, wo Tod und Teufel die Schildhalter eines furchtbaren Sündenregisters sind, ist unten, einem grimmigen Bullenbeisser gegenüber, der die Namen Davoust, Vandamme u. s. w. im Maule hält, ein Hahn abgebildet, der auf ein niedergeworfenes Crucifix tritt und an der Brust des Bildes hackt.

**) Maximus Tyrius Dissert. XIV. T. I. p. 260. Reisk. nach der in den Archäologischen Andeutungen S. 88. vorgeschlagenen Verbesserung.

Gegensatz angenehme Zeichnungen beweisen dies zur Genüge. Aber die symbolische Bedeutsamkeit der segnenden und schirmenden Stellung, die ihm hier Hauptzweck seyn mußte, überwog hier billig jede andere Rücksicht. Ist doch diese Göttin hier, um ein biblisches und also gewiß nicht unedles Bild zu brauchen, einer schirmenden Gluckhenne ähnlich, die ihre Küchlein unter ihre Flügel versammelt, und so mag man die weitgespreizten Arme auch wohl den gespreizten Flügeln vergleichen. Man bemerke hierbei nur noch, daß derselbe schirmende Gest, mit welchem eine Niobe ihre Kinder um sich versammelt, auch der segnende ist, mit dem Maria Stuart ihre Dienerschaft entläßt. Ueberhaupt aber lehrt uns ein genaueres Studium des Alterthums, daß der Gest, den hier Ramberg seiner reinallegorischen Minerva gab, von jeher nur in der Symbolik der außergriechischen, orientalischen Bildnerei lag, da die in klassischen Bildwerken allerdings häufig vorkommende Armbewegung der Anbetung davon durchaus verschieden ist *) und in dem Contrast der beiden gehobnen Hände eben so mannigfaltig als anmuthig seyn kann. Denn, um dieß hier nur im Vorbeigehn anzuführen, die einzige mit der Geberde unserer Minerva zu vergleichende Stellung der sogenannten ephesischen Diana oder großen Mutter von Ephesus, wo nicht selten auf den gespreizten Armen so gar noch ein Theil des Thiergewimmels lagert, womit die echtorientalische Allegorie diese Allmutter umringt **), gehört eben so gut der Symbolik des Morgenlandes an, als die Geberden des Betens mit ganz ausgestreckten Armen bei den betenden Agnesen auf Bildwerken des frühesten Chri-

*) Levezow de signo iuvenis adorantis Berolinensi p. 8 f.

**) S. Montfaucon T. I. pl. 93. 94. Der Orientalismus dieser Armausbreitung erhellet aus Abbildungen der syrischen Götter, wie sie z. B. Neumann in seinen numis aencdotis T. II. tab. III, 2. abgebildet hat.

stenthums, oder des segnenden Heilandes auf einem gemalten Glase aus den ersten Jahrhunderten *). Den Griechen ging es bei der Betrachtung der ephesischen Diana mit ihren weitgespreizten Armen ganz sonderbar. Es wurde ihnen bange, daß die gute Allmutter bei dieser höchstgezwungenen und ermüdenden Stellung einmal die Arme sinken lassen möchte, und sie unterstellten daher die so gestreckten Arme mit eignen Stützen, die sich bei mehrern, noch erhaltenen Statüen der ephesischen Diana oft künstlich genug ausgearbeitet wieder finden **). Die frommen christlichen Damen aber, die ihre Arme, um die Kreuzigung des Heilandes dadurch zu versinnbilden, stundenlang im Gebet ausstreckten, wußten sich am Ende nicht besser zu helfen, als daß sie sich, wie dort Moses bei seinem Kriegsgebet gegen die Amalekiter, die der Unterstützung bedürftigen Arme durch ihre Diener und Dienerinnen halten und stemmen ließen, wie dies auf den Wandgemälden der christlichen Katakomben im unterirdischen Rom häufig angemalt zu sehn ist ***). Möge eine schnelle und fröhliche Beendigung des Congresses in Wien unsre Minerva hier, sey ihre Stellung die betende oder die segnende, bald ablösen, damit es solcher Vorkehrungen bei ihr nicht bedürfe!

Es ist eine oft wiederholte Sage, daß man den Helmbusch und die Spitze des Speers von dem kolossalen Minervenbilde, das Phidias auf der Burg von Athen aufgestellt hatte, sogar noch an der äußersten Spitze des Vorge-

---

*) Buonarotti frammenti di vasi di vetro. Tav. XVII, 1. XVIII, 3. 2.

**) Häufig auf alten Münzen und geschnittenen Steinen, z. B. Gori Gemmae astriferae T. I. n. 63. Lukas Holstein hat eine eigene Abhandlung de fulcris Dianae Ephesiae simulacro appositis geschrieben im VIIten Theil des Gronovschen Thesaurus.

***) S. Arringhi Roma subterranea T. II. p. 117. tab. 2. und p. 137.

birges Sunium in einer Entfernung von 300 Stadien sehr genau habe unterscheiden können *). Den Speer unserer Minerva, wie sie Ramberg hier unserm Auge vorführt, sollen alle Völkerstämme und Nationen Europas als ein neues Zeichen des Heils erblicken, und wie dort in der heiligen Geschichte die von giftigem Gewürm gebissenen Israeliten durch den Anblick der Schlange gesundeten, als sie auf einem hohen Spieß aufgerichtet wurde: so sollen auch die Völker unsers Continents beim ersten Blick auf diesen Speer und das Symbol, das ihn krönt, alle Leiden und Schmerzen vergessen, welche über sie ausgegossen wurden, als nach Eröffnung des vierten Siegels der Tod kam und die ganze Hölle hinter ihm **).

Auf dem schlangenumgürteten Schuppenpanzer der Göttin Pallas saß von je her ein sogenannter Medusenkopf, der keiner Aegide fehlen darf. Auf den Minervenstatuen des alten und hohen Stils, wovon die Dresdner Antikengallerie drei herrliche Stürze oder Tronke besitzt, ist dieses Medusenscheusal noch ganz in seiner ursprünglichen, breitgequetschten, zurückschreckenden Mißgestalt zu sehn, wobei selbst die heraushängende Zunge nicht fehlt. Es ist nach neuern Untersuchungen kaum einem Zweifel mehr unterworfen, daß diese gorgonische Larve, womit die griechische Sprache überhaupt jedes Schreckensfantom bezeichnete (Gorgoneion sie nennend), von der scheußlichen Sitte, die überwundenen Feinde zu scalpiren und den Scalp sich an die Brust zu hängen, ihren Ursprung nahm, dann aber auch auf Schildern und Brustpanzern häufig als Amulet und Ableiter gegen feindlichen Zauber und Uebergewalt gebraucht wurde ***). Auch Ramberg durfte seine Minerva, so hold

*) De Pauw Recherches sur les Grecs T. I. p. 109 f.

**) Durch ein allegorisches Bild vom Prof. Hartmann, nun im Besitz des Herrn Staatsministers von Stein, in Dresden trefflich dargestellt.

***) Alles hieher gehörige findet der Freund solcher Forschung in der Abhandlung über die Furienmaske (Weimar, 1801.) S. 108 ff.

und gütig sie auch übrigens unter ihrem Helmbusch hervorblickt, nicht ohne diese Ausstattung auf der Brust lassen. Nur verwandelte sich hier die furchtbare Medusenlarve in einen Leopardenkopf, über welchem der Dreizack drohend, warnend, abwehrend hervorblickt. Wer erkennt nicht darin sogleich die Wappeninsignien der erhabenen Britannia, welche für die Völker des festen Landes im Kampf gegen den nimmersatten Kronenräuber und Schöpfer des monströsen Continentalsystems so kräftig mitgewirkt und durch ihre Theilnahme in Schutz und Trutz die Inschrift auf der Gedächtnißmünze, die neulich an der Themse ausgeprägt wurde: sich rettete sie durch Beharrlichkeit, Europa durch Beispiel (constantia se ipsam, Europam exemplo) so ruhmvoll gerechtfertigt hat?

Endlich erregt unsere besondere Aufmerksamkeit auch noch das aus Lorbeeren zusammengeflochtene Vereinigungsband, womit die jüngern Genien ihre ältern Brüder so bedeutungsvoll einschließen, damit bei dieser Versammlung unter den waltenden Armen der Weisheitsgöttin und bei Berathungen, die hier statt finden konnten, sich nichts trenne noch selbstisch vereinzele, ohngefähr wie im alten Athen bei den oft stürmischen Volksversammlungen im Pnyx ein Seil um das berathschlagende Volk gezogen wurde *). Wer nicht ganz unbekannt mit den Ueberlieferungen der griechischen Vorwelt ist, weiß, daß der apollinische Lorbeer, der uns im großen Orakeltempel zu Delphi bald als Weihwedel an den Pforten des Heiligthums reinigend und weihend, bald auf dem Haupte der prophezeienden Pythia und in den Händen der alten Sänger und Rhapsoden begeisternd, bald auf den Häuptern der Sieger in den heiligen Spielen zu Delphi und aller siegreichen und triumphirenden Heere des Alterthums kränzend erscheint, und sich noch zur heutigen Stunde als Kranz bei unsern belorbeerten Dichtern (Poet laureat)

*) S. Sigonius de repub. Athen. II, 4. p. 498. und Wolf zu Aristophanes Acharnern, griechisch und deutsch mit einigen Scholien, S. 50.

und Baccalaureen in der Fakultät kund thut, diese durch die ganze alte und neue Welt gehende Ehre und Verherrlichung blos dem Umstand verdankte, daß der siegreiche Gott, wie wir ihn noch im Vaticanischen Apollo erblicken, sich, nachdem er den schrecklichen Drachen Python mit seinen Pfeilen erschossen hatte, vom benachbarten Lorbeerbaum ein Zweiglein brach und damit das Haupt zum ersten Male bekränzte *). Da haben wir nun wieder die treffendste Parallele jener Urwelt mit der neuesten Mitwelt. Auch jetzt ist ein gewaltiger Pythondrache, wo nicht ganz erlegt, doch ausgetrieben und verbannt worden. Jenes giftige Ungeheuer umwickelte, wie die alte Fabel erzählt, mit siebenfachem Umschlingen den ganzen Parnaß. Der neue Python schnürte einen eisernen Gurt, Continentalsystem genannt, um die Küsten des festen Landes, und die Edikte von Berlin, Mailand und Trianon mögen als so viele Windungen der Riesenschlange oder des gigantischen Lindwurms angesehn werden, den nur ein neuer St. Georg überwinden konnte. So mußte ja wohl hier auch ein außerordentlicher Lorbeerkranz, ja vielmehr ein Lorbeergewinde von unendlicher Größe und Herrlichkeit statt finden. Der blutigen Lorbeerkränze auf den Häuptern der Triumphatoren sind wir endlich ganz satt und überdrüßig geworden. Wie sinnreich hat unser Künstler den so oft gemißbrauchten, in Blut und Thränen getauchten Lorbeer gleichsam entsündigt und geweiht, daß er ihn zum Bindemittel und Eintrachtsgürtel ausgesöhnter und sich nun auf immer befreundender Völker bestimmte!

Aber das herrlichste Symbol dieses allegorischen Vorblattes bleibt der erhabene Freiheitshut auf dem Speer der

---

*) S. Plinius XV. 30. s. 40. Die andern Beweisstellen gibt Paschalius und Spanheim zu Callimachus p. 459 ff. Allein noch bedarf die ganze Daphnefabel einer tiefer eingehenden Erläuterung.

Göttin. Durch Sieg mit Weisheit wurde die Freiheit errungen! Hochgelobt und über alles gepriesen sey dieß ehrwürdige, vielleicht aus dem früheſten Alterthum, wo die Eingeweihten in den Cabiriſchen Myſterien eine ſolche Hutmütze aufgeſetzt erhielten, in der ſonderbarſten Abſtammung bis zu den Römern gekommene Freiheitsſymbol, ſobald es nur nicht das verrufene Abzeichen Thronumſtürzender Geſetzloſigkeit und durch die heilloſeſte Verwechslung wohl gar mit einer blutröthen Mütze der Verbrecher verfälſcht wird, die in Marſeille und Toulon ihre Galeerenketten ſprengten. Als Lucullus und Pompejus über den Mithridates die Triumphzüge hielten, gingen tauſend römiſche Bürger, die der Sklaverei entriſſen worden waren, mit dem Freiheitshute neben dem Triumphwagen des Befreiers. Als die römiſche Welt von einem Nero befreit war, lief das ganze römiſche Volk jubelnd mit dem Freiheitshut auf dem Kopf in der Stadt herum. In dieſem Sinne mag uns auch der Freiheitshut gelten, den dieſe allegoriſche Minerva auf ihrem Speer empor hält, und unter welchem die deutſchen Völker ſämmtlich wohl eben ſo gut Platz haben, als dort unter dem Helme der Homeriſchen Minerva die hundert Fußkämpfer *). Und durch ihn wird uns nun auch der bequemſte Uebergang zu einer neuen Bildergallerie aus unſers unſterblichen Schillers Dramen gebahnt. Die Befreiung der Schweiz, Wilhelm Tell's ewig geprieſene Großthat, erſcheint uns in dieſer Bilderreihe. Da ſich der hochherzige Gemſenſchütze vor dem, zum Hohn in Altorf aufgeſteckten Fürſtenhut nicht beugen wollte, ward ihm das Schrecklichſte angemuthet. Er beſtand es. Denn Gott war mit ihm. Und der Hut des Zwingherrn, aus empörendem Uebermuth, zum Spotte der Unterdrückten aufgeſteckt, verwandelte ſich in jenes ehrwürdige Zeichen der Erlöſung, welches nun fünf Jahrhunderte ſchon allen Schweizern die goldene Freiheit und Unabhängigkeit geſichert hat.

B.

*) Ilias V, 746.

Gallerie
zu
Schillers Gedichten.

Siebente Schaustellung *).

Szenen aus Wilhelm Tell.

---

*) Die erste Schaustellung gab in der Minerva von 1809 Bilderszenen nach Schillers Gedichten und Romanzen. Von 1810 an ging es zu Schillers Dramen. Don Carlos, welchen Frau von Staël die Spitze und Eklipse der Schillerschen Stücke nennt, begann den Reigen. Aus ihm waren die Szenen im Jahrgang 1810. Darauf folgten in der Minerva von 1811 Darstellungen aus Schillers Trilogie: Wallensteins Lager, den Piccolominis und Wallensteins Tod. Die vierte Bilderreihe gab uns Szenen aus der Jungfrau von Orleans im Jahrgang 1812. Darauf folgte Maria Stuart im Jahrgang 1813 und die Braut von Messina im Jahrgang 1814. Jede Schaustellung besteht aus acht Szenen, sämtlich nach H. Rambergs Zeichnungen.

Wilhelm Tell.

„Es bedarf keines steinernen Denkmals, so lange die Schweizer sich frei fühlen und der Freiheit sich erfreuen.“ Mit diesen Worten lehnten die Männer von Uri den Antrag des alles niedersprechenden Abbe' Raynal ab, als er seine 40 Fuß hohe Granitpyramide zum Gedächtniß der Stifter der Schweizer Freiheit auf der Grütli-Matte errichten zu lassen, sich die Erlaubniß erbat. Sie wurde dann auf der Insel Altstadt im Luzerner See im Jahr 1784 doch errichtet, bildete aber durch den goldenen Pfeil auf ihrer Spitze, der durch Tells Apfel noch näher bezeichnet wurde, einen natürlichen Ableiter und wurde mehrmals vom Blitz getroffen. Endlich wurde sie 1797, als ob es ein Vorzeichen der hereinbrechenden Revolutionsstürme seyn sollte, durch einen Blitzstrahl ganz zerschmettert *): denn es war nur ein steinernes Denkmal und noch obenein von der kleinlichsten Art. Denn wie verschwand dieser Steinzwerg gegen die ungeheuern Felsenkegel und Himmelssäulen, die dort um den Vierwaldstädtersee Ehrfurchtgebietend sich empor thürmen!

*) S. Meiners Reise durch die Schweiz II, 117 f. Ebel's Schweiz III, 419 ff. Eine Abbildung des sonderbarsten Denkmals der Eitelkeit unter dem Deckmantel der Anerkennung fremden Verdienstes in Reichard's malerischer Reise durch die Schweiz vor und nach der Revolution. S. 131.

Doch die Unsterblichkeit, die kein Steinmetz und kein Bildgießer in Eisen und Erz je geben konnte, der Dichter verleiht sie. Wer kennt nicht die Horazischen Worte:

Den lobwürdigen Mann schützet Gesang vor Tod,
Selbst den Himmel verleiht Musengesang. Du trägst
Lohn für redliches Thun nimmer, verstummt das Blatt!

So verkündigte zu der dunkeln Zeit, wo der Buchstabe fast nur in Klöstern und Abteien geschrieben wurde, manches Tellen-Lied den doppelten Schuß, wodurch die Schweiz frei wurde; und immer wurde wieder ein new Lied von Wilhelm Tell, von newen gebessert und gemehret *) angestimmt. Und wie viel ist bis auf unsere Zeit in allen Zungen über den heldenmüthigen Tell gedichtet und gesungen worden! Natürlich mußte dieser Gegenstand, der aus dem Mittelalter, das man schon oft die heroische Vorzeit der Modernen genannt hat, so gewaltig hervortritt, dem Unkundigen auch für das Drama besonders geeignet erscheinen. Abgerechnet also, was die katholischen Schweizercantons schon früh in ihrem frommbefangenen Sinn ihren heiligen Mummereien und religiösen Festspielen, als echte autos sagramentales, eingewebt haben, brachte auch die neuere italienische, englische und französische Bühne den Tell, als Stifter der Schweizerfreiheit, oft als dramatischen Stoff

auf die Breter, die die Welt bedeuten,
wo die großen Thaten aller Zeiten
sinnvoll, still an uns vorübergehn.

Vor allen zeichnete sich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Guillaume Tell, tragédie, representée

*) So heißt der Titel des alten Tellenlieds, wie es von einem gewissen Hieronymus Muheim herausgegeben und von 1633 an immer aufs neue aufgelegt, aber auch immer mehr seines alterthümlichen Rostes beraubt worden ist.

par les Comédiens Français aus, den der bekannte, erst zu Anfang der Revolution verstorbene Le Miere für die französische Bühne dichtete und der dort wirklich eine ganze Reihe von Vorstellungen erlebte, auch dadurch unter uns aus, daß damals in der Periode der Gottschedischen Wasserpoesie eine Verdeutschung für unsere Bühne davon erschien. Le Miere arbeitete bekanntlich nur für die Pantomime und Theaterszenen; so daß ihm Palissot mit Recht das Urtheil spricht, die Natur habe ihn vielmehr zu einem Opern-Dekorateur, als zu einem Dichter erschaffen *). Natürlich bot die Wiege des ersten Schweizerbundes, der Vierwaldstädtersee, in welcher das Stück spielt, dem Dichter den vollkommensten Stoff für sein Szenen- und Dekorationswesen dar. Und das ist auch alles, was sich zum Lob dieser dramatisch zusammengeflickten Verschwörungsszenen, wie sie der vorgebliche Tragiker aus des Du Tertre Verschwörung vor sich liegen hatte, etwa noch sagen läßt. Der Zwingvoigt Geßler wird darin zu einem spreizenden und ekelhaften Herodesfantom ausstaffirt, der sich unter andern verkleidet, um Arnold von Melchthal auszuhorchen. Eine Theaterheldin Cleofe affektirt eine lächerliche Herrschaft über die Männer und die Reden der ersten Verschwornen an den kaiserlichen Statthalter sind eben so ungereimt, als frostig im lächerlichsten Pathos.

So ließe sich leicht noch ein halbes Dutzend andre verunglückte dramatische Mißgeburten, die des großen Tells Namen an der Stirn tragen, durchmustern, besonders auch ein Grisler oder ambition punie und wie diese Sterblinge sonst noch getauft worden seyn mögen. Von allen diesen Vorgängern nahm unser unsterbliche Schiller, der

---

*) La nature paroissoit en avoir fait un decorateur plutôt qu'un poete. Palissot Mémoires pour servir à l'histoire de notre literature. T. II. p. 83. Es werden dort unbeschreiblich schlechte Verse aus Wilhelm Tell angeführt.

mit seinem Wilhelm Tell nur zu früh seine dramatische Laufbahn schloß, gewiß nicht die geringste Kenntniß. Aber er malte auf diesen Canvaß eines der erhabensten dramatischen Gemälde, das in irgend einer Sprache vorhanden ist, und gab durch diese Dichtung, die er in wenig Monaten und mit weit geringerer Anstrengung vollendete, als seine übrigen Stücke, seinem Helden eine zweite dichterische Unsterblichkeit. Sie wird durch Schillers Genius, wie durch des Hermes Logios Zauberstab, aus den Schatten voriger Jahrhunderte aufs neue hervorgerufen leben, so lange deutsch am Rigi und Pilatusberge gesprochen werden wird; sie wird zugleich auf immer durch innere psychologische Wahrheit, womit der Dichter die alte zweideutige Wundersage vor unsern Augen reinmenschlich darstellt und beglaubigt, stets ein Sühnopfer für den zürnenden Schatten des alten Tells werden, dem der Vorwitz des historischen Skeptizismus sein ganzes Daseyn streitig und zweifelhaft zu machen suchte.

Es ist nämlich zur Gnüge bekannt, daß im Jahr 1760 ein Pfarrer zu Liegnitz, Uriel Freudenberger, die schon weit früher deutlich genug ausgesprochenen Zweifel *) gegen die ganze Existenz eines Schützen Tells und seines Apfelschusses als eine Nachbildung einer alten dänischen Sage, wo von einem gewissen Toko und dem Tyrannen Harald ohngefähr dieselbe Geschichte erzählt wird, in einer eigenen Schrift, unterstützt durch das gänzliche Stillschweigen gleichzeitiger Chronikenschreiber und manche andere Verdacht erregende Nebenumstände, nicht ohne Scharfsinn

---

*) Schon Guilliman schrieb ums Jahr 1607 an den großen Goldast: Fabula Tellii orta est e more loquendi vulgi, qui sagittarium commendans, pomum de vertice filii posse impune et innoxie deiici cum telo iactitant. Nec convenit Uraniis de gente eius. Epist. 143 in den Epistolis virorum doctorum ad Melchiorem Goldastum. Frf. 1684. in 4.

zusammengestellt und damit nicht nur in der Schweiz, wo sogar die Männer von Uri, wie dort Lord Peter im Mährchen von der Tonne, mit scharfrichterlicher Procedur und öffentlichem Verbrennen ihre Widerlegung feierten, sondern in ganz Europa kein geringes Aergerniß gegeben hat *). Wohl mag es in Zweifel gezogen werden, ob es Ernst oder nur Ironie war, welche den Freudenberger bewog, seine Fable Danoise, so heißt der Titel jener Streitschrift, herausgegeben. Gottl. Emanuel von Haller sagt laut, daß sie blos zur Weckung des Widerspruchs und zur Ermunterung, das Glauben in Wissen übergehn zu lassen, geschrieben wurde. Diese Absicht wurde auch in vollem Maße erreicht. Felix von Balthasar rettete zuerst die Ehre und das Daseyn Tells mit siegreichen Gründen in seiner Defense de Guillaume Tell, und empfing daher von den Herren von Uri, die sich anfangs gar nicht zufrieden geben konnten, ein feierliches Belobungsschreiben mit zwei Goldmünzen. Dann trat der Nestor der helvetischen Literatur, der General Zurlauben mit seinem Guillaume Tell (Paris, 1767.) als Anwald des schweizerischen Heros auf, veranlaßt durch das oben angeführte Trauerspiel von Le Miere, erzählte zuerst Tells Geschichte aus den ältesten Chroniken und bestätigte aus unwidersprechlichen Urkunden ihre Wahrheit. Was er und Spreng weiter darüber

---

*) Was die geistreiche Engländerin Williams in ihrem Nouveau Voyage en Suisse (Paris, 1798.) T. I. p. 104. darüber sagt: Le conseil suprême de Berne (nein, nur die Landversammlung zu Uri) fit bruler le livre et j'avoue que je me sens portée à excuser cette vengeance — L'histoire merveilleuse de la pomme entre dans les premières leçons que l'on nous donne: qui de nous pourroit souffrir, que ce tribut d'admiration fut transportée à un autre homme, entwaffnet freilich die Kritik nicht, soll sie aber doch behutsamer machen und ihr eine heilige Scheu einflößen.

sammelten, befindet sich in seiner für die Geschichte der Schweiz unschätzbaren Büchersammlung aufbewahrt *). Auch hielt der Berner Rathschreiber und Bibliothekar, Emanuel von Haller, ältester Sohn des großen Alb. von Haller, den 2ten Mai 1772 eine Vorlesung zur Beglaubigung von Wilhelm Tell. Gewiß, so achtbar auch der historische Skeptizismus sonst seyn mag, so leichtsinnig ist doch im Ganzen der Angriff auf diese vielfach beglaubigte Stammüberlieferung gemacht worden. Wie wenig kann die Aehnlichkeit mit dem alten dänischen Abenteurer Toko, die damals aus den Annalen des Saxo noch niemand in der Schweiz wissen konnte, uns berechtigen, die dänische Legende zur Mutter der alten Schweizersage zu machen **). Nur von Geschlecht zu Geschlecht fortgesungene Volkslieder und alljährig wiederkehrende Prozessionen zu den Kapellen, die zum Andenken der That gestiftet worden waren, nebst andern Volksfesten, konnten in jener an schriftlicher Aufzeichnung so armen Zeit eine merkwürdige That zu Enkeln und Urenkeln fortpflanzen und diese in jedem Heroalter der Geschichte mehr als

---

*) Sie befindet sich jetzt in Aarau nebst einer unermeßlichen Sammlung von Urkunden, wenn wir Reichards Bericht in seiner malerischen Reise durch die Schweiz. S. 130. Glauben beimessen. Allein sollte er sie nicht mit der gleichfalls sehr reichen Bibliothek des Seckelmeisters Balthasar verwechselt haben? S. Ebel's Schweiz II, 400.

**) Alle Streitschriften über die ketzerische Schrift: Guillaume Tell, Fable Danoise, hat Emanuel von Haller theils in seinem Verzeichniß der Schriften über die Schweiz, IIter Versuch S. 339. theils noch vollständiger in seiner Bibliothek der Schweizergeschichte. Th. V. S. 24—27 angeführt. Schon Stephanius macht in seiner Ausgabe des Grammatikers Saxo in der Anmerkung p. 204. auf diese Parallele aufmerksam.

Schrift sprechenden Denkmale reden noch jetzt mit hundert vernehmlichen Zungen zu uns. Durch alle diese Kennzeichen unverwerflicher Wahrheit fand sich daher der große Geschichtschreiber der Schweiz, Johannes Müller *), nach dem gewissenhaftesten Zeugenverhör gedrungen, die ganze sogenannte Tellen-Fabel mit allen ihren Motiven und Umständen in seine Schweizergeschichte aufzunehmen und in einer kritischen Anmerkung dazu auszurufen: „Gewiß hat dieser Held im Jahr 1307 gelebt und an den Orten, wo Gott für das Glück seiner Thaten gedankt wird, solche Unternehmungen gethan, durch die dem Vaterlande Vortheil erwachsen ist."

Schiller folgte daher in seinem Drama genau dem Bericht, dem Johannes Müller durch seine Geschichte das Siegel hoher Glaubwürdigkeit aufgedrückt hatte, mit der innigsten Ueberzeugung, daß der beredteste und großherzigste aller Annalisten — denn dafür wollte ja Johannes Müller selbst in seiner Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft nur gehalten seyn — hier die lauterste Wahrheit gesprochen habe. Darum stiftete er ihm auch in seinem Tell ein schönes Denkmal. Denn wenn zu Anfang des fünften Aufzugs Stauffacher die Kundschaft von Kaiser Albrechts Ermordung durch seinen Neffen, in die sich die versammelte Menge auf dem Platz bei Altorf noch nicht zu finden weiß, als ganz unbezweifelt erhärten will, so sagt er:

Es ist gewiß, bei Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenwerther Mann
Johannes Müller bracht es von Schafhausen.

Als daher Müller im Winter 1804 bei seiner Reise nach Berlin, die dann für seine Anstellung dort als Mit-

*) Müllers Schweitzergeschichte 1r Th. S. 645 f. Neueste Ausgabe.

glied der Akademie und königl. Historiograph entschied, sich einige Wochen in Weimar aufhielt und einer der ersten Aufführungen des Tells im dortigen Theater, von Schiller selbst meisterhaft geordnet, beiwohnte, wandten sich aller Augen auf den glaubenwerthen Geschichtschreiber Johannes, der neben Wieland in der fürstl. Loge saß, und Wieland fragte dann in einem Abendzirkel, wo die damals anwesende und den Stoff zu ihrer Allemagne sammelnde Frau von Staël etwas Bitteres über die Langsamkeit der Deutschen im Ergreifen anspielender Stellen im Schauspiel zu bemerken sich erlaubte, die geistreiche Frau: ob sie nicht bemerkt hätte, was heute im Theater vorgegangen sey, und nennt diesen Auftritt eine Szene aus einem alten griechischen oder römischen Theater.

Schillers Zweck ging aber bei der Bearbeitung dieses historischen Stoffs noch auf etwas Höheres. Er hatte es damals, als er dies Stück zuerst in Weimar auf die Bühne brachte, gegen Freunde gar keinen Hehl, daß es ihm dabei vorzüglich darum zu thun gewesen sey, durch die Entwickelung von Tells harmlos, einfach handelnden Charakter, der nicht einmal an der Verschwörung Theil nahm, und durch die psychologische Motivirung der Hauptszene beim Apfelschuß die unbestreitbare Wahrheit des Ganzen ins vollste Licht zu setzen und so dem böslich angefochtenen Schatten Tells die rühmlichste Ehrenerklärung, das wohlgefälligste Sühn- und Todtenopfer darzubringen. Und wie herrlich ist ihm die Lösung dieser Aufgabe gelungen! Das alte Wort Boileaus: le vrai peut n'être vraisemblable, meint Schiller, müsse der dramatische Dichter durch seine Darstellung in historischen Dramen stets dahin abändern können: le vrai doit être toujours vraisemblable und es sey nur Unbeholfenheit und Unberuf des Stümpers Schuld, wenn es nicht geschähe.

Ueber Schillers Wilhelm Tell sind die Meinungen von jeher im sonderbarsten Zwiespalt und Widerspruch gewesen. Mit fortgesetztem Tadel hat man dies Stück oft ein aus historischen und idyllischen Szenen zwar kunstreich, aber doch

ganz unzusammenhängend verbundnes Drama genannt, dem es durchaus an dem mangle, was kein dramatischer Dichter ungestraft verletzte, an Einheit der Handlung. Eine Zeit lang sey Tell der Hauptgegenstand und der wahre Held des Stücks, bald aber weiche er als Nebenperson zurück und die Befreiung der Schweiz überhaupt trete nun, durch mannigfach zusammenwirkende Umstände herbeigeführt, als Hauptthema ein. Die episodisch eingewebte Leidenschaft, der Liebeshandel zwischen Rudenz und Bertha dränge sich auch mit dazwischen und zerstreue durch einige wahrhaft interessante Situationen die Aufmerksamkeit des Zuschauers. Man sollte überhaupt fast glauben, Schiller habe zwei durch ihren Stoff mit einander verwandte Schauspiele zu verschmelzen gesucht. Die Hälfte seines Tells bestehe aus einer Zusammenflechtung mehrerer, nur lose an einander geknüpften Episoden; sie könnten wegfallen, ohne daß das Ganze in Rücksicht des Themas verlöre, aber dieser Tell würde dann freilich nicht fünf Aufzüge haben. Dazu komme nun noch die äußerst ungleiche Behandlungsart dieses Zwillingsthema. Mit Begeisterung beginne der Dichter sein Werk, mit erkältender Nüchternheit ende es. Der Anfang sey wahrhaft poetisch, ja lyrisch. Der Schluß matt und blos historisch.

Während nun ein Kunstrichter in dem Lande selbst *), in welchem Tell spielt, mit schweizerischer Treuherzigkeit und dem offnen Geständniß: wir Schweizer sind eigentlich noch zu wenig in den Geheimnissen der neumodischen Aesthetik geübt! durch die eben angeführten Gründe sich gedrungen

---

*) S. Isis, eine Monatschrift von deutschen und schweizerischen Gelehrten. Erster Jahrgaug 1805. März. S. 211—228. wo ein Schweizer in zwei Briefen an einen Freund im nördlichen Deutschland sich als Stimmgeber seiner Landsleute ankündigt und dem norddeutschen Enthusiasmus etwas kühlendes Schneewasser von den Gletschern aufgießt.

fühlt, auszusprechen, daß Schillers Tell nur zu den mittelmäßigen, vielleicht auch allzuflüchtig gearbeiteten Werken gehört, wo der Dichter in der Form zu viel, im Gehalt zu wenig Shakspearisch sey und sich vielmehr an Müllers Geschichte der Eidsgenossen, als an die Eingebungen seines hohen Genius gehalten habe: sprechen andre Kunstrichter mit unbegränzter Zufriedenheit und mit seltenem Entzücken von diesem echt historischen Drama.

Nach meiner Ansicht, sagt ein damals in Berlin lebender, Schillern oft nur zu streng beurtheilender Kunstrichter *), ist dies Schauspiel das vollendetste Kunstwerk, das Schiller geschaffen hat. Der Plan ist mit einer Reife der Kunsteinsicht, deren nur das Genie in solchem Grade fähig ist, entworfen und ausgeführt, alles wird darin vorbereitet; alles tritt an seinem Orte auf; alles schreitet edel fort und vollendet sich; nirgend eine Lücke, aber auch nirgend etwas Ueberflüssiges. Der Dichter hat hier eine Welt wahrer, hochherziger Menschen vor uns aufgestellt, die in ihrer Wahrheit unendlich mehr ergreifen und erheben, als die sublimesten Ideale.

Und Aug. W. Schlegel **), der gewiß den Dichter durch sein Lob verdorben haben würde, wenn er Schlegels dramatische Vorlesungen hätte lesen können, ruft ihm in diesen Vorlesungen seinen unbedingten Beifall wegen des Tells zu: „Das letzte von Schillers Werken ist meines Erachtens auch das vortrefflichste. Hier ist er ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt; die Behandlung ist treu, herzlich und bei Schillers Unbekanntschaft mit der Schweizerischen Natur und Landessitte von bewundernswürdiger, örtlicher Wahrheit, wobei ihm allerdings Johannes Müllers sprechende Gemälde zur herrlichen Vorarbeit dienten."

---

*) Der Freimüthige von 1804. Juli. No. 135.

**) A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Th. II. Abth. II. S. 413.

Schlegel mußte schon darum diesem Stücke einen so hohen Werth beilegen, weil es am besten seiner Behauptung zusagt, daß eben das wahrhaft historische Schauspiel dasjenige sey, worin der deutsche Genius sich am eigenthümlichsten bewege und bewegen solle. Und diese Meinung möchte wohl auch die Erfahrung am sichersten bestätigen. Mögen es Apollo und die heiligen neun Schwestern doch ja vor allen rein-poetischen, das heist fantastischen und eben darum rein-abenteuerlichen Erzeugnissen einer gewissen Schule bewahren!

Worin liegt es nun aber, daß jener Schweizer, der doch auch ein tüchtiger Ehrenmann zu seyn scheint, da nur Mittelmäßiges in Plan und Ausführung entdeckt, wo andere Kunstrichter, die doch sonst so schwer zu befriedigen sind, so gewaltig loben? Zuförderst mag wohl auch hier die Bemerkung sich rechtfertigen, welche die geschicktesten Porträtmaler so oft zu machen Gelegenheit haben, daß diejenigen, welche mit den Urbildern selbst täglich zusammen wohnen, selbst mit den gelungensten Aehnlichkeiten in den Porträts doch selten ganz zufrieden gestellt werden, gerade darum, weil sie entweder über der steten Anschauung der Einzelnheit den Blick aufs Ganze verloren, oder auch die Miene, die Stellung, die der Porträtist aus guten Gründen wählte, eben weil er sie für die ausdrucksvollste hielt, nicht als die alltägliche und am meisten geläufige beobachteten. Daher eben die Klage jenes Schweizers über Schillers Tell, daß er die Eingebornen so sehr in ihrer Heimath desorientire. Dann aber ist ihm auch Tells Charakter, wie ihn der Dichter mit unübertroffener Wahrheit aufgriff und eben dadurch seinen psychologischen Tiefblick meisterhaft beurkundete, völlig fremd geblieben. Niemand hat diesen in wenigen Worten glücklicher ausgesprochen, als Frau von Stael, wenn sie sagt: die drei Männer, Stauffacher, Walther Fürst und Arnold von Melchthal, bilden den Bund der Befreiung. Der Held desselben ist Tell, aber nicht der Urheber. Politik ist ihm ganz fremd. Nur dann empört ihn die Tyrannei der Vögte, wenn sie seine Ruhe

und sein tägliches Treiben und Thun stören. Er stößt sie mit seinem Arm zurück, wenn sie ihm am Arm greift; er richtet, er verurtheilt sie vor seinem eigenen Richterstuhl; aber er nimmt nicht Theil an der Verschwörung *)."

So und nicht anders hat Schiller seinen Tell aufgefaßt und die Keime dazu in Johannes Müllers Schilderung „des feurigen Gemüths dieses tapfern Jünglings" gefunden und zu seinem Zweck sich entwickelt. Man halte nur die Worte fest, die Tell zu Stauffacher spricht, als dieser ihn zur gemeinschaftlichen Nothwehr auffordert:

Was ihr auch thut, laßt mich aus eurem Rath,
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen,
Bedürft ihr meiner zu bestimmter That,
Dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen.

Darum läßt er ihn auch nur aus Unachtsamkeit dem aufgesteckten Hut in Altorf die gebotene Ehre nicht bezeigen. Denn es liegt nun einmal nicht in seinem Wesen, durch irgend eine absichtliche Aeußerung Partei zu nehmen. Ungezähmt und unabhängig, wie jene Gemse, die er so oft verfolgte, ist er frei, ohne sich um das Recht zu kümmern, das ihm diese Freiheit sichert. Was ist nun natürlicher, als daß Tell die übrigen rathschlagen, tagen, vorabreden und veranstalten läßt, was ihnen gutdünkt und die Noth der Zeit erheischt, und daß uns der Dichter dies alles ohne die Theilnahme seines Helden vorführen und vergegenwärti-

---

*) „Stauffacher, Walter et Arnold préparent la revolte. Tell en est le héros, mais non pas l'auteur: il ne pense point à la politique, il ne songe à la tyrannie que quand elle trouble sa vie paisible; il la repousse de son bras, quand il éprouve son atteinte; il la juge, il la condamne à son propre tribunal: mais il ne conspire pas" De l'Allemagne par Mad. de Stael. T. II. p. 253. Der Altenburger Ausgabe in 12.

gen muß, weil dieser nur erscheint, wenn es That gilt *)? Man hat gesagt und es mag gar wohl so erscheinen, daß die Handlung dieses Stücks nicht eigentlich Tells Geschichte, sondern die Befreiung der Schweiz sey und Frau von Stael drückt dieß in ihrer geistreichen Art, die Sache rund heraus zu sagen, sehr gut aus: die Einheit der Handlung in diesem Trauerspiele wird durch die Kunst bedingt, aus der ganzen Nation gleichsam eine dramatische Person zu machen **). Allein so fein auch diese Kunsturtheile klingen mögen, so können sie uns doch nicht überzeugen, daß dies eigentlich die Absicht des Dichters gewesen sey. Dann hätte er wohl dem Stück auch einen andern Namen gegeben und es die Schweizer oder die Befreiung der Schweiz geheißen. Nein! der schlichte, einfache und zur Thatkraft erprobte Landmann von Bürglen ***) kann nun einmal

---

*) Man übersehe doch ja nicht die charakteristischen Worte seiner Hedwig, die, wenn Stauffacher sagt: wir alle wollen handeln, um seinen Kerker aufzuthun, ihm so treffend antwortet: Was könnt ihr schaffen, ohne ihn? IVr Aufzug IIte Szene.

**) L'unité d'action, dans cette tragédie, tient à l'art d'avoir fait de la nation même un personnage dramatique. So hätten wir also hier den Demos, wie ihn die attische Schaubühne kannte!

***) Man kann den Schillerschen Tell in wenig Worten nicht besser charakterisiren, als es in einer treffenden Anzeige der Allemagne der Frau von Stael in den gehaltreichen Quarterly Review von 1814. (die ein gutes Seitenstück zu Villers Introduction seyn und vielleicht dem so eben in England erschienenen Werke gegen die Allemagne der Frau von Stael zum Gegengift dienen würden) No. XX. p. 387. geschieht: Schiller paints William Tell as a bold and honest mountaineer, who, far from a hero of

keinen Plan anlegen und keine patriotischen Kraft- und Standreden halten. Er ist kein Zungenheld und taugt nicht zur Tagsatzung. Da nun aber auch diese nöthig sind, damit Tell's That das volle welthistorische und dramatische Interesse habe, so konnte dieß nicht anders als so dazwischen treten. Und so wie dadurch, daß dort in der Aeneide der fromme Aeneas mehr duldet als thut, das epische Interesse an dem Hauptheldeu keineswegs verloren geht, so wird dadurch, daß in Schillers Tell jener That des Helden, der den Baumgarten rettet, den zweiten Pfeil für den Vogt spart und ihn im Hohlweg in die Brust des Wütherichs heftet, der Rath der drei Männer in Walther Fürsts Wohnung, die Verschwörung auf der Grütli-Matte, die Berathungs- und Sterbeszenen auf dem Edelhof zu Attinghausen so beredt entgegenstehn, das dramatische Interesse an der Hauptfigur des Stücks weder zerstückelt noch vermindert. Nenne man aber auch nicht Episode, was eben so wesentlich zur Hervorhebung und Beleuchtung des Hauptcharakters gehört, als in der Malerei der Schatten zum Helldunkel.

Wäre nun dadurch unser Dichter von dem Vorwurf gerettet, als habe er ein Zwillingsthema in Eine Handlung kunstwidrig zusammengeschmolzen, so würde nur noch über die Gleichmäßigkeit der Ausführung einiger Theile im Verhältniß zum Ganzen gestritten und dabei leicht eingeräumt werden können, daß der Liebeshandel zwischen Rudenz und Bertha, die einzige wirkliche Episode, die doch niemand wegwünschen wird, da sie Frauengefühl mit Junkerstolz so schön kontrastirt, und zuletzt doch das Losbrechen zur Handlung und raschen That ohne Tell motivirt, und die Szene zwischen Hedwig und den Umgebungen in Gegenwart des sterbenden Attinghausen, so wie der größte Theil des fünften Akts bald zu stark hervorgehoben wurden, um nicht

---

Romance or a talking patriot, is only roused to fury by the intolerable and immediats pressure of tyranny.

dem Eindrucke des Ganzen auf Augenblicke zu schaden, bald nicht organisch genug mit der Haupthandlung verbunden werden konnten. Ist es eine Sünde, so ist es wenigstens nur die des Uebermaßes und der überschwenglichen Kraftfülle, die von den meisten Handlangern im dramatischen Fach gar nicht einmal verschuldet werden könnte. Um so herrlicher und preiswürdiger tritt nun aber auch alles übrige hervor, vor allem die Größe und Tiefe des Dichters in Absicht auf Charakteristik der Schweizer überhaupt, selbst ihrer kleinen Bedächtlichkeiten, Beschränktheiten, Eifersüchteleien, und die zum Erstaunen hinreißende Lebendigkeit und Oertlichkeit in der Darstellung der Natur und Sitten, die Schiller nie mit leiblichen Augen gesehn hatte, so mancherlei Veranlassungen dazu er auch während seines Aufenthalts in Manheim in den Jahren 1783—85 gehabt hatte *). Wir müssen über diesen Triumph des Schillerschen Genius, der dies alles blos durch die Fantasie so erfaßte, den mehrmals angeführten Schweizer Kritikus vernehmen. Die Zeitschrift, in welcher seine Briefe stehn, ist, ob sie gleich eine der gehaltreichsten ist, die wir kennen, doch nur wenig unter uns bekannt worden. Es stehe also diese Stelle daraus zum Zeugniß hier:

„Das Schwerste, Größte, am unnachahmlichsten Gelungene sind die Charaktere in diesem Schauspiel. Von allen, welche Schiller jemals erfand, sind die im Tell die wahrsten. Man kann von ihnen nicht sagen, sie seyen erfunden, nein, sie sind treu und rein, mit sichrer Hand

*) In der Schweiz waren seine Räuber durch einige scharfe Kritiken, die in Zürich erschienen, hart mitgenommen und überhaupt als sittenverderblich angeklagt worden. Bekannt ist die Klage der Graubündner, die ihm das Verbot vom Herzog von Wirtemberg, nichts poetisches mehr drucken zu lassen, zuzogen. S. Nachrichten von Schillers Leben in Schillers sämmtlichen Werken. Th. I. S. X.

* * *

unmittelbar aus der Natur geschöpft. Man würde schwören, Schiller habe seines Lebens größten Theil in Schwyz oder in Uri gelebt, unter dem einfachen, anmaßungslosen und doch kraftvollen Hirtengeschlecht. So sind diese wenig gekannten Aelpler in der Stunde der Noth und politischen Stürme; so denken, so handeln sie, nur heut zu Tage vielleicht ein wenig kirchlicher (ich will nicht sagen religiöser). Tell und sein Weib, Stauffacher, Walther Fürst, Rösselmann, der Freiherr von Attinghausen sind die vollendetsten. Selbst die aus der schwachen Nüancirung entspringende Einförmigkeit ihrer Charaktere ist treue Abspieglung der Wirklichkeit. Man begreift es kaum, wie ein Mann, der die Schweiz vielleicht nie gesehen hatte, vermöge seines Genius sich in die Denkart jedes Einzelnen dieser Menschen individualisiren konnte. Wie er ihre Sprache lernte und die Bilder theils aus dem häuslichen Leben, theils aus der politischen Verfassung entlehnte, der sie sich bedienen."

So weit der Schweizer Kunstrichter, der frühern Tadel durch so ruhmvolles Zeugniß zwiefach wieder gut macht und nun mehrere solcher Wendungen und Ausdrücke, die unter schweizerischen Landleuten noch immer gäng und gebe sind, anführt. Wir erinnern uns aber hiebei aus dem frühern Zusammenleben mit dem Dichter, daß bei den ersten Aufführungen dieses Stücks auf der Weimarischen Bühne gerade diese Bemerkung über dies wunderbare Ergreifen der Schweizer Sitte, Natur und Sprache in diesem Stück in Johannes Müllers Gegenwart gemacht wurde, worauf dieser erwiederte, daß wer nur an sich mit göttlichen Gaben ausgerüstet sey und dann in Luthers Bibelübersetzung die patriarchalische Geschichte und die Bücher Samuels fleißig studirt, übrigens aber, in Beziehung auf die Schweiz, des herrlichen und in seiner Art nie übertroffenen Tschudi eidgenössische Geschichte in der Kraftsprache des 16ten Jahrhunderts, rein in sich aufgenommen habe, wohl ohne weitere Offenbarung dies so treffen könne. Als der ehrwürdige Johannes von Schafhausen dies kaum ausgeredet hatte, trat Schiller selbst in diesen Kreis und

vernahm, was eben verhandelt worden war. Er stimmte unbedingt in alles ein, was Müller gesagt hatte, rühmte mit freudiger Anerkennung die unberechenbaren Vortheile, welche ihm, als er noch in Stuttgart auf der Carlsschule sich befunden, das Studium der Bibel in Luthers Uebersetzung nicht nur für die Sprache *), sondern auch für Menschenstudium und Charakterzeichnung solcher Menschen, die mit den Ebräern ohngefähr auf derselben Stufe stünden, gerade jetzt dargeboten hätten, und gestand, daß er die (bei der Vorstellung vorzüglich gefallende) Unterredung (in der zweiten Szene des ersten Aufzugs) zwischen Gertrud und ihrem Ehewirth (das ist der Schweizer Ausdruck) Stauffacher fast wörtlich aus Tschudi genommen hätte **). Bei einer andern Veranlassung bemerkte der Dichter, daß er außer Tschudi nur noch zwei alte eidgenossische Schriftsteller zum Behuf seiner Dichtung gelesen habe, Grasser's Heldenbuch ***), worin ihm besonders auch die alten Kupferstiche sehr gefallen hätten, und Stumpffens Chronik †), in welcher ihm die vielen Holzschnitte Vergnügen machten."

Daß nun zur historischen und psychologischen Treue, die man in diesem Stück so bewundernswürdig findet, auch noch die geographische kommen mußte, wenn in einem Stück, wo der Rahm und die Einfassung des Gemäldes die romantisch erhabne Natur um den Luzerner- und Vier-

---

*) S. Nachrichten von Schillers Leben. S. VIII.

**) S. Eidgenossische Geschichte. Ersten Theils viertes Buch (Th. I. S. 235. Die Ausgabe von Iselin. Basel, 1734. in Fol.)

***) Schweizerisch Heldenbuch, beschrieben durch Jacobum Grasserum. Basel. 1625, in 4.

†) Allgemeiner Eidgenossenschaft — Chronik, würdiger Thaten Beschreybung durch Johann Stumpffen beschrieben und in 13 Bücher abgetheilt (Zürich, 1548. in Fol.).

stättensee war, alle Zuschauer gleich befriedigt werden sollten, versteht sich von selbst. Auch hiezu ließ es der Dichter, der so gewissenhaft in seinen Vorstudien war, nicht an Beschauung der Aberlis und andrer Prospekte fehlen, die ihm damals eine schöne fürstliche Sammlung in Rudolstadt darbot, und las besonders Meiners Reisen in dieser Absicht. Des wackern Ebel vollständiger Unterricht über die Naturschönheiten der Schweiz, ohnstreitig das vollständigste und verständigste, was über die Pittoreske dieses Wunderlandes geschrieben und gesammelt werden konnte, war damals noch nicht erschienen. Normann's, übrigens fleißige, Compilation war ihm zu trocken. Wo aber die Anschauung fehlte, da mußte der Gott in ihm, die aus fremden Stoff eigenes, unnachahmliches bildende Fantasie, ersetzen. Natürlich waren, wenn ihm nicht etwa Hesekielische Gesichte zu Theil wurden, kleine Verzeichnungen und Verwechslungen des Lokals unvermeidlich. Daher denn auch unser Schweizer im zweiten seiner kritischen Briefe über den Tell sich gedrungen fühlte, auszurufen: „Es hat mich beim Lesen des Wilhelm Tell wirklich manchmal aus der schönen Täuschung unangenehm aufgeweckt, wenn ich bald hie, bald da in den Beschreibungen der Bühne, wo dies alles vorgeht, sagen mußte: aber es ist dem gar nicht also *)! Die Fantasie des Dichters, wie er seyn soll, verschmäht nun einmal die allzuengen topographischen Fesseln. Wie viele, um nur hier gleich ein Beispiel aus der benachbarten Gegend am Genfersee anzurufen, setzten sich

---

*) Monatsschrift Isis 1805. März, S. 224 ff. Man findet hier auf sechs Seiten eine ganze Reihe von verfehlten oder doch verschobenen Lokalangaben des klassischen Bodens um den Vierwaldstättensee. Ob wohl Schiller, wenn er gelebt hätte, bei einer Ausgabe von der letzten Hand Gebrauch von diesen topographischen Korrekturen gemacht haben würde? Es ist uns erlaubt, zu zweifeln.

mit Rousseaus neuer Heloise in der Hand an die malerischen Hügel von Vevai und Klarens, und fanden sich bei dem Versuche, die einsamen Streifereien des zärtlichen St. Preux in den wilden Felseneinöden bei Mellerie zu bestimmen, in ihrem nur allzuprosaischen Beginnen jämmerlich getäuscht. Nur ein Matthisson*) konnte, selbst Dichter, mit seiner Fantasie das Fehlende dort nachschaffen und doch beschwert auch er sich über Incongruitäten in Klarens, die fast alle Täuschung zerstörten. Und Rousseau kannte doch jene Gegend wirklich auswendig! Jedermann weiß, wie es den Engländern gegangen ist, die Wood's Fußtapfen verfolgend, die Homerischen Szenen und Schlachtfelder am Skamander und Simois aufsuchten und sich nun bis zur heutigen Stunde über eine Topographie zanken, die so nur in der begeisterten Vision des Homerischen Ursängers und der ihm vor- und nachsingenden Homeriden, geistig erschaffen, da stand, weswegen der verrufene Bryant mit seinen Zweifeln so gar Unrecht wohl nicht haben mochte **). Und wie manche Verlegenheit hätte sich der wackere Bonnstetten in seiner topographischen Untersuchung der Szenerei in den sechs letzten Gesängen der Aeneide ***) erspa-

---

*) S. Briefe von Fr. Matthisson. (Zürich, 1795.) 2tes Bändchen. S. 16.

**) Weit entfernt, allen jenen Forschungen emsig herumkletternder Britten bis auf Gell und Hobhouse herab allen belehrenden Werth abzusprechen und eine Arbeit, wie die Heynische in jenem Exkurs zum Homer, für ganz unverdienstlich zu halten, können wir doch den wenigen schlauen Worten Wolf's in seinen unsterblichen Prolegomenen zum Homer p. XLVI. über dies eitle Beginnen, hier auf prosaische Situationszeichnungen auszugehn, unsern Beifall nie versagen.

***) Voyage sur la scene des six derniers livres de l'Eneide par Ch. V. de Bonstetten (Geneve, Pachoud. 1806.) Man sehe da z. B. S. 72. 98. u. s. w.

ren und wie oft die Nothkrücke: die zerstörende und wiedererzeugende Natur habe hier selbst zu mächtig eingegriffen! geradezu wegwerfen können, wenn er sich stets zur rechten Zeit erinnert hätte, daß Virgils Griffel keine agrimenforische Zehnfußruthe (Decempeda) und der hochbegabte, fantasiereiche Sänger jenes epischen Abenteurers kein augusteischer Feldmesser war.

Den unübertrefflichen, unwiderstehlichen Zauber, den Schiller seinen Schweizer Naturszenen und Schilderungen durch jene Züge zu ertheilen wußte, wo jeder, wie bei einem Porträt von Meisterhand, dessen Original er nie sah, ausruft: das muß getroffen, das muß wahr seyn! schöpfte Schiller aus dem lebendigen Quell in sich selbst, aus jener innern Fantasiewelt, ohne welche der korrekteste, beschreibende Dichter nur ein armer Versedrechsler ist. Wir erinnern hiebei an eine, unsern Satz wahrhaft erläuternde Stelle in den Reiseschilderungen der fantasiereichen Friderike Brun, der wahre Dichterweihe im Ernst niemand abzusprechen wagen wird, wo sie die Eindrücke schildert, die sie beim Durchschiffen des Waldstättensees und dem Anblick der Szene, in welcher unser Helden-Drama spielt, so gewaltig ergriffen *). „Nur in den Fantasieen meiner Kindheit fand ich die Urbilder dieser wüsten, rauhen Bergseiten, Klüfte, Zacken und Häupter wieder, dieser herabhängenden Tannenwälder, dieser grünen Alpen mit den kleinen Sennhäuschen, die in den See zu fallen drohen! So dunkelblau bildete ich mir den Himmel, so smaragdgrün die hüpfenden Wellen. — Selbst diese mächtig aufgethürmten Kolossen zu beiden Seiten des Sees überraschten mich nicht so sehr, als sie mich in Träumereien versenkten. Diese ganze Gegend kam mir so bekannt vor, als habe ich sie in einer unentfalteten Präexistenz meines Daseyns sehr oft gesehn; als sey ich unter der Gestalt einer leichtfüßigen

*) Prosaische Schriften von Friderike Brun, (Zürich, Füßli. 1799.) IIr Theil, S. 98 f.

Gemse sehr oft von Absatz zu Absatz über Klüfte und Schlüfte dahin geeilt. Diese wunderbaren Töne und Gebilde der Erinnerung, die oft plötzlich aus der verborgensten Tiefe der Seele aufdämmern, woher sind sie entstanden *)?"

Eben so viel preiswürdiges ließe sich nun auch noch von jener unerschöpflichen Fülle in der Darstellung solcher Situationen und Momente sagen, die, wie es damals in einer kritischen Anzeige hieß, „so schön, so kraftvoll vor die Seele treten und durch eine so individualisirende, dem echten Schweizer gleichsam aus dem Munde genommenen Sprache sich vergegenwärtigen, daß man jedes Einzelne immer für das Schönste im Stück hält, bis das Folgende wieder heraufglänzt und jenes wieder in Schatten stellt. Einleitender, die Seele des Zuschauers zur reinsten Empfänglichkeit stimmender kann schwerlich je ein Prolog gedichtet worden seyn, als jener echt-idyllische Dreiklang des Fischerknaben, Alpenhirten und Gemsenjägers sogleich beim Aufrollen des Vorhangs, zumal wenn dies durch eine so angemessene Ouvertüre vorbereitet wurde, wie sie der Kapellmeister Weber in Berlin für die erste, höchstgelungene Aufführung dieses Stücks am 3ten Juli 1804 auf dem Berliner Theater komponirt hatte **). Ueberhaupt hat der unvergleichliche Dich-

---

*) Viel Treffendes und im schönsten Sinne des Wortes: Dämonisches über diese geheime schöpferische Werkstätte in uns findet man in des gemüthvollen Dr. Schubert vor kurzem erschienenen Symbolik des Traums. Man lese und bete an!

**) Sie ist bald darauf im Druck erschienen; bekanntlich haben auch Haßloch und Destouches ihre Compositionen zu diesem Stück im Clavierauszuge bekannt gemacht. Die von Destouches zu Augsburg 1806 herausgegebene ist diejenige, welche bei der ersten Aufführung des Stücks in Weimar unter den Augen des Dichters gespielt wurde.

ter in keinem seiner Stücke, selbst in der Jungfrau nicht, auf die er doch selbst den höchsten Werth legte, sich mit so echt genialischer Freiheit und Leichtigkeit*) bewegt und so wenig nur durch Reflexion dem Geiste abgedrungenes und abgerungenes aufgestellt, als in diesem Tell, den er gleichsam nur als eine Erholung von den Anstrengungen betrachtete, die ihm die Braut von Messina gekostet hatte. Das Stück selbst war auch nur die Arbeit von weniger als drei Monaten. Daher kam es denn auch, daß der Dialog, einige wenige Szenen ausgenommen, und was etwa gegen den fünften Akt gesagt werden mag, sich hier ganz rein erhalten hat von den müßigen, rhetorischen Betrachtungen, von den ins Epische streifenden Schilderungen, die bei aller eigenthümlichen Schönheit und Glanz doch wohl nur euripideische Auswüchse genannt werden mögen, von den lyrischen Erhebungen, die Schillers Stücken vom Don Carlos an oft Schaden thaten und den dramatischen Effekt verminderten. Natürlich! denn diesmal galt es keiner blos idealischen Seelenmalerei. Die Menschen, die sich hier bewegen und zu dem Heiligsten der Menschheit, der Freiheit, ganz unaufhaltsam fortstreben, hatten im Ganzen wirklich so gelebt, gehandelt und gesprochen. Diese innere Wahrheit bewahrte vor jeder äußern Unwahrscheinlichkeit.

Es ist sonderbar, daß dies Stück bei seiner Erscheinung in dem Lande, dessen älteste und höchste Großthat es verherrlicht, kaum eine andere Wirkung, als eine scurrilische Travestirung hervorgebracht hat **). Der Dichter hatte

---

*) Man lese das höchstmerkwürdige Selbstgeständniß in einem Bruchstück eines Schillerschen Briefes, das wir dem edeln Herausgeber von Schillers sämmtlichen Schriften, Körner, verdanken. Th. I. S. XXV.

**) Wilhelm Tell, der Tausendkünstler, oder der travestirte Tell, Schauspiel in drei Akten, von Niemann. Uri. 1805.

hier wohl auf ganz andre Wirkung gerechnet. Aber wie vieles war jetzt anders. Tells unmittelbarstes, eigenstes Vaterland hatte nicht bestanden in jenem unsterblichen, der hohen Altvordern allein würdigen Kampf gegen Schauenburgs Schaaren und die französischen Revolutionsgreuel, die kapitulationswidrig von Arau aus unterstützt wurden, in jenem Kampf am Vierwaldstättensee im Jahr 1798 und den Zerstörungen in Stanzthal. Ein zweiter Tell hätte hier nichts wirken können *).

„Das wodurch wir sind, ohne das wir gar nichts sind, Eidgenossen, den Schweizersinn, den können wir unmöglich entbehren. Wer immer auf Tagen und in Räthen, sein Ort, wie es heiße, mehr als die Eidgenossenschaft bedenkt, der kehrt, was das erste, das oberste ist, um, der ist revolutionär **)". So rief der edle Johannes von Müller seinen jammervoll getheilten und sich selbst zerreißenden Landsleuten zu. Und damit das alte Bundeswort, eingegraben in den Geist, sich fortpflanze von Geschlecht zu Geschlecht, sollte die Prozession zu Tells Kapellen und zum Grütli nie aufhören und die Erinnerungen stets aufgefrischt werden. Gewiß, es ist ein herzerhebender Gedanke, den A. W. Schlegel in seiner Beurtheilung des Schillerschen Tell's ***) ausspricht: „Im Angesicht von Tell's

---

*) Man lese doch ja Meyers Ruinen von Unterwalden oder wenigstens die Hauptmomente dieses Kampfes in Reichard's malerischer Reise im siebenten Bruchstücke von S. 145. an.

**) S. Johannes Müller's Räthe an die Eidgenossenschaft, mit Zusätzen begleitet von einem Freunde seines Vaterlandes. Im März 1814. S. 5 und 11. vergl. Müller's Herzensergießungen an seinen Bonstetten in den Werken XV, 39. 66. 86. 90. 150.

***) Ueber dramatische Kunst und Literatur II, 2. S. 413.

Kapellen am Ufer des Vierwaldstättensees, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrund, hätte diese herzerhebende, altdeutsche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darstellung verdient, zu halbtausendjähriger Feier der Gründung schweizerischer Freiheit (also im Jahre 1807) aufgeführt zu werden!"

Möge die kleine Gallerie von Szenen, die Rambergs erfindungsreicher Griffel aus Schillers Tell darstellte, dazu beitragen, das Andenken an den von Gott begeisterten Mann aus Bürgeln und an den Dichter, der ihm dieß Andenken stiftete, unter uns allen, die wir deutschem Sprach- und Volksstamm zugehören, theuer und heilig zu erhalten. Vor wenig Jahren durfte dies Stück nicht einmal in einer der größten Residenzen Deutschlands aufgeführt werden, durfte der Herausgeber und Verleger dieses Taschenbuchs es nicht einmal wagen, nur Szenen aus Schillers Tell in der Reihe dieser bildlichen Darstellungen auftreten zu lassen. Wie schön hat der große Kampf der europäischen Eidgenossenschaft geendet! Schatten Tells! bewahre uns vor jedem Rückfall!

I.

Das Freiheits-Triumvirat.

Viel hundert Mal sind diese drei Männer, die Stifter der eidgenossischen Freiheit, Walther Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Erni (Arnold) an der Halden von Melchthal, in Holzschnitten und Kupferstichen, Münzen und Siegeln dargestellt und abkonterfeit worden. Jedermann weiß, daß der große Geschichtschreiber der Schweiz sie auch zu seinem Siegel und Wappenzeichen gewählt hatte. Bekannt ist unter den ausgeführten neuern Kupferstichen der nach Freudenberger,

H. Rumberg del. A. W. Böhm sc.

Wilhelm Tell. 1r Aufz. 4te Scene.

Wie wir, drey Männer, jetzo unter uns
Die Hände flechten, redlich, ohne Falsch;
So wollen wir drey Länder auch, zu Schutz
Und Trutz, zusammen stehn auf Tod und Leben.

der aber die Idee des Triumvirats selbst in einer Anwandlung lachender Spottlust gar wunderlich umgebildet und travestirt hat *). Wenn man zu dieser Gruppe eine Parallele aus dem Alterthume suchen wollte, so würde man kaum etwas ähnliches auffinden können; man müßte denn die Verschwörung der sieben Fürsten gegen Theben, die Flaxman nach Aeschylus so kräftig nachgebildet hat, hieher rechnen wollen.

Natürlich konnte unser Ramberg in der Darstellung des Schwurs selbst kaum etwas neues erfinden oder seine Vorgänger zu überbieten suchen. Doch ist die ganze Komposition, wie jeden der Augenschein lehrt, gewiß eine der schönsten und der Ausdruck in den Schwörenden einer der sprechendsten, der bei dieser so unendlich oft gebildeten Gruppe je gebildet worden ist. Der Stich des trefflichen A. W. Böhm in Leipzig läßt der Zeichnung vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren, und das Blatt gehört nach allen Kunstforderungen zu den vorzüglichsten, die wir dem Grabstichel dieses Künstlers verdanken, der nur nicht dazu kommen kann, durch etwas Größeres mit den Ersten in seinem Fache den rühmlichsten Wettstreit fortzusetzen. Neu ist indeß diese Szene durch die Umgebungen geworden, mit welchen Schiller sie umringt hat.

Nach der allgemein angenommenen Ueberlieferung leisteten die drei Männer den Bundeseid für sich und die drei Lande auf dem Grütli unter freiem Himmel. Und so stellt den ganzen Hergang der Sache auch das zweite der zwölf Gemälde dar, die selbst den französischen Verwüstungsgreueln entrannen **), noch vor kurzem in Tells Kapelle

*) Man erinnert sich ja wohl an die drei wohlgenährten Schweizerinnen, die sich die Hände geben, mit der burlesken Unterschrift: les trois grasses.

**) „Diese Kapelle ist eines von den wenigen Denkmälern, welche die Zerstörungssucht der Soldaten und die vandalische Art der Revolution verschonten.“ Reichards malerische Reise S. 176.

in der obersten Gegend des Vierwaldstättensees gesehen wurden, und durch den kindlichen Sinn, der in ihnen und den untergesetzten einfältigen Reimen herrscht, schon so viele tausend Wandrer aus nahen und fernen Gegenden ergötzt und erbaut haben *). In der handschriftlichen Reisebeschreibung des Dechant Schmutz von Zürch ward dies Gemälde so beschrieben: Zweitens, die eidliche Verbindung der drei Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden, welche die Triumviri libertatis helveticae gewesen 1307, in den gerade jenseits dem See gelegenen kleinen Matten im Grütli genannt **). Allein diese Geburts- und Wiegenszene der eidgenössischen Freiheit wollte sich der Dichter zu einer noch größern Wirkung aufsparen und folgt daher der Aussage in Tschudi's eidgenössischer Geschichte, die auch Müller zum Grund legt, nach welcher das Bündniß zuerst in Walther Fürsts Hause ***) von den drei Stiftern desselben beschworen und das Weitere für die Zusammenkunft auf dem Grütli verabredet wurde.

Wie verständig und einsichtsvoll hat nun der bildende Künstler das Oertliche zu benutzen gewußt, welches ihm der dichtende an die Hand gab! Dieser verhängnißvolle Schwur, den man mit Schlözer wohl einen universalhistorischen nennen mag, wird vor dem Hausherd geleistet, auf welchem zur mitternächtlichen Stunde noch die heilige Flamme kni-

---

*) W. Coxe (Lettres sur l'état de la Suisse T. I. p. 159.) nennt sie freilich mauvaises peintures, doch setzt er hinzu: dont la vue enflammoit nos bateliers.

**) S. Emanuel von Hallers Zweiter Versuch eines kritischen Verzeichnisses aller Schriften, welche die Schweiz betreffen (Bern, 1762). S. 349.

***) „Es ist bis auf unsere Tage zu Uri ein Haus gezeigt worden, wo die Retter der Freiheit sich nächtlich versammelten," sagt Müller, Geschichte der Schweiz I, 642.

stert und der ganzen Szene eine fröhlich beleuchtende Hellung gibt. Sie beschwören also Befreiung und Reinhaltung des Herdes, des Heiligsten und Ehrwürdigsten, was der rechtliche Weltbürger hat. Denn um drei Dinge wendeten sich von Anfang alle Sitten, und

was den Menschen zum Menschen gesellt,
und in friedliche feste Hütten
wandelte das bewegliche Zelt,

um Altar, Herd und Gräber der Vorfahren. Der Feuerdienst, jene Wiege aller geistigen Religionen, die in Chaldäa und Farsistan die rohen Fetischendiener nach und nach zum Uebersinnlichen erhoben, gründete bei den Griechen und Römern die Prytaneen und Vestatempel, in welchen nie eine Bildsäule stand, sondern das heilige Feuer, von reinen Jungfrauen gepflegt, die Göttin selbst darstellte. Vom eignen Herd, für welchen Gut und Blut zu opfern die unverbrüchlichste Satzung gebietet, geht alles Eigenthum und alle Cultur aus und jene frühe schuldlose Opfersitte, die der Vesta alle Erstlinge auf den Herd legt *), und das hochheilige Recht der Gastfreundschaft, und das keusche Band monogamischer Ehe, wenn, wie alte römische Denkmale uns vorbilden, Braut und Bräutigam, das geröstete Korn erfassend (confarreatio), sich die Hände vor dem heimatlichen Herde in einander legen. Und so mag vor ihm jener Hymnus gesungen werden, womit Herder seinen entfesselten Prometheus beschließt **):

*) Der Grieche erzählt sich darüber eine liebliche Fabel, wie Zevs nach dem Titanenkampf die Vesta vor allen geehrt habe. Man sehe das Fragment des Aristokritus in den Scholien zu Aristophanes Wespen V. 842.

**) Werke zur schönen Literatur und Kunst Th. VI. S. 91. Man hat in diesen Tagen dramatische Festspiele gedichtet und ausgetheilt, um auf Deutschlands Bühnen den allgemeinen Frieden zu ver-

Sieh, den höchsten Gott des Gastrechts,
Treuer Pflicht und heil'ger Schwüre;
Und die Stifterin der Ehen,
Königin der Ruhmgeschlechter;
Die Bewahrerin der Flamme,
Schützerin des Vaterherdes,
Aller Gottgeschenk und Gaben
Geberinnen preisen wir.

Und an diesem hier so deutungsreichen, lodernden Herde ruht der treue Haushund, den schon das Alterthum wegen seiner klugen und treuen Dienstfertigkeit dem Merkur und allen vom Merkur abstammenden Casmilen oder Laren (denn das ist ursprünglich eins) zum Begleiter gab. Zwei Thiere, sagt die rabbinische Fabel, wies Gott dem Adam im Paradiese an, die er mitnehmen sollte, als er hinausgetrieben wurde in die rohe und wüste Erde, das Pferd und den Hund (das Schwein fand er schon draußen). Daher findet man auf altrömischen Grabmonumenten, auf welchen die Treue der Ehegatten im häuslichen Zusammenseyn abgebildet wird, auch das Pferd hinter einer Wand hervorschauend und den Haushund unter dem Tische liegend *). Beim Schweizer und Aelpler erfüllt aber der Hund noch viele andere Bedürfnisse für Bewachung und Rettung. Hier indeß am Herde, wo ewige Treue beschworen wird, gilt er

---

herrlichen und vergessen, daß der unsterbliche Oberpriester der Humanität Herder in seinem entfesselten Prometheus, dieß Bedürfniß vorahnend, schon vor 20 Jahren unvergleichlich befriedigt hat.

*) S. Bassi Rilievi antichi di Roma tav. XXXVI. Il cagnolino, sagt dort Zoega T. I. p. 168. è un animale ovvio in ogni genere di rappresentanze domestiche, frequente ancora accanto le figure di defonti sdrajate sui coperchi delle casse sepolcrali. Vergl. den schönen Sarkophag im Museo Capitolino T. IV. tab. XXIX. mit den Anmerkungen p. 148.

ganz eigentlich als Sinnbild derselben. Doch ist der erfinderische Witz noch einen Schritt weiter gegangen. Mit seiner Pfote hält er das Ende des Stricks, womit das Reisigbündel, das am Herde lehnt und dem ersten Anblick nach nur zur Nahrung der Flamme bestimmt zu seyn scheint, fester zusammengeschnürt da steht. Wer fühlt aber nicht bei einiger Ueberlegung, daß dies in einen Bündel vereinigte Stabholz uns hier an jene Einigkeit erinnern soll, die durch Vereinigung stark und unzerbrechlich, durch das Band unverbrüchlicher Treue zusammengehalten, Jahrhunderten trotzt? Was Bruder Claus dort mit Worten, die jedem wahren Schweizer in die Brust geschrieben sind, mahnend und warnend aussprach; was eben jetzt, wo Einheit wieder so noth thut, ein echter Eidgenoß seinen Brüdern ins Gewissen ruft: „Ewig in enger Verbindung zu verharren, in Krieg und Frieden, durch vaterländische Sitten und Freuden, gemeinschaftliche Feste, eine Nation wie eine Familie *)!" ja was jene beliebte und belobte eidgenössische Unionsmedaille so beredt versinnbildete, wo in der Mitte eine strahlenumkränzte Engelshand eine aus dreizehn Gliedern bestehende und in einem Kreis herumgelegte Doppelkette zusammen hält, an welche die Wappen der dreizehn Hauptorte befestigt sind **): das mag in einfach-sprechender Andeutung hier das Symbol des Stabbündels aussprechen, welchem, am heiligen Herd ruhend, vom treuesten und klügsten aller Hausthiere eine so gute Wache und Aufsicht geleistet wird.

In den Kupferwerken, welche eine Gallerie der römischen Geschichte aufstellen ***), finden wir auch drei Männer

*) Im Anhang zu Johannes Müllers Räthen an die Eidgenossenschaft S. 13.

**) Bild und Erklärung in Köhlers Münzbelustigungen III, 217. fg.

***) Z. B. Histoire de la republique Romaine en 181 gravures en taille-douce d'après les desseins de Myris. (Paris, Schoell 1810.) n. 174. Wie flach ist dieser Blutrath dort behandelt!

auf einer Insel des Reno, ohnweit dem heutigen Bologna in dem Jahre Roms 709 versammelt, um einen Bund zu schließen. Es war auch ein Triumvirat, aber mit Achtserklärungen und Blutströmen bezeichnet, wobei jeder dieser Blutsäufer einen seiner nächsten Verwandten und Freunde den andern Preis gab. Wer schneidende Kontraste liebt, Mitternacht und Mittag, Hölle und Himmel gern nebeneinander stellt, mag Antonius, Oktavianus und Lepidus und die Retter der helvetischen Freiheit neben einander stellen und sich fragen, in welchem von beiden Zeitaltern das Menschengeschlecht mehr zum Erdulden oder zum Handeln vorbereitet war.

II.

Auf der Grütli's Matte.

In der außerordentlichen Felsenwelt, welche den Vierwaldstättensee umgibt und von 2000 bis 10,000 Fuß sich über seiner Fläche empor thürmt, zeichnen sich für alle, die nicht blos eine leichte Streiferei in die Schweiz zu thun gekommen sind, zwei klassische Punkte aus, die Grütli's Matte und Tell's Platte. „Gleich hinter dem Wyler-Stein ruht am Fuß des Senlis-Bergs die Grütli's Matte, eine steile Wiese, wo unter Obstbäumen bei drei Wiesenquellen ein Haus steht. Die uralte Volkssage nennt sie heilige Quellen und läßt sie auf der Stelle hervor sprudeln, wo die drei Männer zuerst den Bund beschworen. Hier trafen die drei Stifter der helvetischen Freiheit nächtlich zusammen, um die unwürdigen Fesseln der Knechtschaft zu brechen. Hieher kamen sie oft in stiller Nacht, sich zu bereden und endlich brachte jeder den 17ten Nov. 1307 zehn redliche Männer mit sich. Diese 33 treuen Vaterlandssöhne gelobten sich durch Handschlag: alles gemeinschaftlich, nichts eigenwillig zu wagen; einander Beistand zu leisten und treu zu bleiben im Leben und Tod; die alten Rechte zu behaupten; den Habsburgern von ihrer Habe und Gut nichts zu entwenden

I.

Das Hochzeitgedicht ohne Arrest.

Erzählung

von

Fr. Kind.

„Kanonikuschen! Kanonikuschen! auf ein Wort!“ — rief der Kommerzienrath Neunauge hastig zum Fenster hinaus, da er seinen geschätzten Mitstreiter am Whist-Tische, Herrn Kanonikus Goldhahn, die Straße herauf kommen sah, und winkte ihm dabei mit der Bernsteinspitze des langen türkischen Pfeifenrohrs. Dann strich er den feinzitznen Schlafrock glatt über den Bauch hinab, und verfügte sich nach der Thür, um sie dem werthen Freunde entgegenkommend zu öffnen.

„Was gibt's? was habt Ihr?“ — fragte der Eintretende, indem er sich mit dem Ostindischen Tuch die Schweißtropfen von der Stirn wischte.

„Delikate, vortreffliche Neuigkeiten! Die Nervenfieber grassiren mit jedem Tage gräßlicher; die Menschen stürzen hin wie die Fliegen, und —“

„Das nennt Ihr delikat?“ — unterbrach ihn Goldhahn verdrüßlich, brachte die in Unordnung gerathene Schleife des theuer erkauften Stiftskreuzes

wieder in Ordnung, und zog, um sich in etwas zu präserviren, dem Kommerzienrath die Pfeife ohne Umstände aus dem Munde — „deshalb habt Ihr mich die Treppe heraufgesprengt?“

„Ei! was geht mich und dich die Epidemie an? Sichern uns nicht die Schutzfläschchen, die du für sämtliche Mitglieder des Donnerstags gütigst verschrieben hast?“

„Kleinigkeit das! Macht keine Umstände! — nahm Goldhahn wieder das Wort, und blies aus dem verlöschenden Meerschaumkopf Asche und Funken. — „Ja, in meiner Jugend, da ich noch nichts war, nichts hieß, hätte mich vielleicht so Etwas auch beruhigen können. Aber jetzt — und bei dermaligen schweren Zeiten! Habe ich mich nicht so eben bei einem endlosen Zug Kanonen und Pulverwagen und Granaten wie ein Aal vorbei winden müssen? — Alle Wetter! wenn so ein Teufelsding in die Luft fliegt, und mir nichts, dir nichts, unser einem Arm und Beine zerschmettert.“ — —

„Aber laß mich nur zum Worte kommen, Kanonikuschen! Du bist von der Angst noch ganz wie gekocht. Ja, leider die Zeiten sind miserabel, und die Nervenfieber greifen täglich weiter. Kaum vor einer Viertelstunde fuhren der Hofrath Trampel und der

Doktor Schrenz drüben bei Raths vor, und stiegen sofort wieder ein. Wenn solche Herren bei reichen Patienten sich so schnell beurlauben — — kurz, gewiß hat in dieser Nacht der alte Narr Blumbach, des ewigen Trommelns und Pfeifens endlich müde, diese Zeitlichkeit verlassen, um sich dort von seinem Mozart und Haydn eins aufspielen zu lassen, und — merkst du nun, wo ich hinaus will, Kanonikuschen? — die junge Frau, nach der dir von jeher der Mund gewässert hat, ist nun wieder frank und frei, wie sie unser Herrgott erschuf!"

Kaum hatte Neunauge ausgeredet, als seine Vermuthung durch die, noch im Pudermantel eintretende Kommerzienräthin volle Bestätigung erhielt, und schon sah man durchs Fenster den Tischer mit dem bedenklichen Maße und den Leichenbitter mit Degen und Flohr stracklich auf das Leichenhaus zuschreiten.

Die, solchemnach seit vergangener Nacht verwitwete Räthin war denn auch ohne Widerspruch ein so allerliebstes und, als einzige Erbin ihres Mannes, auch so reiches Weibchen, daß nicht nur einem gewöhnlichen Ehestandskandidaten, sondern auch Jedem, dem Sinn für das Schöne und Gute verliehen war, bei

der Nachricht von dem Tode des alten Raths ein wenig das Herz klopfen konnte.

Ihr verstorbener Vater, Namens Freund, hatte auf einer benachbarten ansehnlichen Herrschaft lange Jahre hindurch das Amt eines Gerichtsdirektors bekleidet, und sie selbst war, nach dem frühen Tode ihrer Mutter, unter Aufsicht der dasigen Pfarrerin, so lieblich herangewachsen, daß selbst der Schulmeisterssohn und damalige Schreiber ihres Vaters, Johann Goldhahn, von dem Zauber ihrer großen schmachtenden blauen Augen, von der Zartheit ihrer Haut und der Anmuth ihres ganzen Wesens, gerührt und zur tiefsten Verehrung gegen sie hingerissen ward.

Natürlich durfte es jedoch der, überdies ziemlich plumpe Johann nicht wagen, die eignen etwas kalbsartig hervorstehenden Augen zur einzigen Tochter seines Herrn und Meisters zu erheben; sondern alle Andeutungen seiner geheimen Inklination mußten sich darauf beschränken, daß er beim Serviren Mamsell Elisen nie den Teller oder die Bratenschüssel reichte, ohne dazu, wenn auch insgeheim, mit dem Fuße auszuscharren. Aeußersten Falls gelang es ihm des Sonntags, wenn sie zur Kirche ging, ihr an der Kapellenthüre mit dem nachgetragenen Gesangbuch ein süßduftendes Sträuschen in die Hand zu spielen, das er aus

dem, seiner Obhut gleichfalls übertragenen Garten mit sorgfältiger Wahl geschnitten hatte. Elise dankte dann freilich mit einem freundlich auf die gefüllten Hyacinthen oder Lack- und Levkoyenstengel fallenden Blicke, rühmte auch wohl gelegentlich aus angeborner Gutherzigkeit Johanns glückliche Hand, ließ es sich aber dabei nicht im Traume einfallen, daß irgend eine Art besonderer Zuneigung hinter der Galanterie des handfesten Schreibers lausche.

Auch erhielt ihr eigenes, nichts weniger, als gefühlloses Herz nur gar zu bald eine Beschäftigung, die ihre Aufmerksamkeit von Anstellung aller, entfernter liegender Beobachtungen ablenkte. Herr Freund sah sich nämlich durch Weiterbeförderung seines bisherigen, schon ziemlich bejahrten Aktuars genöthigt, einen andern Gehülfen anzunehmen, und seine Wahl traf einen jungen Mann, Namens Anselmi, der kürzlich von der Akademie gekommen, und eben so talentvoll, als liebenswürdig und feurig war.

Kaum hatte Anselmi die Tochter seines Prinzipals bei der ersten Mahlzeit gesehen, als es ihm fast leid that, die mit einer so gefährlichen Nachbarschaft verbundene Stelle angenommen zu haben. Kaum hatte Elise bei seinem ersten Tischgespräch aufmerk-

sam zugehorcht, als sie sich, fast mit Verwunderung, zu der Ueberzeugung hingerissen fühlte, es gebe eine Art ihr bis jetzt noch unbekannt gebliebener Annehmlichkeit des Umgangs; als sie beim Stricken und Nähen an Anselmi recht oft, mit inniger, obschon zugleich fast scheuer Hochachtung denken mußte.

Die gegenseitige Bangigkeit ward jedoch, zumal da der sonst gar nicht leicht zu befriedigende Gerichtsdirektor von Anselmi's Geschicklichkeit und Gewandtheit nicht genug rühmen konnte, der neue Gehülfe selbst aber ein Paar der sprechendsten Augen besaß, sehr bald von sich begegnender Zutraulichkeit, und diese hinwiederum von recht inniger, für jeden Theil wohlthätiger Zärtlichkeit abgelöst. Der Weg zur Gerichtsstube führte so unmittelbar bei Elisens Zimmer vorbei; war es ein Wunder, wenn sich Anselmi's und Elisens Blicke zuweilen zufällig begegneten? Johanns Blumenbeete waren in diesem Sommer mit so süß duftenden Lilien und Nelken besetzt; das Birkenwäldchen, das den Garten begränzte, hatte diesmal eine o gesanglustige Nachtigall an sich gelockt; der Aufgang des Mondes nahm sich durch diese Birkenzweige so malerisch und zauberisch aus; Anselmi spielte zu Zeiten so zärtlich auf der Guitarre oder auf der Flöte; war es ein Wunder, wenn der nicht ohne Eifersucht alles

beobachtende Schreiber eines Abends, da der Direktor zum Edelmann eingeladen war, in der schattenden Jasminlaube ein Geräusch hörte, das in seinen ansehnlichen Ohren beinahe wie Geflüster der Liebe und recht zärtliche Küsse klang?

Dies, dem lauschenden Johann äußerst ärgerliche Flüstern und Lispeln wollte gar kein Ende nehmen. Er wußte sich vor Abgunst fast nicht länger zu lassen. Da er es aber gleichwohl, aus Respekt gegen den Herrn Aktuar und die Mamsell, nicht wagte, sich der Laube zu nähern, so ließ er sich zuletzt von einer Art Verzweiflung verleiten, einen Noth- und Hülfsschuß zu thun, d. h. aus der, gegen die genäschigen Spatze immer bereit stehenden Vogelflinte, obschon diese Kirschräuber vorlängst zu Bette waren, einmal zu feuern.

Seine Absicht, die Liebenden zu stören, gelang nur fast zu gut. Beide guckten auffahrend aus der Laube, um zu sehen, was es gebe. Aber leider hatte in der grünen Dunkelheit weder Anselmi bemerkt, daß Elisens rosenfarbnes Lockenband, wie ein Orden, von der Achsel seines blauen Fracks herabflatterte, noch Elise, daß beim Feuer der Küsse ihr braunes Halstuch von der ihrigen ein wenig herabgerutscht war.

Diese deutungsvollen Unregelmäßigkeiten fanden jedoch außerhalb der Laube an der Mondgöttin, die, seitdem man sie mit Endymion ins Gerede brachte, gegen die Schwachheiten ihrer Mitschwestern überhaupt etwas nachsichtlos seyn soll, eine Verrätherin. Der eifersüchtige Schütze konnte vor Ingrimm kaum sein: „Gehorsamsten guten Abend! die verdammten Sperlinge halten jetzt auch des Nachts keine Ruhe" — hervorstottern. Anselmi aber hatte mit schleuniger Abnahme seines Minne-Ordens, so wie Elise mit Aufnahme des Tuchs, gerade genug zu thun, um auf diesen ungelegenen guten Abend gehörig zu danken.

Nicht ganz zufrieden mit sich, weniger wegen des Vorfalls selbst, als wegen des Ertappens dabei, schieden die Liebenden diesmal auf abgesonderten Wegen von einander, und jedes von ihnen begab sich auf sein Zimmer, obwohl die milde Nacht recht füglich noch längeres Zusammenbleiben gestattet, und die innere Wärme wohl auch eine kühlere Nacht unschädlich gemacht hätte.

Der lächerlich eifersüchtige Schreiber konnte heute zum ersten Male bei der Lampe, womit er auf den Herrn warten mußte, nicht einnicken. Er brannte vor Begier, dem Gerichtsdirektor das Benehmen des

Aktuarius und der Mamsell beim Auskleiden kund zu thun; aber er wußte auch, daß mit Herrn Freund, besonders wenn er vom Schmause kam, nicht immer zu spaßen sey, und erinnerte sich der Ohrfeigen, die ihm einige Mal, wenn etwa der Stiefelknecht fehlte, oder ein Pantoffel am unrechten Platze stand, wohl abgemessen zu Theil worden waren.

Er beschloß daher, ein vielleicht sich anbietendes Stündchen abzupassen, und erwiederte auf die Frage des etwas benebelten Gerichtsdirektors: ob indessen was vorgefallen sey? mit etwas dumpfem Tone, nichts weiter, als: in Sachen Steffen Sperlings contra Caspar Bachenschwanz sey, wie der Herr Aktuar sich habe verlauten lassen, ein allerhöchstes Nasenreskript eingelangt.

Doch indem er eben die Perücke des Gerichtsdirektors beim Beutelzopfe faßte, um sie dem, von langen Zeiten her zu dieser Servitut verurtheilten Corpus juris aufzuhängen, fiel sie ihm vor Schreck plötzlich aus der Hand, weil — mit gewaltigem Blasen ein Postillon durchs Dorf sprengte, und schnell absitzend, mit gewichtiger Faust ans Thorweg donnerte.

Auch Herr Freund, der in dieser Staffette den Ueberbringer irgend eines wichtigen, keinen Aufschub leidenden Auftrags vermuthete, fuhr augenblicklich

wieder in den einen Stiefel, und eilte dann, unter Ausstoßung einiger Ehrentitel, dem zu Oeffnung des Hauses abgeordneten, doch ihm nun viel zu lang ausbleibenden Johann spornstreichs mit dem Lichte nach.

Aber da, gleich oben an der Treppe, lag der arme Johann, starr und steif, wie vom Schlage gerührt, hielt einen, mit goldenen Buchstaben gedruckten Zettel in der weit ausgestreckten Rechte, und — Nein! war es zu glauben? diesem Tölpel, der seine, den Bauern abgezwackten Nebensporteln in träger Stumpfheit sämmtlich zum Kollekteur trug, war das große Loos zu Theil worden, da Fortuna seinen pfiffigen Herrn Prinzipal schon seit Jahren nur mit: Niet! Niet! abgespeist hatte!

Eine Zeitlang stand der Gerichtsdirektor in tiefes Nachdenken versunken, und überlegte, ob es nicht möglich sey, sich selbst den Gewinn zuzueignen, da ja doch jene Sporteln dem Schreiber eigentlich nicht gebührten. Indeß, da ihm alle aufgesuchten Rechtsgründe dennoch nicht hinlänglich schienen, so beschloß er, lieber gütlicher Weise von diesem Vorfalle möglichsten Nutzen zu ziehen.

„Das große Loos! funfzigtausend Thaler, Goldhahn!" — rief er daher, rüttelnd und schüttelnd, mit

einer Stimme, die Todte erwecken konnte, dem sich nach und nach erholenden Schreiber ins Ohr, und befahl dem herzu gekommenen Postillon, einen Tusch zu blasen. — „Lieber Herr Goldhahn! belieben Sie doch aufzustehen, und sich aufs Canapee zu verfügen!" — Die funfzigtausend hatten bei dem spekulativen Alten augenblicklich den Johann in einen Goldhahn, das Er in ein Sie, und den Tölpel in einen Herrn verwandelt.

„Es ist Ihnen doch kein Leid widerfahren? Sie haben doch kein Loch in Dero Kopfe, lieber Herr Goldhahn?" — fuhr er dann noch zärtlicher fort — „Sollten Sie vielleicht etwas zerbrochen haben, sollten Sie Sich wohl gar nicht einmal mehr in dem Zustande befinden, derjenigen, welche Sie von jeher ausnehmend schätzten, in einer letzten Willensmeinung gütigst und cum effectu zu denken? — Doch — der Himmel sey gepriesen, ich sehe ja, daß Sie Sich noch gänzlich bei gesunden Gliedmaßen befinden, und ich eile daher, Ihnen rücksichtlich des gehabten Freudenschrecks eine Tasse schwarzen Kaffee's zu bestellen!"

Unter diesen Worten war es ihm, mit Beihülfe des Postillons, gelungen, den erstaunten Johann, der sich in sein unverhofftes Glück noch gar nicht zu finden wußte, in die Stube und aufs Canapee zu be-

fördern. Er selbst aber verfügte sich nun in möglichster Hast an Elisens Kammer, um sie zum Herausgeben des Kaffee's aus dem Schlafe zu pochen.

Elise, durch ein etwas unsanftes Antrommeln aus dem ersten Schlummer, und — einer vom Traum gedichteten Fortsetzung des Schäferspiels in der Jasminlaube geweckt, fuhr erschrocken auf. Ihr erster Gedanke war Feuer! ihr zweiter — was doch ein böses Gewissen thut! — Verrath ihres zärtlichen Verhältnisses, und eine strenge väterliche Vorhaltung.

Sie war daher nicht wenig vergnügt, als sie endlich aus des Vaters abgebrochenen Worten so viel zusammensetzen konnte, daß von nichts weiter, als einem, dem Schreiber zu Theil gewordenen großen Loose und schleunigst zu bereitenden Kaffee die Rede sey. Ohne dem Johann sein Glück im mindesten zu beneiden, aber auch, ohne ihm, wie der Gerichtsdirektor ihr zu verstehen gab, troß der tiefen Nacht, persönlich dazu Glück zu wünschen, weckte sie die schwerhörige Justine, überließ dann dieser die Zubereitung und Auftragung des braunen Trankes, und dachte selbst beim Wiedereinschlafen nur flüchtig vor sich: Ob denn Anselmi nicht auch in die Lotterie setzen mag!

Als am nächsten Morgen der Gerichtsdirektor fortfuhr, seinen, nun schon zum allerliebsten Goldhähnchen beförderten Schreiber mehr selbst zu bedienen, als sich von ihm bedienen zu lassen; als, geweckt und beflügelt von der schnell durchs ganze Dorf eilenden Glücksfama, Alt und Jung, ja selbst die sonst streng auf ihr Ansehen haltenden Aeltern, demüthig herbeitraten, und sich der Gewogenheit und kindlichen Dankbarkeit des Herrn Johanns angelegentlichst empfahlen; dämmert' auch in ihm selbst nach und nach der Gedanke auf, daß mit funfzigtausend Thalern noch bei weitem mehr anzufangen seyn müsse, als mit vierhundert, dem höchsten Ziel seiner bisherigen Wünsche, daß aber auch der Besitzer einer so feinen Summe sich vor allen Dingen eines gewissen vornehmen Anstandes zu befleißigen habe. Das erste, was er zu Erfüllung dieser neuen Pflicht that, bestand darin, daß er sein, von Fett glänzendes Haupthaar, heute zum ersten Male auch am Werkeltage tüchtig mit Mehl bestreute, und seinen pflaumenfarbnen Sonntagsrock mit den blanken Stahlknöpfen anzog. Dann sagte er ohne weitern Verzug, wiewohl nicht ganz ohne einen Rest vormaliger Furcht, seinem Prinzipal vorläufig den Dienst auf, und bat sich zugleich Urlaub aus, um, wie er etwas demüthig zu verstehen gab, wegen

Erhebung und Unterbringung seines Vermögens das Erforderliche zu besorgen.

Diesen Entschluß hatte natürlich Herr Freund längst vorausgesehen und bereits im Stillen seine Maßregeln darnach ergriffen. Jetzt, da er zum Vorschein kam, kannte er nichts Eiligeres, als dem Großknecht zu Anschirrung des etwas schwerfälligen Stadtwagens Befehl zu ertheilen, und sich dem Herrn Goldhahn, da ja doch reiche Leute sich mit dem Gelde nur in so weit abzugeben pflegten, daß sie es anständig verzehrten, zum Reisegesellschafter und Gehülfen anzubieten.

Der reichgewordene Schreiber nahm diesen Antrag um so bereitwilliger an, je mehr er eines Theils in der That nicht wußte, was er mit dem vielen Gelde anfangen solle, andern Theils aber auch aus seiner täglichen Anwesenheit in der Gerichtsstube doch so viel ad notam genommen hatte, daß bei Gelderhebungen, Darlehnen und ähnlichen Geschäften die Unterlassung einer einzigen Förmlichkeit große Gefahr bringen könne.

Wir haben nicht Lust, die werthen Reisenden auf ihrem ziemlich langweiligen Wege nach der Stadt, dann zum Kollekteur u. s. w. zu begleiten. Wir enthalten uns gleichergestalt, etwas von den mancherlei drolligen Verlegenheiten zu erwähnen, in welche der plötz-

lich zum Herrn gewordene Schreiber seiner Neuheit in diesem Verhältnisse, seiner Besorgniß, das viele Geld etwa wieder einzubüßen, und seines nach und nach immer steigenden Eigendünkels halber, in einer Stadt verwickelt werden mußte, die von Juden, Freudenmädchen und andern das Geld eines Neulings sogleich witternden Spekulanten wimmelte. Nur so viel gehört zur Sache, daß Herr Freund seinem Schützlinge während der Reise, mit aller ihm selbst zur Seite stehenden Erfahrung, eine Art künftigen Lebensplans vorzeichnete; daß er Goldhahn's Kapitale, ohne seinen eignen Vortheil im mindesten aus den Augen zu setzen, sicher unterbrachte, und daß er nicht eher, und zwar allein, auf sein Dorf zurückkehrte, bis dies alles völlig in Ordnung war.

Dem zu Hause zurückgelassenen Anselmi war indessen die Zeit keineswegs lang geworden. Auch läßt sich nicht behaupten, daß Elise unaufhörlich an den Kapplöchern gestanden und alle Bergspitzen erklettert habe, um den, die Zurückkunft des Vaters verkündenden Staub schon von fern aufwirbeln zu sehen. Einige Nachbarn wollen vielmehr beide junge Leute mehrere Abende in der Jasminlaube, und die schon etwas überreife Tochter des Chaussee-Einnehmers sogar in der Gerichtsstube eine Umarmung bemerkt haben.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Wie dem aber auch sey, so wurden wenigstens beide Zurückgebliebene durch die gerunzelte Stirn des aussteigenden Gerichtsdirektors in eine Art geheimer Beklommenheit versetzt. Diese Wolken deuteten augenscheinlich auf ein heranziehendes Ungewitter, und leider! brach dies nur gar zu bald aus.

Der nunmehrige Herr Goldhahn hatte nämlich kurz vor dem Abschiede, durch einige, auf seine Rechnung gemeinschaftlich genossene Flaschen alten Rheinweins mit völliger Unbefangenheit begabt, dem ehemaligen Prinzipal seine schon längst gehegte besondere Zuneigung gegen Mamsell Elisen, zugleich aber sein Bedenken wegen des an dem bewußten warmen Sommerabende von seiner Bahn gewichenen Lockenbandes und Tuchs zu erkennen gegeben. Herr Freund war ganz der Mann, der einen Schwiegersohn mit funfzig tausend Thalern gehörig zu schätzen wußte, und schon bei der ersten Erblickung des goldgedruckten Looses war ihm, wenn auch nur entfernt, ein Heirathsplänchen durch den Kopf gesurrt. Wie entzückend war ihm daher die erste, wie ärgerlich die darauf folgende Nachricht!

„Laß das gut seyn, allerbestes Goldhähnchen!“ — beschloß er nach einigem Hin- und Wiederreden die für ihn halb erfreuliche, halb verdrüßliche Unterhal-

tung. — „Folge du nur in Allem meinem gegebenen Rathe, damit du dich zuförderst in der Welt auch sehen lassen kannst! Uebrigens überlaß mir die Sorge, so einem armen Schlucker, wie der Aktuarius ist — was bildet sich der Laffe wohl ein? — die Lust nach einem so prächtigen Mädchen aus dem Kopfe zu bringen!"

Schon mit Anbruch des folgenden Tages beschied der Gerichtsdirektor seine Tochter zu sich, und verkündete ihr ganz kurz und bündig seine Absicht, sie in wenig Tagen in eine Pension nach der Stadt zu bringen, indem sich durch besonderes Walten der Vorsehung eine so ansehnliche Partie für sie gefunden habe, daß es unerläßlich werde, ihre bereits erlangten, jedoch nicht ausreichenden Kenntnisse noch mehr auszubilden. Er setzte hinzu, daß er an gewisse Dinge, so ihm von guter Hand hinterbracht worden, nicht glauben wolle, aber auch irgend einen Widerspruch weder erwarte, noch berücksichtigen werde; übrigens habe sie sofort das im Hofe gelegene Hinterstübchen einzunehmen, und selbiges bis auf weitern Bescheid, bei Vermeidung harter Ahndung, nicht zu verlassen. Sein zorniger Blick war hinlänglich, bei Elisen jede Erwiederung zu unterdrücken. Sie verließ schweigend, die Hand vor den

weinenden Augen, fast ohne Besinnung, das Zimmer und begab sich in den angewiesenen Hausarrest.

Nunmehr ließ Herr Freund auch Anselmi zu sich rufen. Sehr gern würde er mit diesem eben so in der Manier eines Gerichtshalters verfahren seyn; allein, theils durfte er nicht hoffen, diesen einzuschrecken, theils stand auch der Aktuarius, genau betrachtet, in Pflichten des Gerichtsherrn, und es war ihm in Verrichtung seiner Geschäfte nicht der mindeste Vorwurf zu machen. Also mußten hier gelindere Saiten aufgespannt werden.

Doch ein alter, erfahrner Praktikus weiß in allen Sachen Rath. Der Gerichtsdirektor fing daher mit Bezeigung seiner Zufriedenheit über Anselmi's bisherige Geschäftsführung an, wünschte aber sodann, auch ein Gleiches in Hinsicht seines moralischen Wandels rühmen zu können. Natürlich ward Anselmi hierdurch gereizt, und bat sich ziemlich trotzig eine Erläuterung aus.

„Die Erinnerung an einen gewissen, wohl nicht gern, doch zur rechten Zeit, vernommenen Flintenschuß mag ihnen diese geben!" — versetzte der Gerichtsdirektor, und jagte damit alles Blut in die Wangen des liebenden Jünglings.

Jetzt sah ihn der Alte außer Fassung gebracht,

und nun konnte es ja nicht fehlen, und nun sprach er so lange von Verführung eines unerfahrnen Kindes, von Verhinderung eines, auf Elisen harrenden Glücks' von der Unmöglichkeit, sie je, auch nur auf entfernte Art, diesfalls zu entschädigen, von Elisens Reue über eine begangene Unvorsichtigkeit, von beleidigtem Gastrecht, gekränktem Vaterherzen und Undank, bis Anselmi, in Aufwallung eines edlen Zorns, ohne weiteres seine Entlassung foderte, und freiwillig das heiligste Versprechen beifügte, Elisen vor seiner Abreise nicht einmal wieder zu sehen.

Die Erb- und Inventarienstücken weiblichen Geschlechts pflegen im Punkte der Liebschaften gegen die Töchter ihrer Herrschaft ein sehr mitleidiges Gemüth zu besitzen, und Elise fand auch an der alten Justine insgeheim eine rastlose Trösterin und getreue Berichterstatterin. Sie hielt daher die ertheilte Erlaubniß, das Hinterstübchen wieder mit ihrem vorigen Zimmer zu vertauschen, für das sicherste Zeichen der ewigen Trennung von dem, jetzt nur noch heißer geliebten Anselmi, und diese schmerzliche Vermuthung ward durchgängig bestätigt. Haus und Garten schienen ihr nun verödet. Sie sah dem herannahenden Tage ihrer eigenen Abreise nicht so wohl mit Gleichgültig-

keit, als mit Sehnsucht, entgegen. Nachdem sie von Justinen noch alle kleinen Umstände von der Entfernung des Geliebten erforscht, ihn darüber, daß er nicht wenigstens einige Zeilen an sie zurückgelassen, bald zärtlich verklagt, bald entschuldigt, und alle, ihr liebgewordenen Plätzchen des Gartens, zuletzt auch das von Anselmi bewohnte Zimmer besucht hatte, wurde ihr Wunsch, auch das Haus zu verlassen, immer lebhafter, und nur die, durch die Vorbereitungen zur künftigen Einrichtung entstehenden Zerstreuungen konnten ihre Lage einigermaßen erträglich machen.

Endlich erschien der sehnlich erwartete Morgen, und sie setzte sich, von ihrem Vater, wie eine halb ungerathene Tochter, mit Kälte und scharfer Verwarnung entlassen, mit der Pfarrersfrau, die sich zu ihrer Begleitung erboten hatte, unter Thränen, die jedoch weniger dieser, als der früheren Trennung galten, in den bereitstehenden Wagen.

Die weibliche Erziehungsanstalt, welche dem Gerichtsdirektor sein Agent in der Stadt vorgeschlagen hatte, stand zwar in einem vorzüglichen Rufe, war aber darum weder besser noch schlechter, als gewöhnlich dergleichen Institute sind. Demoiselle Mecour, über deren eigentliche Herkunft und frühere Schicksale niemand genau unterrichtet war, eine lange, fast

zum Anbrennen dürre Figur, deren Teint vor gemachter Toilette völlig in Ungewißheit blieb, galt für die geschickteste Lehrmeisterin in der französischen und italienischen Sprache, und begnügte sich damit, diese ihr verliehene Fertigkeit dem, sie, wie den Weisel im Bienenstocke, umgebenden Schwarm ihrer Zöglinge mitzutheilen, im übrigen aber — ihr Geld einzustreichen. Für die häuslichen Bedürfnisse sorgte eine, dazu eigends angenommene Ausgeberin, für den Unterricht in den andern, zu einer sogenannten feinen Erziehung unentbehrlichen Kenntnissen, möglichst karg besoldete Unterlehrer, die denn größtentheils auch nichts sehnlicher erwarteten, als den Glockenschlag und den letzten Tag des Monats. An eine Veredlung des Herzens, an eine Ausbildung des Verstandes, wurde, so viel man auch davon sprach, der Sache nach nicht im mindesten gedacht.

Die, in ländlicher Stille und Sitte erwachsene Elise, obwohl von der Natur mit sehr richtigem Gefühl und gelehrigem Kopfe begabt, und von dem Pfarrer mit gewissenhafter Treue unterrichtet, hatte einige Monate damit zu thun, sich in den Ton ihrer neuen, mit der Welt schon recht gut bekannten Gespielinnen einzugewöhnen und es abzulernen, was vor den Augen

der Demoiselle Mecour als schicklich oder unschicklich erscheine, mit andern Worten, was der grillenhaften Eitelkeit derselben schmeichle, oder nicht schmeichle. Dessen ungeachtet ward ihr ihre jetzige Lage nicht im mindesten unangenehm, oder drückend; denn sie war ja immer von fröhlichen Gesichtern umringt, immer beschäftigt, und falls sie auch ja dann und wann beim Unterricht lange Weile spürte, so konnte es ihr doch niemand wehren, gleich den meisten ihrer Mitschülerinnen, insgeheim an die Freuden und Leiden ihrer Liebschaft zu denken.

Auch fand sich in kurzem eine Gattung des Unterrichts, worin sie sich auszeichnete, ein vorzügliches Mittel, die Gunst der Demoiselle, die gern in jedem Fach einen zum Paradiren tauglichen Zögling besaß, zu gewinnen, nämlich die Musik.

Da ihr die Natur eine sehr reine Stimme verliehen, und der Pfarrer, der selbst musikalisch war, sie im Singen und Clavierspielen unterrichtet hatte, so brachte sie hierin eine weit größere Geschicklichkeit in die Pension mit, als Andere gewöhnlich herausbrachten. Welch eine unsägliche Freude war dies für den alten Organist Quendel, der bei Demoiselle Mecour in der Musik Unterricht gab, dem, im schönen Enthusiasmus, die Musik für die Kunst aller Künste galt,

und der, zu seiner tiefsten Kränkung, allen, mit dem rastlosesten Fleiße ausgestreuten guten Samen bei den meisten seiner Schülerinnen immer vom bösen Geiste des Leichtsinns zertreten sah!

Schon nach einem Monate war die gute Elise Quendels Goldtöchterchen, dem er, indeß er die übrigen klimpern und hacken ließ nach Belieben, keinen Fehler übersah, aber auch, so wenig er es selbst übrig hatte, zu Zeiten eine Düte mit Himbeeren, oder eine Orangerieblüte mitbrachte; schon nach einem Halbjahr sprach sie das, als Hülfsmittel unentbehrliche Italienische mit ziemlicher Fertigkeit; nach Verfluß des Jahres aber mußte sie sich nicht allein beim Besuch prüfender Väter und Vormünder stets zuerst an den Flügel setzen, sondern auch im Dilettantenkonzert hören lassen.

Kurz nach Eintritt dieser, für Elisen äußerst angenehmen und fast glänzenden Periode, widerfuhr ihr auch eine andere, wiewohl minder erfreuliche Ehre, die sie jeder ihrer Mitschülerinnen, welche sie zum Theil darum beneideten, von ganzem Herzen gegönnt hätte.

Ein gewisser junger, reicher, jetzt recht wohlgenährter Mann nämlich hatte sich, unter Anleitung

mehrerer, leicht aufgefundener Lehrmeister, in kurzem völlig modisch ausstaffirt, und, wenigstens nach seiner Meinung, im vornehmen Tone sehr vervollkommt. Da ihm das Projekt, sich adeln zu lassen, verunglückt war, hatte er zuförderst seinen Namen in das goldne Buch der Musensöhne eintragen lassen, für einige, nicht gehörte Kollegia gutes Honorar bezahlt, und zuletzt, um doch etwas, nicht blos zu seyn, sondern auch zu heißen, mit schwerem Gelde eine Kanonikatstelle erkauft. Mit einem Worte, ein alter Bekannter, Herr Kanonikus Goldhahn, fuhr in der elegantesten Equipage bei Demoiselle Mecour vor, und ließ sich durch den tressengeschmückten Bedienten bei ihr und Demoiselle Elise Freund nach Standesgebühr ansagen.

Demoiselle Mecour, die, ihrer vierzig Jahr ungeachtet, in einiger Ungewißheit schwebte, wem von Beiden eigentlich dieser ehrenvolle Besuch gelte, kannte nichts Eiligeres, als das rouge ihrer Wangen noch ein wenig zu erhöhen, und die für Nothfälle immer bereitliegende Petinet-Enveloppe umzuwerfen. Demoiselle Freund hingegen war heute recht unpaß, fühlte unleidliche Kopfschmerzen — doch, was konnte das helfen? der Herr im Wagen sollte und mußte ja angenommen werden!

Aufflogen daher die weit auseinander gerissenen

Flügelthüren, und — Elise mußte, mußte erstaunen! Kaum war es ihr möglich, in diesem, obwohl etwas stammhaften Adonis, mit dem hochaufstarrenden, süßduftenden Tituskopfe, mit dem meerlinsengrünen, kurzgeschößten Rock, mit den brabanter Spitzen, mit den beringten Fingern, mit dem befiederten Klapphut, mit dem strahlenden Kreutz im Knopfloche, den ehemaligen Schreiber Johann wieder zu erkennen, und sie trat daher mit einer Art scheuer Verwunderung vor aller dieser, plötzlich auf sie einstürmender Liebenswürdigkeit gleichsam betroffen zurück.

Der Herr Kanonikus, seines Siegs hierdurch nur noch mehr versichert, überreichte ihr alsbald einen Brief ihres Vaters, und trug ihr zu gleicher Zeit mit einigen nicht zum Besten hervorgestammelten Worten nichts geringeres, als den Schatz seines Herzens, und die Ehre seiner Hand, feierlichst an.

Elise öffnete zitternd und erblassend den empfangenen Brief, der ohne vielen Umschweif die Anweisung zu augenblicklicher Ertheilung des Jaworts in sich enthielt. Sie sah auf den fast lächerlich prächtigen Kanonikus; das Bild Anselmi's, von dem sie durch diesen erbärmlichen Schützling des Glücks getrennt worden war, trat in einfacher Schönheit und Glorie vor ihre Seele, und so sehr auch Demoiselle Mecour,

und die an der Thür lauschenden Kostgängerinnen erstaunten, so verständlich die erstere, in gewisser Rechnung auf ein, von einem solchen Bräutigam beim Abschiede zu erhaltendes ansehnliches Präsent, hustete und winkte, Elise erwiederte fest und entschieden: „Ich danke Ihnen für die zugedachte Ehre recht sehr, aber mit meinem Willen werde ich nie die Ihrige!"

Zugleich verneigte sie sich, und ging, ohne sich nach dem fast starr und steif stehenden, dann mit dem Fuß stampfenden Kanonikus auch nur noch einmal umzusehen, still und mit langsamen Schritten aus dem Sprachzimmer.

Hatte Herr Goldhahn den, durch einen seiner Vertrauten, den Spiel-Baron Saaring, in ihm erregten Gedanken, seiner Freiheit keine Fesseln anzulegen, und sich des Heirathsantrags nur zu Erreichung anderer Absichten zu bedienen, blos durch den Stolz unterdrückt, der Gemahl eines der schönsten und dabei unschuldigsten, nach dem Auftritt im Konzert nun auch in der Stadt zur Celebrität gelangten Mädchens zu heißen; war ihm, nach seinen nunmehrigen Erfahrungen, nicht die Möglichkeit eingefallen, daß die Tochter eines nur wenig begüterten Gerichtshalters die Hand eines so vornehmen und — wie Fortuna nun einmal

gewissen Leuten wohl will! — trotz seines Aufwands täglich reicher werdenden Kanonikus ausschlagen könne; hatte Elisens Vater ihm deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er nur anpochen dürfe, um aufgethan zu erhalten; und war durch Elisens immer mehr sich entfaltende Schönheit sein, in diesem Punkte schwaches Herz bei diesem Besuche nur noch heißer entzündet worden; so läßt sich auch leicht errathen, mit welchem Ingrimm ihn die erhaltene abschlägliche Antwort erfüllen mußte.

Er verließ Demoiselle Mecour mit einigen spöttischen, nichts weniger, als höflichen Worten. Er warf sich im Wagen hin und her, und fuhr alsbald zum ersten Doktor der Stadt, um sich etwas Niederschlagendes eingeben zu lassen. Und kaum hatte er der Sorge für seine theure Gesundheit gehörig Genüge geleistet, als er, selbst mangelnd des Rathes, zum berühmtesten Restaurateur eilte, um Saaring aufzusuchen, und mit diesem zu berathschlagen, wie er sich rächen solle?

Der Baron, der schon längst gern bei Verwaltung von Goldhahns Vermögen die Hand mit im Spiele gehabt hätte, schlug in dieser Hinsicht augenblicklich vor, dem Vater der, ihr Glück mit Füßen von sich stoßenden Spröden ohne Weiteres diese Aufsicht zu entziehen. Dies

hieß doch wenigstens in etwas sein Müthchen kühlen, und wenn schon Goldhahn auf der einen Seite nicht im mindesten Lust trug, den Baron an Freunds Stelle zu setzen, so hatte er doch auf der andern nunmehr nach gerade selbst so viel Verstand erlangt, um sein Geld auf sichere Art werben zu lassen. Er dankte dem Baron, ohne sich auf etwas Weiteres einzulassen, mit einer Umarmung, und stylisirte sogleich nach seiner Heimkunft an einem möglichst spitzigen Auf- und Absagebrief, welchen er mit erster Post an den Gerichtsdirektor abgehen ließ. Herr Freund ward fast wüthend, als diese Hiobspost bei ihm einging, nicht allein, weil solchergestalt das schöne Heirathsprojekt verunglückt, sondern auch ein recht hübscher jährlicher Gewinn zu Wasser geworden war. Auch er mußte daher seinen Aerger einem Dritten, er mußte ihn der Schuldigen empfinden lassen. Er befahl in dieser Absicht sofort anzuspannen, überhäufte nach seiner Ankunft in der Stadt Elisen mit Vorwürfen, und erpreßte endlich von der Zitternden, durch die Drohung, seine Hand gänzlich von ihr abzuziehen, das Versprechen, ja den Schwur, zwar nicht dem Kanonikus, gegen welchen er jetzt selbst sehr erbittert war, wol aber, mit Ausnahme jenes, jedem, der um sie anhalten und seine Zustimmung erhalten werde, ihre Hand zu reichen.

Das Schicksal nahm Elisen in kurzem auf eine Weise beim Worte, die wohl selbst die Grundsätze des festesten, mit sich selbst ganz abgeschlossenen weiblichen Gemüths hätte erschüttern können. Es lebte nämlich in der Stadt, wo sie sich aufhielt, der schon den Sechzigen nahe Rath Blumbach, dem die Vorsicht, bei sehr günstigen äußern Glücksumständen, doch auch schwere Prüfungen aufgelegt hatte.

Er war durch den Tod seiner Aeltern und einiger entferntern Verwandten schon sehr frühe zum Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, eine Begünstigung, die der schon seinem Aeußern nach sehr sanfte und freundliche Jüngling, durch die Reinheit seines Wandels, durch sein, für das Glück der ganzen Menschheit fühlendes Herz, durch den angebornen Hang zur edelsten Wohlthätigkeit, in jeder Hinsicht verdiente.

Mit diesen zarten Empfindungen, womit er unter der gewöhnlichen Menschenmasse wie ein Fremdling erschien, verband er zugleich einen leidenschaftlichen Hang zur Musik, der ihn auch vorzüglich bewog, fremde Länder, zumal das Land des Gesangs, Italien, zu bereisen. Aber kaum war er von dort, immer in der Gesellschaft einsam, und in der Einsamkeit in Gesellschaft mit Tönen, zurückgekehrt, als seine, schon vorher etwas blöden Augen gänzlich erblindeten — ein

Unfall, gegen den ihn sein großes Vermögen, sein sanfter Charakter, sein Hang zum Wohlthun, und seine Liebhaberei zur Musik, gleichsam in Voraus zum Schutze verliehen schienen, und den daher auch vielleicht nur Er mit dieser Standhaftigkeit zu ertragen vermochte.

Wie der schuldlose, wahrhaft edle Mensch sich überhaupt in jede Lage zu finden weiß, so hatte auch Blumbach, sobald ihm die Aerzte zu Wiederherstellung seines Gesichts keine Hofnung mehr gaben, sich sehr bald einen Lebensplan entworfen, ganz dazu geeignet, ihn mit seinem harten Geschick auszusöhnen. Der, noch von seinem Vater ererbte Bediente, den er in allem mehr als ausreichend unterstützte, mußte ein armes, doch gesittetes und wirthliches Mädchen heirathen, und diese die Führung des Hauswesens übernehmen. Ein, in allen Wissenschaften wohl unterrichteter, doch wegen eines jugendlichen Fehltritts aller Aussichten beraubter Theolog erhielt das Vorleseramt und einen anständigen Jahrgehalt. Der größere Theil des Tags aber, der von jenen wissenschaftlichen Vergnügungen übrig blieb, wurde der sanftesten Trösterin eines Blinden, der Musik, gewidmet, so daß Blumbach bald auf den mancherlei, schon in früherer Zeit erlernten Instrumenten selbst spielte, bald junge und alte Tonkünstler, die er reichlich belohnte

zu sich kommen ließ, bald auch, so oft dies ohne Mißfallen der Sehenden geschehen konnte, öffentliche und Privatkonzerte besuchte.

Diese Lebensweise hatte er denn auch, so weit ihn nicht seine schon frühe anhängende Gesundheitsschwäche daran verhinderte, bis fast in sein sechzigstes Jahr, nur lebend unter seinen Büchern, Instrumenten und Noten, ununterbrochen fortgesetzt, als ihn der Zufall in eins jener Liebhaberkonzerte führte, wo Elise, von den Vorstehern freundlichst darum ersucht, sich abermals auf dem Flügel, und sodann mit einer italienischen Arie hören ließ.

Schon während des Konzerts, das sie spielte, drückte Blumbach, was bei ihm für das Zeichen des höchsten Beifalls galt, seinem geprüftesten Freunde und öftersten Begleiter, dem Organist Quendel, heimlich die Hand. Als aber Elise zu singen anfing, da schien sein ganzes Gefühl in dem rechten Ohr seines vorgestreckten Kopfs Sitz zu nehmen, und der sanfte Alte blieb, als schon geendigt war, noch einige Augenblicke in dieser Richtung, als wolle er den Lüften die etwa noch herumirrenden Töne entwenden.

Erst, als der lautschallende Beifall der Versammlung gänzlich verhallt war, verließ er diese aufhorchende

Stellung, und kannte nun nichts Angelegentlicheres, als sich von seinem Freunde den Namen der Sängerin nennen, und ihr Herkommen, ihren dermaligen Aufenthalt, ihren Charakter, ihre Gestalt, ihren Anzug, kurz, jede der geringsten Kleinigkeiten genau beschreiben zu lassen.

Auch in den folgenden Tagen fragte er jeden, zu dem er Vertrauen hegte, nach Elise Freund, und — mag man es der Schwäche des Alters zuschreiben, mag man eine, blos durch den Sinn des Gehörs erzeugte Liebe unwahrscheinlich finden, oder nicht, genug, in wenig Wochen gelangte, von der Hand des ehrlichen Quendels geschrieben, sowohl an den Gerichtsdirektor ein förmlicher Heirathsantrag, nebst dem Versprechen der Erbeinsetzung, als an Elisen eine freundlich-zärtliche Bitte, falls ihrer nicht bereits eine glücklichere Bestimmung harre, sein täglich mehr dem Ende nahendes Leben durch freundschaftliche Nachsicht und Töne zu erfreuen, und, unter dem Namen seiner Gattin, seine Tochter zu werden. Ein Schmuck der auserlesensten Perlen, ein kostbarer Ring mit dem Kopf der heil. Cäcilia, und eine köstliche Harmonika, ein Wunsch Elisens, den der Organist ihr, der gute Blinde diesem abgelauscht hatte, waren Begleiter dieses, vielleicht in seiner Art einzigen Liebesbriefs.

Dem Gerichtsdirektor war es schon von langen Zeiten her bekannt, daß der Rath Blumbach zwei beträchtliche Rittergüter, und sogar ein Fabrikstädtchen besitze. So angenehm ihm aber auch diese Bewerbung in finanzieller Hinsicht schien, so dünkte es dennoch selbst ihm eine fast überspannte Foderung, daß ein feuriges, jetzt ungefähr zwanzigjähriges Mädchen einem, noch dazu blinden, Sechziger sich dahin geben solle. Gleichwohl, wenn man in Erwägung zog, daß man so ansehnliche Besitzungen, verbunden mit einem gar nicht unbedeutenden baaren Vermögen, denn doch auch nicht auf jeder Straße finde, daß ein sechzigjähriger Lebensfaden nach der gewöhnlichen Procedur der Parzen dem Zerreißen ziemlich nahe sey, daß eine reiche, noch dazu schöne Witwe eine fast fürstliche Gewalt besitze, so war die angetragene Partie doch gewiß auch nicht von der Hand zu weisen!

„Tausend Element!" — sagte er im ganzen Gesicht röther werdend zu sich selbst — „Doppel-Louisd'ore sind keine Rechenpfennige, Brillanten keine Kieselsteine, Rittergüter keine Kartenhäuser! Und — dem aufgeblasenen Tölpel, dem Johann-Kanonikus, könnte man dabei auch recht ins Fäustchen lachen!" — Er schellte dem Johann-Bedienten, um Befehl zum Einspannen zu geben, weil nach seiner Meinung man das

Eisen schmieden müsse, weil es warm sey, und derlei Geschäfte, auch mit einer Tochter, sich am füglichsten mündlich verhandeln ließen.

Doch zu seinem nicht geringen Erstaunen bedurfte es nicht einmal dieser Weitläuftigkeiten! Die, durch Blumbachs Brief tief bewegte Elise nämlich hatte sich gleich nach dessen Empfang in ein einsames Zimmer zurückgezogen. Hier durchlas sie die erhaltenen Zeilen nochmals, und schwankte zwischen mancherlei sich kreuzenden Vorstellungen und Entschlüssen. Anselmi hatte seit seiner Entfernung nichts wieder von sich hören lassen; sie war durch ihr Versprechen, durch ihr Gelübde gebunden, jedem künftigen Bewerber ihre Hand zu geben; es war sogar möglich, daß der Kanonikus seine Anträge erneuerte, daß ihr Vater von neuem in sie dränge; sollte sie einmal nicht glücklich werden, was nur durch Anselmi's Hand möglich war, so konnte ihrem treuen, feurig schlagenden Herzen kein angenehmeres Loos zu Theil werden, als bei jenem so sanften, so anspruchslosen, so wohlthätigen Greise!

Je mehr sie dies bei sich selbst überlegte, desto lebhafter schwebte Anselmi's Bild, der so streng gegen sich selbst, so voll Duldung gegen Andere war, der so getreu dem Ruf jeder Pflicht folgte, und im Nothfall

auf eignes Glück so willig verzichtete, vor ihren Augen; dies Bild schien ihr zu rathen, schien sie zu bitten, da ihr Herz ihm angehöre, ihre Hand keinem zu schenken, als dem, der mit der Hand nicht zugleich auf das Herz Ansprüche mache — und, war noch etwas nothwendig, um den Ausschlag zu geben, auch der gute Quendel, der, nach seiner Art zu denken und zu fühlen, eine Verbindung mit dem musikliebenden Blumbach für das größt-möglichste Glück ansah, das sich seinem Goldtöchterchen anbieten könne, trat jetzt herein, mit der zuversichtlich-freundlichen Frage: ob man künftig nun zusammen recht con amore singen und spielen wolle?

Genug, indem der Gerichtsdirektor sich eben zur Abfahrt anschickte, überbrachte ihm ein Bote einen Brief von Elisen, worin sie ihm den an sie ergangenen Antrag meldete. Sie setzte hinzu, daß sie ihre kindliche Pflicht in ihrem ganzen Umfange kenne, und, wenn er sie nicht freiwillig ihres Versprechens und Eides entlassen wolle, jeden Augenblick bereit sey, dem in jeder Hinsicht hochachtungs- und verehrungswerthen Rath Blumbach anzugehören.

„Warlich, das Mädel hat Verstand" — meinte Herr Freund — „warlich, es vatert sich mit ihr!" — und nun sprang er mit fast jugendlichem Feuer in die

bereitstehende Kutsche, um den Handel in puncto der Erbeinsetzung vollends in Richtigkeit zu bringen.

In einigen Monaten drang auch bis zu dem Kanonikus Goldhahn das immer geschäftige Gerücht mit der Nachricht, daß Elise mit dem Rathe Blumbach förmlich versprochen sey. Er trat augenblicklich vor den hohen Spiegel, ließ darin seine Ringe spielen, und fuhr dann in schnell aufwallendem Aerger schleunigst zum Doktor Krummhand, einem der berühmtesten oder berüchtigtsten Sachwalter, um Elisen einen Einspruch zu thun. Der, in Consistorialsachen höchlich erfahrne Doktor ließ sich zuvörderst Alles, was sich vom Anfange her zwischen Goldhahn und Elisen begeben, des breiteren referiren, klatschte während des Berichts einigemal in die ausgestopften Fäuste, und nahm es sodann auf sich, selbst die, vor langer Zeit von dem Amanuensi des Herrn Vaters in der Kirche überreichten Sträuße, selbst die gerühmte glückliche Hand, in ein gewisses verdächtiges, Elisen und ihrem alten Bräutigam sehr anstößiges Licht zu stellen.

Doch besserer Rath kam über Nacht, als Goldhahn bei einem Bacchanal im Italienerkeller mit seinem lockern Freund, dem Kommerzienrath Neunauge zusammen traf, und dieser, der nach seinen eignen

Erfahrungen, in Abwesenheit seiner Ehehälfte, über Weiber und Heirathen sich ziemlich freimüthig äußerte, ihn laut lachend, mit Respekt zu sagen, einen dummen Teufel schalt.

„Was willst du denn, Kanonikuschen?" — stammelte der schon halb trunkene Kommerzienrath mit sonst seltner Beredsamkeit hervor. — „Ists denn so dringend, dir Weib und Kinder und Wehmütter und Ammen, oder im glücklichsten Fall, eine Xantippe auf den Hals zu laden, die, indem sie selbst alles verstaatet und die Halstücher nicht dünn genug kaufen kann, über jede Flasche Wein, über jeden verspielten Dukaten, über jeden Blick nach einem hübschen Dienstmädel, mit dir hadert? Siehst du denn nicht ein, daß ein Kerl, wie du, bei einem allerliebsten, zwanzigjährigen Weibchen, das nur einen sechzigjährigen, stockblinden Mann zum Hüter hat" — —

„Alle Wetter!" — unterbrach ihn der Kanonikus, und zog seine von Gold strotzende Börse, um auf den glücklichen Einfall noch einige Flaschen des Edelsten, was Santoni's Keller hegte, zum Besten zu geben; und am andern Morgen ward der Advokat, unter Auflegung des strengsten Geheimnisses, mit einem Goldröllchen abgelohnt, das ihn allenfalls des eben so einfältigen, als fetten Clienten für diesmal vergessen ließ.

Der Rath Blumbach und Elise wurden hierauf, ohne von der, ihnen zugedachten boshaften Kränkung das mindeste zu erfahren, im Stillen getraut, und die junge Frau, eines so glänzenden Wohlstandes eben so wenig, als eines so edlen, nur im Glück des Andern sein eignes findenden Betragens gewohnt, würde sich in den Himmel versetzt geglaubt haben, hätte nicht ihr Herz noch immer so feurig für Anselmi geschlagen, hätte ihre Phantasie ihr nicht so oft die Stunden ihrer ersten Liebe in rosigem Lichte gezeigt.

Doch je öfter und lebhafter sie in ihrer, sich selbst nun aufgelegten Zurückgezogenheit an den Geliebten ihrer Jugend dachte; je süßer sie, um ihren Wohlthäter zu unterhalten, auf dem Flügel und der Harmonika schwärmte; desto lebendiger und kräftiger ward auch in ihr der Entschluß, sich der einstigen heißen Liebe Anselmi's, so wie der Güte und Großmuth ihres jetzigen Gemahls, täglich würdiger zu machen, und nicht nur dem edlen Greise sein Leben möglichst zu verschönern, sondern auch jeden Schatten, der ihre und seine Ehre beflecken könne, mit der vorsichtigsten Besonnenheit von sich abzuwenden.

Weit gefehlt daher, daß der, weder Mühe noch Geld schonende Goldhahn, Neunaug's Prophezeihungen und seine eignen Hofnungen in einige Erfül-

lung hätte gehen sehen, waren vielmehr auch die Bemühungen aller andern, obwohl weit liebenswürdigeren und geistreicheren Männer, um die schöne junge Frau völlig fruchtlos. Elise schien nichts Angelegentlicheres und Angenehmeres zu kennen, als dem sanften Blinden Tochter, Freundin, Vorleserin, Virtuosin, Leiterin und Pflegerin zu seyn. Selbst die auflauernde Verleumdung konnte an dieser Sonne keinen Flecken finden, und der Herr Kanonikus, der schon längst auch allen Eigensinn vornehmer, d. h. reicher Leute im höchsten Grade besaß, mochte aus Verzweiflung über die eingehandelten Körbe, bald in die Bäder, bald in die Sächsische oder Helvetische Schweiz reisen; wenn er zurück kam und wieder anpochte, hatte sich die Lage der Dinge nicht im mindesten verändert!

Jetzt endlich, da bereits seit einem Halbjahr auch der Gerichtsdirektor vor ein höheres Gericht gezogen worden war, hatte der Tod dem alten, von Elisen mit kindlicher Liebe gepflegten Rath Blumbach die Augen vollends geschlossen, um sie anderswo heller und freudiger wieder zu öffnen, und jetzt glaubte der Kanonikus, dem sich nun nicht blos Elisens Hand, sondern auch, als Beilage, ein, das seinige weit übersteigendes Vermögen in glänzender Perspektive zeigte,

unter Beirath seines treuen Neunaugs, nichts eifriger betreiben zu müssen, als die sofortige Wiederanknüpfung der, nach seiner Versicherung ehedem sehr genauen Verhältnisse mit Elisen.

Nach langem Hin- und Herüberlegen, und bei Einschlürfung einiger Tassen Chokolade, wofür Goldhahn, der Kommerzienräthin zum Trotz, mit vornehmer Impertinenz, sofort einen Dukaten auf das Kaffeebret legte, gerieth der Kommerzienrath auf den Einfall, daß der erste Schritt am füglichsten durch eine Art Leichengedichts auf den alten Blumbach geschehen könne. Er hielt diesen Gedanken für äußerst glücklich, weil etwas dieser Art, abgerechnet, daß es eine sofortige Annäherung mehr als hinlänglich entschuldige, von Elisen nicht wohl ausgeschlagen werden könne, überdies bei so empfindsamen Seelen, wie die Frau Räthin zu seyn scheine, nichts eher das Herz gewinne, als Mitgefühl und zärtliche Theilnahme.

„Ja, aber — ich habe in meinem Leben nicht einsehen können, wie sich eigentlich ein Gedicht von anderm Gedruckten unterscheidet!" — meinte Herr Goldhahn, indem er sich dumm im Spiegel besah — „und ob ich gleich übrigens mit der Feder perfekt umzuspringen weiß, so zweifle ich doch fast" —

„Ei! wer sagt denn, daß du es selbst machen sollst? Zu solchen Dingen hat man seine Leute, die nach einem Gulden, Species, oder Dukaten alle zehn Finger ausstrecken."

„Wißt Ihr Jemand, Kommerzienrath? Ich nicht! Die ganze Rasse ist mir verhaßt!"

Neunauge zog das Adreßbuch herzu, schlug das Kapitel: privatisirende Gelehrte und schöne Geister auf, und nannte, die Spalte mit dem Finger durchlaufend, zuvörderst einen gewissen Amsel.

„Nein!" — fiel Goldhahn hitzig ein — „der Schuft hat mich letztlich bei wohlbesetzter Tafel gefragt, womit ich eigentlich mein Stiftskreuz verdient hätte? Verdammter Kerl! verdammte Frage!"

„Er hat kürzlich eine Brantweinbrennerei erheirathet, und treibt nun das Versmachen als Nebensache! So ein Gewerb hat jetzt mehr, als je, einen goldenen Boden! — Also, nehmen wir hier diesen Brumm!"

„Den eben so wenig! Der Grobian ging vorgestern bei meinem Wagen vorbei, gaffte starr hinein, und zog nicht einmal den Hut."

„Er ist übersichtig — Gut! Gegen den Herrn Cedro wird nichts einzuwenden seyn!"

„Man hält ihn für unmoralisch."

„Hm! — und doch aus der mystischen Schule! — Hier, das wird der rechte seyn, Kanonikuschen! Doktor Dürrholz.“ —

„Wo denkt Ihr hin? der bringt sein D. mit in Anschlag, und fodert für so ein Ding — Nun! es kommt unser Einem darauf nicht an; aber doch“ —

„Ja, ja, Kanonikuschen! Ereifre dich nur nicht! Hier kommt Emmerling, Magister Emmerling; der ist fromm, wie ein Lamm, demüthig, wie ein Pudel, keusch und züchtig, wie eine Spittelfrau, und arm, mit einem Bissen, den du ihm zuwirfst, zufrieden, wie eine Kirchmaus!“

„Bravo! dem wollen wir's zuwenden!“ — schloß der Kanonikus das Gespräch, und nahm seinen Hut — „sey so gut, ihn heute nach dem Mittagsschläfchen zu mir zu senden!“

Magister Emmerling wurde also zum Herrn Kanonikus beschieden, und nachdem er im Bedientenzimmer gehörig gewartet hatte, unter genauer Angabe der stattfindenden Verhältnisse mit dem ehrenvollen Auftrage beglückt. Sehr vergnügt, daß der liebe Gott, der für junge Raben sorge, auch seiner in dermaligen schweren Kriegsläuften nicht ganz vergesse, eilte er, ungeachtet es zu regnen drohte, seiner Gewohnheit

nach ins Feld, um sofort zu Ausarbeitung des Leichencarmens sich anzuschicken.

Als er, in der Stadt schon zuweilen über einen Reim dahinstolpernd, endlich ins Freie, und bei der neuaufgeworfenen Schanze vorüber kam, zog er das vom Alter gebräunte Taschenbuch hervor, und fing zuvörderst an, nach den, seinem hohen Gönner entlockten Umständen, einen recht rührenden Titel zu entwerfen.

Kaum hatte er einige Zeilen seiner poetischen Bestrebungen ans Licht gefördert, als die Wolken sich verdunkelten und reichlich ergossen. Doch ein Genie ist auf Alles gefaßt, und nicht umsonst trug Emmerling auch im hellsten Sonnenschein den zupfseidenen Regenschirm bei sich.

„Impavidum ferient ruinae!" — rief er lächelnd aus, setzte sich auf einen hervorragenden Feldstein, und fuhr, unter dem Schutz des hinter sich aufgespannten Rohrdachs, ohne sich irren zu lassen, in seinen Meditationen fort.

Aber leider! sah er zu oft, nach Gedanken haschend, in die Lüfte, und zuvörderst nach der Schanze empor, um nicht von der wachhabenden, ganz unpoetischen Schildwache bemerkt, und als Spion, als mit Abzeichnung der Schanze beschäftigt, in Verdacht gezogen zu werden.

Der lammfromme, kein Wässerchen trübende, aber auch vor einem Hasen ausziehende Poet gerieth in ein tödtliches Erschrecken, als der fremde Soldat ihn barsch anrief, mit gefälltem Bajonnet auf ihn los lief, ihn sogar beim Kragen faßte! Er sah sich schon im Geist an den ersten besten Baum aufgehängt; er rief alle Najaden und Dryaden zu Zeugen seiner Unschuld und zu seiner Rettung auf. Aber, je heftiger er zitterte, je flehentlicher er bat, je mehr er dem bärtigen Herrn Grenadier Himmel und Hölle vorstellte, dieser Unerbittliche verstand weder ein Wort deutsch noch lateinisch, und wurde daher durch Emmerlings Angst in der Wahrheit seines gefaßten Argwohns nur noch mehr bestärkt.

Es galt bei ihm kein Erbarmen! Emmerling wurde, er mochte flehen und jammern, so viel und so beweglich er wollte, förmlich verhaftet, und zum nächsten Vorposten, von da aber zum nächsten Unteroffiziere geführt. Der Corporal hier verstand eben so wenig deutsch, trauete sich auch nicht, etwas selbst zu verfügen. Es konnte nichts helfen, der unglückliche Magister mußte zum kommandirenden Offizier!

Die Entfernung bis dahin war ziemlich groß. Emmerling kam an Blessirten und Todten, an Wachfeuern und Erdhütten, an Truppen jeder Waffengat-

tung, vorbei. Die Furcht flößte ihm List und Entschlossenheit ein; er nahm einen Augenblick wahr, um zu entspringen.

Aber ach! nun war es vollends um ihn geschehen! Man ward seiner sehr bald wieder habhaft; man visitirte ihn durch und durch, und fand — wer hätte das in ihm gesucht? — in dem einen seiner nur noch nothdürftig besohlten Stiefeln einen Paß ins Gränzland, eine Reiseroute, und sogar eine Landcharte. Nun war es ja entschieden, daß er ein Spion, und ohne Widerspruch an den Obersten selbst abzuliefern sey.

So ging denn die Reise zwei Tage lang immer weiter und weiter, und bald wußte es nebst der ganzen Stadt auch Goldhahn, daß Magister Emmerling, hinter dem kein Mensch so etwas Arges vermuthet hätte, wegen Spionerie und verrätherischer Korrespondenz arretirt und erschossen worden sey.

Der Kanonikus ward über diese Nachricht äußerst bestürzt, und rannte zu dem Kommerzienrath, um ihm die bittersten Vorwürfe zu machen.

„Was ist leichter," — meinte er — „als daß Emmerling auch von mir schwatzt, und daß auch ich, ich, der Geld und Rang hat, als sein Mit-Spion angesehen werde?" Selbst die gegründetsten Vorstellungen Nennaugs konnten ihn nicht ganz beruhigen,

und er hielt sich mehrere Tage auf einem abgelegenen Garten versteckt.

Der mitleidswürdige Dichter athmete indessen zwar noch immer die liebe Luft dieses Erdsterns, sah indessen unter manchem tiefen Seufzer nach den Bergen, von welchen ihm Hülfe kommen sollte. Erst am dritten Tage, da bereits der Leichenwagen vor Blumbachs Hause stand, die irdischen Ueberreste des zu besingenden Hausherrn in sich aufzunehmen, gelangte der arme Sänger zu dem Städtchen, wo der über sein Schicksal entscheidende Oberst im Quartier liegen sollte.

Doch dieser Oberst war Tages vorher in einem hitzigen Gefecht geblieben, und Emmerlings günstiger werdendes Geschick überlieferte ihn daher einem andern, einstweilen kommandirenden Offizier, der ungeachtet seines recht kriegerischen Ansehens und Anstandes, doch zugleich im Benehmen außerordentlich gefällig, und, was jetzt Emmerlingen über alles ging, auch der deutschen und lateinischen Sprache mächtig war.

„Was hör ich?" rief Emmerling, als der Offizier auf seinen deutschen und lateinischen Gruß eben so dankte, in froher Entzückung aus: — „O süße Musik vom Ufer meiner Tiber und Elbe!" — und ersuchte den Offizier zugleich, seine Brieftasche zu

durchsehen, und ihn über alles, etwa Verdacht Erregende, Red' und Antwort geben zu lassen.

Man verständigte sich in kurzem, daß Paß, Reiseroute und Landcharte von dem furchtsamen Emmerling, bei der jüngst statt gefundenen Beschießung der Stadt, zu Rettung seiner werthen Person, und seines noch ungedruckten Trauerspiels: Tamerlan, angeschafft worden war. Eben so bald sah sich der Offizier überzeugt, daß von diesem arglosen Sohne Apolls nicht der mindeste Nachtheil zu befürchten stehe.

Er durchblätterte daher nur noch das Taschenbuch, worin er nichts, als seltene Reime, geschraubte Gleichnisse und zusammengestoppelte Gedanken fand, gelangte dann zu den einzigen, zusammenhängend geschriebenen Zeilen, und las: „Rosmarinzweige um die Urne des weiland wohlgebornen ꝛc. Blumbachs, seiner liebenswürdigen Witwe Elise, geborner Freund, gewidmet" — oder: „Die Liebesgötter, klagend und zagend an der Gruft des ꝛc." — oder auch: „Trauerblumen am Bache, und Rosen für eine Freundin, gepflückt von einem Freund, Kanonikus Goldhahn."

Nachdem er diese Titel einigemal überlesen, fragte er den, nun Muth fassenden Dichter noch verschiedenes

über Stand, Aufenthalt und Verhältnisse der genannten Personen, schenkte ihm dann seine Freiheit, gab ihm einen Paß, um frei und ungehindert durch alle Vorposten zurückkehren zu können, und fügte, was Emmerlingen vollends ganz für ihn einnahm, diesem Schutz- und Trutzbriefe noch einige Gulden bei, um den beim Entwischen eingebüßten Rohrschirm wieder vergessen zu können, und auf den gehabten Schreck wieder seines Leibes zu pflegen.

Emmerling kam erst in der Mitternacht des vierten Tages nach seiner Heimath zurück, und hätte fast am folgenden, statt des versäumten Blumbachischen, auf seine alte Wirthin ein Leichencarmen fertigen müssen, weil diese ihn längst für erschossen oder gehängt hielt, und daher in der gefährlichen Gespensterstunde den ausgetrockneten Poeten für seinen wahren und wahrhaftigen umgehenden Geist hielt.

Die nähere Beschreibung seiner Gefangenschaft ist von ihm bereits unter dem Titel: Die schrecklichsten Tage meines Lebens, auf Pränumeration angekündigt.

Herr Goldhahn gewann nun auch wieder Herz, und kroch wie ein Schmetterling aus seiner Puppe hervor. Indessen mochte er doch mit Emmerlingen sich

nicht weiter befassen, suchte vielmehr, da er sich auf den Einfall wegen des Trauergedichts einmal nicht wenig einbildete, für Geld und gute Worte einen andern Rosmarinzweig-Flechter. Dieser neue Dolmetscher seiner Gefühle fand es jedoch nun, da der Rath Blumbach längst begraben war, nicht mehr schicklich, ein eigentliches Leichencarmen zu überreichen, brachte vielmehr nur eine, auf Blumbachs Tod mit Bezug habende Ode in Vorschlag. Die Sache schob sich etwas in die Länge, und erst in vier Wochen war das gewünschte Gedicht unter dem, durch Einfachheit imponirenden Titel: Goldhahns Klagen an Elisen, mit möglichster Eleganz gedruckt und gebunden, um der schönen Witwe zu Füßen gelegt zu werden.

Als Goldhahn hierauf nach einigen Tagen wieder, doch diesmal ziemlich in sich gekehrt, bei dem Kommerzienrath vorbeitrollte, klang das: „Kanonikuschen! Kanonikuschen! abermals vom Fenster herab.

„Laß gut seyn! ich komme" — rief der Kanonikus hinan, und wurde oben von dem Kommerzienrath mit einem: „Nun, wie gehts? wie stehts?" freundlich bewillkommt.

„Nun, Freundchen!" — eröfnete dann Neunauge das Gespräch: — „Nicht wahr, es ist eine allerliebste Frau? Nicht wahr, sie hat letzt wieder wie ein

Engel gesungen? Nicht wahr, die Trauer läßt ihr allerliebst? Nicht wahr, du wirst nun bald auch ein eigenes Haus machen, und deine guten Freunde dann und wann bei dir selbst bewirthen können?"

„O laßt mich zufrieden!" — erwiederte der Kanonikus erbost. — „Könnt Ihr's glauben, daß sie mich nicht einmal vorgelassen, daß sie — so zu sagen, Goldhahns Klagen nicht einmal angehört hat?"

„Aber ich weiß schon, ich weiß schon" — fuhr er erhitzter fort — „ich weiß schon die Ursache! Nein! könnt Ihr es glauben — es ist eine Schande vor Gott und der Welt — ich komme doch ehegestern Nachts um eilf Uhr von Santoni — warlich sein Caviar ist jetzt extra gut. — Nun diese spröde, züchtige, hochmüthige Dame — die verdammte Einquartierung! — ja, Elise hat schon wieder, da ihr würdiger Gemal noch kaum kalt ist, eine andere und für meine Ehre abermals recht kränkende Liebschaft! Kurz und gut — nun traue mir einer den Weibern — sie ist in einen Mohren verliebt!"

„Das wär der Teufel!" — rief der Kommerzienrath, vor Verwunderung zurückprallend — „aber — ja, ich besinne mich — ja wahrhaftig, so ein paar schwarze Teufel sind schon einigemal des Abends bei Mondenschein hier die Straße auf und ab spaziert, und

haben dabei gar lieblich und zärtlich, gar kläglich und beweglich, musizirt und gesungen!“

Mit dieser Thatsache hatte es nun freilich seine vollkommene Richtigkeit, aber auch eine ganz andere Bewandtniß, als der Kommerzienrath und sein nicht scharfsichtigerer Freund Goldhahn sich einbildete.

Der dermalige Gouverneur der Stadt, die den Schauplatz dieser Geschichte abgibt, wollte nämlich zur Todesfeier eines gebliebenen, sehr geschätzten und tapfern Offiziers, dessen Regiment eben eingerückt war, eine musikalische Akademie veranstalten, an welcher alle vorzügliche Virtuosen und Dilettanten Theil nehmen sollten.

Um dies desto leichter und einladender zu Stande zu bringen, verband man es mit einem wohlthätigen Zweck, setzte eine freiwillige Einnahme fest, und bestimmte sie den Bewohnern eines, bei der letzten Affaire in Feuer aufgegangenen Städtchens. Der hiebei mit zu Rath gezogene alte Organist Quendel, der, wenn es Musik galt, noch so jugendlich fühlte, als in seinen Jünglingsjahren, machte nun, nicht ohne gerechten Stolz, hauptsächlich auf Elisen, seine ehemalige Schülerin, aufmerksam, die auch bei Blumbachs Lebzeiten an dieser edleren Art des Vergnügens manchmal Theil genom-

men hatte. Man zweifelte nicht, daß die Räthin auch jetzt noch, obwohl verwitwet, eine so gute Absicht durch ihr Talent zu unterstützen geneigt seyn werde, und der alte Organist übernahm es ihre Einwilligung zu verschaffen.

Da er, als ein in Blumbachs Hause fast einheimischer Gast, auch nach dessen Tode die junge Witwe schon mehrmals besucht hatte, so konnte er ohne Umstände die Ursache seines Besuchs entdecken. Allein er fand mehr Widerstand, als er geglaubt hatte. Elise hielt es, unter Vorbringung mehrerer Gründe, nicht ganz für schicklich, so kurz nach dem Tode ihres Mannes und Wohlthäters öffentlich zu erscheinen, ließ sich jedoch, theils, weil sie seitdem noch nie ausgekommen war, und wohl einer Erholung bedurfte, theils auch, weil sie dem ehrlichen Alten etwas von ihm so sehnlich Gewünschtes nicht abschlagen konnte, theils auch endlich, weil es ja doch eine Todtenfeier war, zu Ertheilung ihrer Zusage bereden.

Die Nachricht von den auftretenden Sängern und Sängerinnen verbreitete sich, wie gewöhnlich, sehr bald durch die ganze Stadt, und es mag dahin gestellt bleiben, ob nicht auch der Wunsch, die schöne und kunstreiche Witwe nach dem Tode ihres Mannes zum ersten

Male wieder zu sehen, den Abgebrannten einen Theil der sehr beträchtlichen Einnahme verschafft haben mag.

Der Konzertsaal war nie schöner dekorirt und erleuchtet, aber auch nie überfüllter gewesen, als diesmal. Alles, was vornehm, für die Kunst eingenommen und schön war, befand sich unter der Versammlung. Die Reize der sämtlich schwarz gekleideten und sorgfältig geschmückten Sängerinnen gewährten einen unbeschreiblich hinreißenden Anblick, und der Musik konnte man es leicht abmerken, daß sich hier nur Erlesene, und diese mit rühmlichem Wetteifer, hören ließen.

Dessen ungeachtet entstand, da nun auch Elise, in tiefem Kreppschleier', gleichsam als Oberpriesterin dieses heiligen Kreises, auf das Chor trat, um die ihr zugetheilte Arie vorzutragen, unter den Zuhörern anfänglich eine so auffallende Bewegung, und dann eine so feierliche Stille, daß man wohl nie deutlicher den Zauber einer, in Trauer gekleideten Schönheit bemerken konnte. Doch wer hätte auch dieses reine, schmachtende Auge, diese mit künstlerischer Nachlässigkeit geordneten Locken, diese von blasser Rosenfarbe überhauchten Wangen, diesen blendenden, durch die schwarze Kleidung nur noch mehr herausgehobenen Hals und Nacken, kurz, diesen ganzen Triumph edler Weiblich-

keit erblicken können, ohne gerührt, ohne zu stiller Bewunderung hingerissen zu werden?

Jünglinge, Männer und Greise starrten mit stillem Entzücken nach der huldvollen Sängerin, und als sie geendigt hatte, schwebte, da man, besonders für diesmal, das Applaudiren für unschicklich hielt, ein stiller Ausdruck des Wohlgefallens, der innigsten Bewunderung, auf Aller Lippen und Blicken.

Hatte jedoch Elisens Gestalt und Gesang, ohne es zu wollen, fast alle Herzen erobert; schwor jetzt selbst der Herr Kanonikus Goldhahn, der sich vorher daran weidete, Elisen nun doch für sein baares Geld sehen zu können, und an der Casse offen einen Doppel-Louisd'or hinwarf, sich insgeheim zu, das schöne Weib solle und müsse doch noch die seinige werden; so schien vorzüglich Einer des zahlreich versammelten fremden Militärs von Elisen ganz geblendet, und seiner Empfindungen gar nicht mehr Meister zu seyn. Wenigstens lehnte er, da Elise geschlossen hatte, sein Haupt, uneingedenk der umringenden Menge, auf die Schulter seines zunächststehenden Freundes, und mußte dann von ihm aus dem Saale geführt werden; ein Zufall, den sowohl der Zurückkehrende, als andere Offiziere, damit entschuldigten, daß der gefeierte Todte sein Obrist

und innigster Freund gewesen, und an seiner Seite gefallen sey. Zugleich ergoß man sich in Lobsprüche dieses trefflichen Kameraden, durch dessen Muth und Besonnenheit allein, nach dem Tode des Obristen, der Rest des Regiments über einen dreifach überlegenen Feind gesiegt habe.

Viele der Anwesenden fanden durch diese Erläuterung den ganzen Vorfall hinlänglich erklärt. Andere, deren Herzen vielleicht gleichgestimmt fühlten, sahen darin die Gewalt der Schönheit. Noch andere endlich befleißigten sich, diese Begebenheit der bewunderten Sängerin zu hinterbringen, die denn Alles der Kunst des Komponisten zueignete, doch insgeheim — denn sie wär sonst kein Weib, viel weniger ein liebenswürdiges, gewesen! sich allerdings angenehm geschmeichelt fand.

Indessen hatten diejenigen, welche auch Elisens Reize hier mit im Spiel sahen, am besten die Wahrheit errathen. Der, von der schönen Sängerin bezauberte Hauptmann kannte sehr bald kein angelegentlicheres Geschäft, als Elisens Wohnung auszukundschaften, keinen innigern Wunsch, als sie einmal wieder zu sehen.

Nun hielt aber der Inhaber des Regiments, bei

welchem er sich befand, außerordentlich viel auf ein gut besetztes und glänzendes Musikchor, und unter seinen Hautboisten befanden sich auch zwei junge Mohren, die in fast idealische maurische Tracht gekleidet, gewöhnlich auf der großen Trommel und den Becken weidlich arbeiteten, zugleich aber vortreffliche Lautenspieler und Sänger waren, und sich hiermit nicht selten während der Tafel hören ließen.

Der, von Amors Pfeilen tief verwundete Hauptmann nun hatte schon öfters alle Kirchen und öffentliche Spaziergänge, noch öfterer die Straße, wo Elise wohnte, durchkreuzt, ohne auch nur einen Zipfel ihres Schleiers gewahr zu werden. Auch durfte er nicht erwarten, sie in irgend einer öffentlichen oder Privatgesellschaft wieder anzutreffen, da sie, aller eingezogenen Erkundigung nach, außerordentlich eingezogen lebte, und jede Einladung ausschlug.

Als er jedoch einst bei schon herannahender Nacht, dem Zuge seines liebenden Herzens folgend, abermals die Gasse durchstrich, die ihm vor allen andern dem Himmel nahe schien, tönten ihm aus den halbgeöfneten Fenstern himmelentwandte Töne entgegen, und er ward bald überzeugt, daß sie, die Holde, die Angebetete, auf der Harmonika spiele.

Man denke sich seine Empfindung! Die Gasse war

schon ziemlich verlassen; über ihm standen in reinem Lichte die Sterne. Töne drangen zu ihm, ganz dazu geeignet, jedes Herz mit unerklärlicher Wehmuth, mit einer Ahnung zu erfüllen, die hienieden keine Erfüllung findet; und diese Töne wurden von der unendlich Reizenden den leblosen Glocken entlockt, der seine Liebe und Phantasie, wenn dies anders möglich war, nur noch höheren Glanz lieh.

So lange die Harmonika hallte, stand er, wie eine Bildsäule, mit untergeschlagenen Armen, dem Hause gegenüber; er hoffte, vielleicht werde nach beendigtem Spiel die Sängerin auf einige Augenblicke ans Fenster treten. Aber die Fenster wurden von einem Mädchen geschlossen, und selbst die Lichter verschwanden allgemach aus dem Zimmer.

„Sollte es nicht möglich seyn, sie, die schmeichelnde Töne so liebt, durch Töne ans Fenster zu locken?" — sagte der Hauptmann im Heimgehen zu sich selbst, und augenblicklich ward beschlossen, Elisen des nächsten von den maurischen Lautenspielern, jedoch ohne die Aufmerksamkeit der Nachbarn zu reizen, eine Serenade bringen zu lassen.

Dieser Entschluß gedieh auch schon in der folgenden Nacht zu seiner Ausführung, und diese gelang über

Erwarten. Die Mohren, die in der That Meister auf ihrem Instrument waren, boten aus Gefälligkeit gegen den Hauptmann alle ihre Kräfte auf. Da Elise Blumen vor ihren Fenstern zog, und, um der Düfte zu genießen, diese gewöhnlich des Abends öffnete, konnten ihr die Töne nicht entgehen, und bald entdeckte der insgeheim lauschende Hauptmann die Geliebte, welche eine feine Weile am Fenster stand, und den Straße auf und abziehenden Mohren wohlgefällig zuhörte.

Hierdurch ermuthigt, ließ der Hauptmann den Versuch mehreremal wiederholen, doch mit weniger erwünschtem Erfolg. Elise fing an, irgend einen Zusammenhang zu ahnen, und hielt es für dienlich, das nächtliche Ständchen gänzlich unbeachtet zu lassen. Zwar waren, wie gewöhnlich, ihre Fenster geöffnet, aber keine Seele ließ sich daran blicken, und höchstens der Schatten einer weiblichen Figur ward einigemal hinter den Vorhängen sichtbar.

Die wandelnden Virtuosen blieben nun einigemal aus; aber ungefähr am dritten Abend waren abermals Lautentöne zu vernehmen, und Elise hörte, da sie heute ihre Tuberosen und Volkmannien selbst tränkte, zu ihrer Verwunderung, von einem schönen Tenor vorgetragen, diesmal deutschen Gesang:

„Stille Töne durch die Nacht —
Durch die Straßen auf und nieder,
Forschend, ob die Holde wacht,
Zieht der Liebe süße Macht —
Tönet leise, süße Lieder
Stille Töne durch die Nacht

Stille Blumen, durch die Nacht,
Süß erquickt durch Abendlüfte,
Und von zarter Hand bedacht —
Fühlt auch ihr der Liebe Macht? —
Haucht ihr schmachtend eure Düfte,
Stille Blumen, durch die Nacht!

Stille Sterne, durch die Nacht
Gießt ihr freundlich sanften Schimmer;
Doch, so süß ihr lockt und lacht —
Fühlt auch ihr der Liebe Macht? —
Doch die Holde zeigt sich nimmer,
Stille Sterne, durch die Nacht!

Stilles Mondlicht, durch die Nacht,
Durch des Himmels helle Räume,
Wandelst du in stiller Pracht —
Du, der Liebe süße Macht!
Gib der Holden süße Träume!
Gib ihr Küsse, Mond und Nacht!"

Diese Strophen, so einfach sie waren, schienen doch auch so vom Augenblicke geboren, schienen so passend, wurden so zärtlich nur von einer Stimme gesungen,

und von einer so lieblichen Weise begleitet, daß Elise keine so leidenschaftliche Liebhaberin der Musik, und kein Weib gewesen seyn müßte, hätte sie keine Neugier gefühlt, den Sänger zu sehen. Doch, indem sie schon leise den herabgelassenen Vorhang zurück bog, schien sich der Gesang zu wiederholen:

„Stilles Mondlicht, durch die Nacht
Schien mir oft dein Silberspiegel,
Oft schon auf verlorner Wacht —
Ob auch mir noch Liebe lacht?
Oder fällt auf meinen Hügel
Bald dein Licht in stiller Nacht?“

Hatte schon vorher der Vorhang sich leise hin und her bewegt, so ward er jetzt ganz beseitigt. Elise beugte sich ein wenig heraus, und bemerkte schnell zurückfahrend mit Erstaunen, daß der eine Mohr nur ein Halbmohr war, oder vielmehr, daß der Sänger, wahrscheinlich durch das Geräusch, den der zurückgeschobene Blumenasch verursachte, aufmerksam gemacht, eine Maske abnahm, und aus dem halb aufgehenden Kaftan eine Uniform und ein Ordenskreuz schimmerte. Trog nicht alles, so war es kein anderer, als der Hauptmann, der, auch von ihr nicht gänzlich übersehen, im letzten Konzert die für sie nicht unrühmliche Störung verursacht hatte!

Am Abende des folgenden Tages kam Herr Kommerzienrath Neunauge sehr übel gelaunt in das Kränzchen, und kaum war auch Freund Goldhähnchen eingetreten, und hatte ihn um sein heutiges langes Gesicht befragt, als er ihn eifrig mit sich ans Fenster zog.

„'s ist dir fast nicht mehr zum Aushalten, liebes Kanonikuschen!" — raunte ihm Neunauge ins Ohr — „du weißt doch die neue Einrichtung mit den Miethern. Ich habe mich lange gesperrt, bin immer noch so, so, mit der Höflichkeit durchgekommen; aber heute bringt mir so ein Herr Hauptmann, mir nichts, dir nichts, sein Billet, und ich mag mich mit ihm herum komplimentiren, so viel ich will, mag sauer oder süß dazu aussehen, er nimmt ohne Umstände Besitz; meine theure Hälfte muß ihm ihr Putzzimmer einräumen; die Ordonanzen rennen neben meinem Sanssouci hin und her, stören mich selbst im Nachmittagsschlafe; ich muß meinen Weinkeller aufthun, ich muß —"

„Hahaha!" — unterbrach ihn Goldhahn lachend — „das gönn' ich Euch, Kommerzienrath! Habt ihr mich nicht letzthin mit dem Nervenfieber erschreckt, daß ich fast des blassen Todes gewesen wär, als wenn so ein Krieg für unser einen gar nichts zu sagen hätte? Habt ihr mich nicht in die infame Geschichte mit dem Versmacher Emmerling verwickelt? Habt ihr mich

nicht manchmal ausgelacht, daß ich das große Haus auf dem Halse habe? Recht gut, daß es Euch nun auch auf die eigne Haut kommt! — O die neue Einrichtung mit den Miethern ist die vortrefflichste, seit Gott die Welt schuf!"

„Rechne nur Einer auf freundschaftliche Theilnahme" — schloß Neunauge, und wandte sich, nicht ohne Bosheit, von ihm ab, weil schon, als Signal zum Angriff, die Stühle an den Spieltischen in Bewegung geriethen — „aber, liebster Herr Kanonikus, ich wäre gewiß noch verschont worden, hätten meine Zimmer nur keine Fenster vorne heraus, der schönen Räthin gerade gegenüber — merkst du nun was, mein verliebtes Goldhähnchen?"

Der Herr Kommerzienrath hatte diesmal wirklich eine feine Nase; denn der bei ihm Einquartierte war kein anderer, als der uns schon bekannte Hauptmann, der, vermuthlich durch den in gestriger Nacht nicht ganz verunglückten Erfolg nur noch feuriger gemacht, das Einquartierungsbillet bei dem Kommerzienrath sich zu verschaffen gewußt hatte.

Als Elise, die hinter ihrem Blumenfenster zu sticken pflegte, einmal von ohngefähr aufsah, erblickte sie, zu nicht geringer Befremdung, im gegenüber gele-

genen Fenster, nicht blos einen fremden Offizier, sondern auch — wahr und wahrhaftig den gestrigen falschen Mohren! Zwar war auch er von der Sonne ziemlich gebräunt, und seine Wange von einem recht kriegerischen Backenbarte umschattet; dies verhinderte aber nicht im mindesten, daß er in der reich gestickten Uniform als ein recht stattlicher Mann, man könnte sagen, als ein Apoll in den Waffen des Mars, erschien, und, so bald er das lang erharrte Augenaufschlagen der schönen Witwe gewahrte, sich auf das verbindlichste gegen sie verbeugte.

Die schöne Witwe dankte nicht herablassender, als es die Höflichkeit foderte, und wendete sich dann weit eifriger, als vorher, zu den unter ihrer schöpferischen Hand aufsprießenden Blumenguirlanden. Doch so gleichgültig sie that, und auch selbst zu seyn glaubte, so fühlte doch ihr zartes Gesicht die unleidliche Sonnenwärme jetzt weit stärker; denn — daß Kommerzienraths nicht so ganz von ungefähr diese Einquartierung erhalten hatten, schien doch sehr glaubhaft, und das Weib, das sich durch eine anhaltende zärtliche Bewerbung nicht geschmeichelt fühlen sollte, auch wenn sie noch so wenig gesonnen ist, sie zu erwiedern, soll wohl noch geboren werden!

Genug, die Räthin mußte bei ihrer Arbeit doch zu Zeiten ein wenig vor sich lächeln, dachte dabei: je nun, wer kann das wehren? rief aber augenblicklich das jetzt öfter, als je, vor ihre Augen tretende Bild ihres Geliebten zu Hülfe, und war nun in kurzem fest mit sich einig, sich um den neuen Nachbar auch nicht im mindesten zu bekümmern.

Doch der neue Nachbar schien ganz andern Sinnes. Er war, so oft es nur die Dienstgeschäfte erlaubten, so unaufhörlich zu Hause, so unaufhörlich an das Fenster postirt, daß Elise zuletzt gar nicht mehr an das ihrige treten konnte, ohne seinen Blicken zu begegnen, ohne ihm auf seine ehrerbietigen Grüße, des Anstandes halber, danken zu müssen; war dabei immer und immer so stattlich und prächtig gekleidet, daß auch sie, wollte sie nicht ganz der frischen Luft und der Aussicht auf die Straße entbehren, auf eine etwas gewähltere Kleidung denken mußte.

Zudem brachten es die so oft wiederholten Grüße und Gegengrüße zuletzt ganz natürlich mit sich, daß man sich, ohne etwas weiteres dabei zu denken, daran gewöhnte. Nach und nach ward dem liebenden Haupt-

mann nicht mehr blos das Glück zu Theil, die Geliebte zuweilen hinter den Vorhängen lauschen zu sehen, sondern es begab sich nun wohl auch öfter und öfter, daß die Flügel sich aufthaten, und die Holde ans Fenster trat, oder sich wohl gar auf die Straße herausbeugte. Nach und nach fing Elise auch wieder an, mit einbrechender Nacht auf Harmonika und Flügel zu spielen, und ließ sich nicht irren, wenn auch die Pausen von einer gegenüber hallenden Laute unterbrochen wurden. Nach und nach schien man gegenseitig ordentlich die Stunden zu kennen, wo der ehrerbietige Freund weder beim General, noch beim Exerziren war, wo die einsiedlerische Witwe weder stickte, noch, was schon seit mehrern Wochen die Hauptbeschäftigung der Mitleidsvollen gewesen war, durch einige von ihr erzogene Waisenmädchen für die Verwundeten Charpie zupfen ließ oder selbst zupfte. Nach und nach fing der zärtliche Krieger an, einige Hoffnung der Gegengunst zu schöpfen, wagte es endlich sogar, einen Kuß nach den Tuberosen zu werfen, aber — nun war auch Alles vorbei! Elise wich augenblicklich mit kalter Empfindlichkeit vom Fenster zurück, und dies Fenster blieb nun für immer geschlossen, Beweises genug, daß alle ähnliche Versuche gänzlich vergeblich seyn würden!

Der Hauptmann mochte sich noch so viel Vorwürfe über seine zu weit getriebene Keckheit machen, mochte noch so fest sich vorsetzen, bei der ersten Gelegenheit durch den demuthvollsten Gruß seine innigste Reue zu bezeigen, wer sich weder um seine Vorwürfe, noch um seine Vorsätze bekümmerte, wer sich gar nicht sehen ließ, war Elise!

Doch ein Krieger, der so heiß liebt, läßt sich nicht so leicht abweisen, und wo offnes Entgegentreten nicht helfen will, muß man zur Kriegslist seine Zuflucht nehmen. Schon einigemal hatte der Hauptmann beschlossen, sich geradezu bei Elisen selbst vorzustellen, aber jene Furcht, die ein wahrhaft liebendes Herz weit behutsamer macht, als irgend ein anderes, ließ ihn nicht zur Ausführung dieses Vorsatzes kommen. Da ihm jedoch seine Liebe durchaus nicht gestattete, gänzlich unthätig zu bleiben, so recognoscirte er allenthalben das Terrain, und fiel endlich, in halber Verzweiflung, auf den Gedanken, seine Wirthin, die einem so schönen und artigen Manne die Entheiligung ihres Putzzimmers längst verziehen hatte, zur Vermittlerin zu gebrauchen.

Die Kommerzienräthin bildete sich zwar, ihrer fast unförmlichen Dicke ungeachtet, auf ihren weißen Teint gerade noch genug ein, um selbst Ansprüche zu machen, und hatte daher das, ihrem Scharfblick nicht entgangene Liebesspiel am Fenster etwas mißfällig wahrgenommen. Da jedoch manche Damen ihrer Gattung, wenn sie nicht die erste Rolle spielen können, allenfalls auch, um doch etwas zu gelten, mit der zweiten vorlieb nehmen; da sie dem lockern Kanonikus, der sie zu Zeiten Madam, ja in seiner vornehm-groben Manier sogar Ihr nannte, übrigens in ihren Augen als der Verführer ihres Mannes galt, außerordentlich gram war; so nahm sie des Hauptmanns mit möglichster Galanterie vorgebrachte Bitte, ehemöglichst auf seine Kosten ein fröhliches Mittagsessen zu veranstalten, und ihre Freundinnen und Nachbarinnen dazu einzuladen, sehr bereitwillig auf.

„Doch auch die Frau Räthin Blumbach?" — fragte sie mit möglichst schalkhaftem Blick und drohend aufgehobenem Finger — „ja, es wird freilich auffallen, da wir sonst wenig zusammen gekommen sind, und, wenn sie nicht vielleicht in Hinsicht der, einem Fremden schuldigen Artigkeit eine Ausnahme machen sollte —"

Diese Bedenklichkeit war dem Hauptmanne aus Unkenntniß der Verhältnisse noch gar nicht eingefallen. Man überlegte hin und her. Die Kommerzienräthin, durch die Schmeicheleien und Handküsse des Hauptmanns immer mehr für ihn eingenommen, gab Rathschläge. Sie ermunterte ihn, Muth zu fassen; genug — am nächsten Morgen wurde Elisen von dem, zu so etwas recht gut passenden Zöfchen der Frau Kommerzienräthin zuvörderst ein höchst niedliches Körbchen voll Rosen und Pomeranzen überbracht, unter dem Vorwande, die Kommerzienräthin habe aus dem Garten einer Freundin einen ganzen Hebekorb solcher Früchte und Blumen zum Geschenk erhalten, und nehme sich daher die Freiheit, ihrer geschätzten Nachbarin mit einem Theile ihres Ueberflusses ihr freundschaftliches Andenken zu bezeigen.

Elisen mußte dies unerwartete Gastgeschenk allerdings etwas verdächtig vorkommen. Sie und ihr verstorbener Mann hatten mit Kommerzienraths nie in einem andern, als dem Verhältnisse nachbarlicher Höflichkeit gestanden; beide Familien hatten sich nie anders, als etwa auf der Straße und an öffentlichen Or-

ten gesehen. Dennoch gab es, ohne in den Verdacht der Ziererei und Unhöflichkeit zu fallen, keinen Vorwand, die Fruchtspende auszuschlagen, und man mußte sich daher daran begnügen, das Geschenk durch ein reichliches Gegengeschenk an die Ueberbringerin so gut, als zu bezahlen.

Aber die Blumen und Früchte waren doch auch gar zu anziehend, und das Körbchen zu prächtig und zierlich, um nicht wenigstens eine genauere Ansicht zu erfordern. Elise, die, wie wohl die meisten weichgeschaffenen weiblichen Wesen, an Früchten und Blumen vorzüglich Gefallen fand, konnte sich nicht enthalten, alles einzeln zu betrachten, und siehe! gerade in dem schönsten dieser Hesperidenäpfel befand sich ein Einschnitt, aus dem die Ecke eines Kartenblatts fast unmerklich herausguckte.

Elise hatte augenblicklich ihre Gedanken. Indessen, das Geschenk war einmal angenommen; die verdächtige Frucht konnte auf keine, nur halbwege anständige Weise zurück befördert werden; es war durchaus nichts weiter zu thun, als von dem, allem Anscheine nach darin verborgenen Billet, das man dessen unge-

achtet Spaßes halber lesen konnte, durchaus keine Notiz zu nehmen.

Elise zog endlich den Zettel heraus, und las: Wenn Sie einem Manne, der Sie schon längst innig verehrt hat, nicht die Genugthuung entziehen wollen, Ihnen für den hohen Genuß, den Sie ihm bei der Todtenfeier seines Obersten und Freundes schenkten, persönlich danken zu dürfen; so nehmen Sie eine Einladung an, die in kurzem an Sie ergehen wird. Weder die Erfüllung, noch die Verweigerung dieses Wunsches, kann Ihnen im mindesten nachtheilig werden, da von diesen Zeilen durchaus Niemand, als nur derjenige weiß, der von innigster Bewunderung der liebenswürdigsten Sängerin hingerissen, sie zu schreiben nicht unterlassen konnte!"

Daß dieser Brief von dem Hauptmanne herrühre, galt wohl keinen Zweifel. Aber er war doch auch so anspruchslos, so voll zarter Schonung, er konnte eben so gut von einem feurigen Freunde der Kunst, als von einem zudringlichen Liebhaber, abgefaßt seyn; er sprach zudem von einer bevorstehenden Einladung, die man ja erwarten, und immer ausschlagen konnte! Aber —

eine Kühnheit blieb es doch immer, und wie hätte irgend eine auch nur scheinbar günstige Aufnahme vor den Augen des geliebten Anselmi's bestehen können? Dies entschied! Es ward fest und unwiderruflich beschlossen, den allzukühnen Uebersender zu demüthigen, und ihn bemerken zu lassen, daß man sein Billet weder entdeckt, noch weniger erwartet habe.

Noch war Elise eifrig damit beschäftigt, das Körbchen völlig wieder in vorige Ordnung zu bringen, um es dann an ein Fenster zu stellen, und dort dem Anscheine nach ganz zu vergessen; als, zur ungelegensten Zeit von der Welt, ihr Mädchen hereintrat, und einen Offizier anmeldete, der der Frau Räthin im Namen des Gouverneurs für die großmüthige Unterstützung der Kranken und Verwundeten danken solle, und sich, wie er gleich hinzugesetzt, zufolge erhaltener Ordre, durchaus nicht abweisen lassen könne.

So ganz unerwünscht Elisen in diesem Augenblick dieser Besuch kam; so verdrüßlich es ihr fiel, das Körbchen noch in so wenig geordnetem Zustande vor irgend einem Fremden, vielleicht gar vor einen Kameraden des Absenders, erblicken zu lassen; so war doch irgend ein Ausflucht̃smittel nicht zu finden. Ja, hätte

sich auch ein Vorwand entdecken lassen — noch ehe das Mädchen ihren Bescheid erhielt, trat der Offizier schon herein, und — es war die Uniform desselben Regiments, Himmel! Er war es selbst.

Der Hauptmann, der beim Stabe, wegen seiner vorzüglichen Kenntnisse, auch in schriftlichen oder mündlichen Unterhandlungen vorzüglich gebraucht ward, hatte kaum das geheimnißvolle Fruchtkörbchen abgesendet, als er, wie gewöhnlich, zum General mußte, und dort von demselben einen Zettel mit den Namen einiger vornehmen Damen erhielt, die sich gegen die Kranken besonders mitleidig gezeigt hätten, und daher mit einer Danksagung beehrt werden sollten. Da er unter den ersten Namen, auch den der Räthin Blumbach fand, war er einige Augenblicke unentschlossen; eine ungewöhnliche Glut überflog sein Gesicht; endlich mußte er wegen des, mit so lang überlegter List übersandten Briefchens insgeheim lächeln, und übernahm dann den Auftrag des Generals ohne weiteres selbst.

Auch scheint er, obschon das, kurz nach seinem Eintritt erst zum Dableiben angewiesene Mädchen durch einen Wink beurlaubt wurde, folglich die erzählende

Muse selbst nicht bei der Zofe etwas erforschen kann, nicht Ursache gehabt zu haben, seine Zudringlichkeit zu bereuen. Wenigstens war seine Unterhaltung mit der schönen Witwe so lebhaft und langwierig, daß sie ohne Zweifel auch sehr interessant gewesen seyn muß. Wenigstens begleitete ihn Elise mit recht gefälligem Blick, ja wohl gar mit einem zärtlichen Händedruck, aus der Thür. Wenigstens wurde die, noch an demselben Tage an sie ergehende Einladung zu dem Gastmahl bei Kommerzienraths ohne Weigerung angenommen.

Auch der Herr Kanonikus Goldhahn erhielt ziemlich unvermuthet eine ähnliche Einladung, und ward nicht wenig erfreut, als ihm der Bediente zugleich unterthänigst meldete, daß auch die Frau Räthin zugegen seyn werde — ein Umstand, den seine vornehme Eitelkeit sogleich auf das allervortheilhafteste zu deuten verstand.

Hatte er jemals auf die Verzierung seines Leichnams Sorgfalt verwendet, so geschah es diesmal. Alle Wohlgerüche Frankreichs schienen aus seiner Titusperücke zu düften, alle Edelsteine Golconda's an seinen Fingern zu blitzen, und kaum hatte er den Kommer-

zienrath, heute weit zärtlicher, als je, in seine Arme geschlossen, als er ihm ins Ohr raunte: „Es ist doch ein charmantes, kluges, herrliches Weib! Gewiß hat sie — schweigt mir, Kommerzienrath! ich mag nichts wissen — ihren neulichen Verstoß bereut, und nun durch Euch — nun gut, gut! freilich ist's Euch verboten; doch Ihr sollt schon noch beichten!"

Die vertrauliche Unterhaltung wurde in diesem Augenblick durch den Eintritt des Hauptmanns mit einigen ihm befreundeten Offizieren und andrer Gäste unterbrochen. Zuletzt kam auch die charmante Räthin, heute zum ersten Male wieder in blendendes Weiß gekleidet, und setzte den Kanonikus eben so sehr durch ihre Schönheit in Feuer, als durch ihr besonders freundliches Benehmen gegen den fremden Hauptmann, und durch ihr sehr kaltes gegen ihn, in starre Verwunderung.

Der Herr Kanonikus tröstete sich indessen mit der gewissen Hoffnung, wenigstens bei Tische unmittelbar bei ihr seinen Platz angewiesen zu erhalten. Aber auch hier schien kein günstigerer Glücksstern für ihn aufzugehen. Denn ungerechnet, daß der fatale Hauptmann, wie es schien, als vorzüglichster Fremder, den obersten

Platz neben Elisen einnahm, so ward auch dem Herrn Kanonikus ein, hier sehr unerwarteter, und ihm sehr gering dünkender Nachbar, nämlich der erst ganz zuletzt angekommene Magister Emmerling, zu Theil.

Die Unterhaltung bei Tische führte sehr bald zur Heiterkeit und Fröhlichkeit; alles war lustig und guter Dinge, und nur unter den beiden feindlichen Nachbarn zeigte sich der auffallende Kontrast, daß der Kanonikus mit gar keinem, der Poet aber mit recht bewundernswürdigem Appetit speiste. Als man endlich zu den Toast's gelangte, — denn auch wir Deutsche trinken nicht mehr Gesundheiten — brachte der Hauptmann, Elisen die Hand küssend, Emmerlingen im trefflichsten Ungarschen Ausbruch den, etwas räthselhaften Trinkspruch zu; „Ein Hochzeitgedicht ohne Arrest!" — und wurde sogleich von der ganzen Gesellschaft um Erläuterung bestürmt.

„Sehr gern, meine Herren und Damen!" — erwiderte er verbindlich — denn meine gütige Wirthin hat, da ich hier fremd bin, Sie sämmtlich, auf mein Bitten, zu meinem Verlobungsfeste eingeladen! Ich liebte in meinen Jünglingsjahren mit unendlicher Zärt-

lichkeit ein Mädchen, und gewann seine Gegenliebe. Wir wurden durch das Schicksal getrennt. Die Nachricht, daß sie verheirathet sey, trieb mich aus meinem Vaterlande; mancherlei Zufälle ließen mich den Soldatenstand wählen. Das Glück begünstigte mich im Aeußern, indem ich auf inneres Glück gänzlich verzichtete.

Ungefähr zwölf Meilen von hier fiel mein Oberst in einem blutigen Gefecht; ich übernahm, da mehrere meiner braven Waffengefährten gefallen oder verwundet waren, mit nicht ungünstigem Erfolg das Kommando des Regiments. Mein Kaiser hat mich ehegestern deshalb zum Major befördert.

Als ich dieser Gegend mich näherte, war ich fest entschlossen, sie möglichst zu meiden, um nicht meine Geliebte im Besitz eines Glücklichern zu sehen. Doch dem Herrn Kanonikus Goldhahn, und diesem, von ihm begünstigten Dichter, den man als Spion in Verdacht zog und deshalb mir überlieferte, habe ich es zu verdanken, daß mir gründlichere Nachrichten von meiner Geliebten zu Theil wurden. Ich sah sie selbst, nicht ohne die höchste Ueberraschung, wieder, in dem, zu Ehren meines Obersten und Freundes ge-

gebenen Konzert, und mit welchen Empfindungen! Eine, wohl verzeihliche Grille verleitete mich eine Zeit lang, der Nebenbuhler meiner selbst zu werden. Doch das Herz meiner Geliebten schlug noch für den Freund ihrer Jugend, und — falls nicht früher eine Kugel für mich gegossen wird, so habe ich Hoffnung —"

„Lieber Anselmi! — lispelte Elise, mit einem süßflehenden Blick —" nichts von einer so furchtbaren Ahnung!

„Alle Wetter! Es ist Anselmi —" brummte zu gleicher Zeit Goldhahn vor sich, indem er eine Gabelzinke zerbrach, und unterm Tisch mit dem Fuß stampfte — „doch es kann noch Kugeln geben, die —"

„Was ist das? was ist das?" — fuhr die Kommerzienräthin auf, und warf die Serviette weg — „es wird geblasen —"

„Wirklich? wirklich? — frug der Kanonikus, gleichfalls auffahrend —" ich habe in der Amsterdamer Lotterie; wär es möglich, daß ich abermals —?"

„Zehn — zwölf, zwanzig Postillons — der Postmeister mit dem silbernen Horne voran! — hört, wie sie schmettern! — es ist Friede! Friede!" —

schrieen alle Gäste unter einander, und umarmten sich wechselseitig, und die Kanonen donnerten zum ersten Mal wieder von den Wällen, als Verkünderinnen des Glücks und der Hoffnung.

Doch schon längst lag Elise in den Armen ihres Majors, und rief unter Blicken der Seligkeit ihm zu: „Keine Kugel nun, Anselmi! — Friede! Friede!“

II.

Die Belagerung von Ancona

von

Lamotte Fouqué.

I.

Dicht vor Ancona liegt ein laub'ger Garten,
Wo's vielfach duftet, blüht und rauscht und singt
In aller Herrlichkeit des lieben Frühlings.
Dort kamen vor sehr alter Zeit
Ein Ritter und ein Fräulein oft zusammen,
Die reines Minnen zu einander zwang,
Und die ihr süßes Spiel
In Heimlichkeit vor Beider Aeltern hielten,
Dieweil der Ritter arm war, reich die Magd.
Guiscardo hieß der Held, und sie Guiscarda,
Als hätt' es schon ihr Tauffest ausgesprochen:
„Die Zwei sind Eins."
Doch ward's viel anders durch den Lauf der Welt,

Denn als der Ritter seiner Herrin einst
Entgegen kam mit freudenrothen Wangen,
Da war sie bleich und still,
Und hatte Thränenperlen in den Augen.
„Um Gott, mein schönes Lieb, was weinest Du?“ —
„Ach süßer Freund, wir müssen nun uns trennen,
Und sehn uns Heut' allhier zum letzten Mal.“ —
„Wer darf uns das gebieten,
So, daß wir's thun?“ —
„Die Aeltern, welche stehn an Gottes Statt.
Sie haben dem Anselmo mich verlobt,
Und nicht mehr darf zum Abschied
Die Braut Anselmo's einen Kuß Dir spenden,
Denn heilig Ding ist meines Vater's Wort.“
Dem Ritter wird's im Herzen
So wundereng' und weh',
Daß er fast bleicher aussieht als das Fräulein.
Die rührt ihn sanft mit ihrer zarten Hand,
Und spricht: „mein süßer Freund, Du bist ja fromm,
Und hast den lieben Gott
Recht lieb aus treuem Herzen.
Da sag' in Demuth Amen
Zu dem, was er gebeut, und bleib' mir gut.“
Und: „Amen, Amen!“ sprach der bleiche Ritter,
Und Beide wankten, er nach Westen hin,
Und sie nach Osten, aus dem Garten fort,
Und trafen nimmermehr sich dorten wieder. —
Blüh', lieber Garten,
Der frommen Minnefreude Kirchhof, blüh'!

2.

Wie war Dir, o Guiscardo,
Als nun der Glocken heller Feierklang
Des mächtigen Anselmo Hochzeitfest
Von allen Thürmen anhub zu verkünden? —
Du sprengtest wild hinaus
Dein schäumend Roß in die tiefdunkle Waldung,
Und erst um Mitternacht
Kamst Du von irrer Fahrt in's Haus zurück,
Bleich und verstört. —
Wie war Dir, o Guiscardo,
Als abermals nach Jahresfrist die Glocken
Erhoben freudig ihren Chorgesang,
Verkündend, daß dem glücklichen Anselmo
Die edle Hausfrau einen Sohn gebar? —
Wie Engelsfrieden kam es über Dich;
In Traum und Wachen sahst Du stäts das Bild
Der schönen Herrin, die ihr schönes Kind
Im Arme trug,
Und heisse, brünstige Gebete
Für die geliebten Beiden quollen Dir
Aus der verschwiegnen Seele fort und fort.

3.

„Mein Herr Guiscardo, grüß' Euch Sanct Georg!
Ich bring' Euch einen schönen guten Morgen."
So grüßt den Ritter einst sein alter Knappe,
Der ihn gepflegt von seiner Kindheit an,
Und bringt in das Gemach

Den Silberhelm mit schwarzem Federbusch,
Den blanken Küras, die gelenken Schienen,
Den buntgemalten Heerschild,
Daß das Geräth ihn fast zur Erden zieht;
Doch läßt er's lustiglich zusammenklirren,
Und lacht.
„Welch eine Botschaft gibt's, mein guter Knappe?"
„Gottlob, mein edler Herr, 'nen guten Krieg,
Drin Ihr erproben und kund geben sollt,
Was ich vorlängst Euch lehrte
An Fechterstücklein und an Reitersitten.
Die Stadt wird sehr bedroht von vielen Feinden,
Das gibt für Eures Gleichen lust'ges Mahl." —
Welch eine Kunde dringt wohl froher
In ein verliebtes, frommes Herz,
Als die von naher rühmlicher Gefahr?
Zumal, wenn's der Geliebten Rettung gilt!
Rasch fuhr in seinen Harnisch
Der junge Rittersmann,
Und kaum noch, daß der nächste Morgen schien,
Zog singend er mit seiner Schaar zu Feld.

4.

So oft nach einer kühnen Waffenthat
Mit reicher Ehr' und Beute —
Und das war oft! — Guiscardo seinen Zug
Heimwandte nach Ancona's alten Mauern,
Und ihm entgegen scholl der Jubelruf
Der Bürger und der Frauen,

Wußt' er zu lenken so der Schaaren Weg,
Daß Harnischklirr'n, Roßgang, Trompetenschmettern
Vorüber Herr'n Anselmo's Pallast scholl.
Und viele Fenster gingen auf,
Und viele Angesichter schauten nieder, —
Das Eine Antlitz, das er suchte, nicht.
„Geduld! Geduld!" so dacht' er dann in sich.
„Sie hört' doch wohl den freud'gen Siegesmarsch,
Vernimmt auch aus Gesprächen,
Was dem Guiscardo abermals gelang." —
So blieb er frisch und fröhlich immerdar,
Und galt ihm Feldwach, Ausfall, Rückzug, Schlacht
Für ein recht himmlisch, immer neues Spiel.

5.

Wer mit dem Krieg' ein Spiel zu halten denkt,
Erwäge vor doch ernstlich, was er thut.
Krieg ist ein schöner, glüh'nder Gottesengel,
Doch seine Botschaft donnert furchtbarlich,
Und Feuerflamme heißt sein fressend Schwert.
Ancona, weh, Ancona,
Wie bleichst Du unter seinem Rächertritt,
Wirst dürres Gras auf sommerlicher Haide! —
Kennt Ihr die Sage von gefeiten Ringen,
Die enger, enger stäts zusammenpressen
Den Finger, der sie einmal an sich nahm?
So drückt der mächt'gen Widersacher Heer
Von allen Seiten auf Ancona zu.
Vergeblich, kecker Muth,

Vergeblich, schlaue Listen!
Bald athmet in der Mauern Umkreis nur,
Nur dort allein der starke Bürgersinn,
Der mindestens auf eignem freien Boden
In Ehren zu erliegen hat beschlossen.
Den Hafen dämmt ein halber Mond von Schiffen,
Jedweden Pfad zu Lande Schaar an Schaar,
In Ruhe schmausend von dem üpp'gen Segen
Der Felder und der Gärten,
Und einen einz'gen, einen einz'gen Würger
Durch die verhaßte Stadt Ancona sendend.
Der hieß der fahle Hunger. —
Da streckt sein Widerschein sich häßlich aus,
Fast wie ein Todtentuch, daß Alt und Jung
Verwandelt stehn in bleiche, trübe Larven,
Und Leben sich auf Leben
Unwillig niederkrümmt in's frühe Grab.
Doch fast noch schrecklicher, als das Erliegen
Vor diesem herben Feind,
Gestaltet sich das Ringen wider ihn,
Zur Speise wandelnd, was dem Menschensinn,
Dem zarten, edlen, Speise nimmer hieß:
Gras ohne Duft und Kraft und Baumesrinde,
Und ach! sogar manch gift'ges Meeresthier,
Das grau'nvoll in des Hafens Klippen hauste. —
Wo ist in diesem Wogensturm des Jammers
Dein heitres Minneleben hingeweht,
Guiscardo? —
Vergebens such' ich Dich. —

Nur dann noch tauchst Du freudig wieder auf,
Wenn etwa der zu stolze Gegner meint,
Schon lieg' Ancona's ganze Kraft am Boden,
Und anrückt, um die Mauern zu besetzen.
Gebietend einer gleichgesinnten Schaar,
Brichst vor Du aus den Thoren,
Und schlägst und triffst.
Die Jünglingshelden, bleich wie Todesengel,
Tragen den Schreck des Todes in den Feind,
Und als vor einer himmlischen Erscheinung,
Eilt schaudernd er in seine Zelte heim.

6.

Ancona's Jugendgarten, Jünglingsschaar,
Wie senkt doch eine Lilie nach der andern
Aus Dir das blasse Haupt,
Und wenig mehr der hohen Blumen blüh'n!
Was lebt, das rafft sich noch
Bei'm Schalle der Trompeten kühn zusammen,
Doch weit die Mehrzahl schläft im dunkeln Bette,
Und kommt nicht mehr zum Tanz, nicht mehr zur Schlacht
Für den Posaunenhall, den letzten, nur
Dienstpflichtig noch allein. —
Da wagt's der Feind von neuem eines Tages
Und auf das Thor Balista rückt er an.
Wohl eine Jünglingswache stand darin,
Doch matt und krank, beinah im Todesringen;
Und ruhig schon bereitet
Man außen Leiter, Beil, und schwere Balken

Aus einer nahen Kirche Hallen tritt
Ein hohes, edles Weib, ihr Kind im Arm,
Bleich sie und auch das Söhnlein,
Weil Beide ja Ancona's Kinder sind,
Doch reich umwallt von köstlichen Gewanden.
So schaut von alten Bildertafeln her
Bisweilen still und blaß die heil'ge Jungfrau,
Denn vor der Jahre Schwung verstob das Roth
Auf ihren und des Kindes Wangen,
Die dreistre Farb' auf Schmuck und Kleidung nicht. —
Ernst schreitet nun die edle Frau herab,
Matt, langsam, von der Kirche Marmortreppen,
Und stellt sich vor den Ritterhauptmann hin,
Der krank, wie seine Schaar, am Thore liegt.
„Wach' auf, mein Held, wach' auf! der Feind ist draussen!" —
„Ich wache, edle Frau." —
„Und stehst nicht aufrecht? Schützest nicht die Stadt?" —
„Mir sind die Augen dunkel,
Die ehmal's rüst'gen Glieder welk und todt." —
Sie faltet ihre Hände, schaut empor
Zum Himmel,
Und näher rauscht das feindliche Getös, —
Nun beugt sie ihren müden, schönen Leib,
Kniet an den Boden,
Legt neben sich ihr holdes Kind, und spricht:
„Der arme Säugling kann sein Vaterland
Noch nicht verfechten. Dir gebührt die Nahrung;
Trink', armer Kriegsmann, und vertreib' den Feind."
Die keusche, reine Brust entschleiert sie,

Fromm, wie es Mutter ihrem Knäblein thut.
Da starrt der Ritter auf,
Schaut ihr in's bleiche Antlitz,
Und Er erkennt Guiscarda, Sie Guiscardo.
Nicht kostend von dem süßen Labequell,
Fühlt dennoch Labung er im Geist und Sinn,
Und kühn empor sich reissend
In seiner Waffen Rasseln,
In seines Muthes Pracht,
Ruft er, als wie mit zauberkräft'gem Wort,
Die schlummernden Gefährten all' empor,
Neigt sich der edlen Frauen,
Und stürmt hinaus auf den entsetzten Feind.

7.

Erstritten war der Sieg; des Sieges Hauptmann
Lag zwischen vier erschlag'nen Feinden todt —
Und scheu vor dem so kühn entbrannten Muth
Zog der Belagrer weiter sich zurück,
Und Wein und Speise führte man zur Stadt.
Zuletzt mit treuer Hülfe
Der Bundsverwandten ward Ancona frei. —
Da sah' man in dem laub'gen schönen Garten,
Von welchem wir zu Anfang Euch gesagt,
Ein herrlich Marmorgrab
Erstehn durch Hand und Meissel großer Künstler,
Nach Frau Guiscarda's Willen;
Hinein dann ward Guiscardo's Leib gelegt.
Oft saß im lauen Frühlingswehn

Die Herrin und ihr Kindlein an der Gruft;
Des Helden Thaten, der sein Vaterland
Durch eignen Tod entriß der herben Noth,
Erzählte Mutter ihrem frischen Knaben,
Daß der davon ein großer Ritter ward,
Zu seiner Zeit Ancona's Ruhm und Heil.

III.

Francisca von Aubigné,

Marquisin von Maintenon.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Von

G. G. Bredow.

Fr. Bolt fec. 1813.

MADME DE MAINTENON

Die Hauptunternehmung des Sommers 1692 war die Belagerung von Namür. Ludwig leitete sie selbst, während Luxemburg mit einer großen Armee die Feinde beobachtete, und sie abhielt der Vestung zu Hülfe zu kommen. Nachdem Ludwig den Damen das imponirende Schauspiel einer in vier Linien gestellten Armee von 120,000 Mann gezeigt hatte, ließ er sie zu Dinant; und galanter als sein Marschall Bouflers, schickte er eben dahin die Frauen der belagerten Stadt, die mit ihren Kindern zu Fuß durch das Schloßthor kamen, seine Großmuth anzuflehen. Die Frau von Maintenon empfing sie freundlich und verkaufte, um ihnen einige Hülfe zu leisten, alle ihre Juwelen. Acht Tage nach Eröffnung der Laufgräben ergab sich die Stadt; 25 Tage nachher erst das Schloß, eine der stärksten Vestungen Europa's. Ohne Ludwigs Gegenwart hätte man die Belagerung vielleicht auch aufgehoben. Allein er war bei allen Arbeiten, bei allen Angriffen mit Lebensgefahr

zugegen; er ließ die Damen von Dinant kommen, Spiel und Bälle erfüllten die von Kriegsübungen freien Stunden, die Frau von Maintenon besuchte fleißig die Zelte, und gab den Offizieren ein Diner in der Abtei der Salsinerinnen, bei welchem die Damen vom Hofe aufwarteten, und die Aebtissin und ihre Nonnen sich nach der Reihe von den Offizieren mußten küssen lassen. — Gleich nach der Uebergabe der Vestung ging Ludwig nach Versailles zurück; mehrere sagten, auf Betrieb der Frau von Maintenon, die sein Leben nicht länger so vielfachen Gefahren ausgesetzt sehen mochte. So blieb dem Marschall von Luxemburg die Ehre, Wilhelm von Oranien in dem blutigen Treffen bei Steinkirchen zu schlagen (den 4ten August); und obwohl der König 1693 wieder nach Flandern ging, abermals begleitet von der Frau von Maintenon, beschied es auch in diesem Jahre das Schicksal dem Marschall, da Ludwig zu Quesnoy krank wurde, Wilhelm abermals bei Neerwinden (den 29sten Juli) zu schlagen. Luxemburg starb 1695 den 4ten Januar, doch ging Ludwig nicht wieder zur Armee. Daß die Frau von Maintenon dies vorzüglich gehindert habe, ist höchst wahrscheinlich. Die herrschende Meinung ist, daß der Friede zu Ryswick und Ludwigs auffallende Nachgiebigkeit in demselben durch die Aussicht auf die Thron-

folge in Spanien veranlaßt worden sey. Den Beweis dafür gibt man uns nicht. Bestimmt können wir dagegen angeben, daß schon seit 1694 die Frau von Maintenon dem Könige anlag, dem erschöpften Reiche den Frieden zu schenken; und da die Geldnoth, die Schwierigkeit, die Armeen zu ergänzen, die Niederlagen zur See ihren Wunsch unterstützten, fing Ludwig schon 1695 geheime Unterhandlungen an; und irren wir nicht ganz, so wirkte auch die in ihm aufgeregte Gottesfurcht, daß er mit dem Ruhme der Großmuth zugleich sich äußern und innern Frieden gewinnen wollte.

1696 schloß der Herzog von Savoyen einen geheimen Friedenstraktat, in welchem auch verabredet wurde, daß seine älteste Tochter Maria Adelheid, damals elf Jahre alt, mit dem vierzehnjährigen Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs XIV., dem ältesten Sohne des Dauphins, verheirathet werden sollte. Die Prinzessin kam noch vor Ende des Jahres nach Frankreich, und Ludwig übertrug die Erziehung derselben der Frau von Maintenon. Dieses lebendige und geistreiche Kind brachte eine neue Jugend in das alternde Leben des Königes und der Frau von Maintenon: sie spielten jetzt mit ihr, um bald mit sich spielen zu lassen; denn sie verstand es gar schön, bis zu ihrem leider so frühzeitigen Tode stets Kind zu scheinen. Den 7ten De-

zember 1697 bereits wurde die Vermählung gefeiert; die zwölfjährige Herzogin von Burgund, mit Schmeicheleien und Glückwünschen überhäuft, antwortete: „Es ist doch ein Glück, daß man nicht alle Tage Hochzeit macht.“ Von der Frau von Montespan sagte sie: „Das ist eine Schlangenzunge in einem Taubenkopf!“ Zu der Frau von Maintenon: „Weißt Du wohl, Tante, warum in England die Königinnen besser regieren, als die Könige?“ — „Je nun, Mignonne!“ — „Weil diese sich durch die Weiber, jene aber durch die Männer regieren lassen.“ — Sie mußte täglich um den König seyn; und als einst die natürlichen Töchter des Königes, eifersüchtig auf seine Liebe zu ihr, über ihre kleinen Thorheiten die Achsel zuckten, sagte sie unter Hüpfen und Lachen: „Ich weiß recht gut, daß in allem, was ich vor dem Könige sage und thue, kein Bißchen Vernunft ist; aber er hat mein Lärmen nöthig, und er soll es haben. Darum werde ich doch einmal Eure Königin seyn.“ Das Spiel liebte sie leidenschaftlich, und erwog nicht immer die Geldnoth des Staates. Die Frau von Maintenon borgte einmal 1500 Louisd'or auf ihr Gut, um die Spielschulden der Herzogin zu bezahlen. Doch wußte sie sich auch zu überwinden, und als sie in der unglücklichen Zeit des Spanischen Erbfolge-Krieges im Salon zu Marly auf-

gefodert wurde zu spielen, wies sie die Karte zurück: „Und mit wem will man, daß ich spiele? mit Weibern, die für ihre Männer, Kinder, Brüder zittern, während ich für den Staat zittere? Die Hoffnung einer schönen Zukunft ging Frankreich in ihr, und ihrem jungen Gemahle, dem Zöglinge Fenelons, auf. „Das Glück hat mich erhöhet, sagte sie, mein Herz soll nicht zurück bleiben. Jetzt erst sehe ich, wie viel ich Euch, liebe Tante, zu danken habe; Ihr habt Geduld mit mir getragen, bis ich zu Verstande gekommen bin."

Hier sah die Maintenon gedeihen, was sie gepflanzt hatte; denn außerdem ward ihr von jetzt an wenig Freude. Wohl konnte sie Minister und Generale ernennen: allein dies war eine undankbare Last, die sie dem Könige tragen half. Chamillart, dem Könige bekannt durch seine Geschicklichkeit im Billardspielen, der Frau von Maintenon durch die Besorgung des Oekonomischen zu St. Cyr, der selbst betheuerte, daß er weder Menschen regieren noch Einkünfte verwalten könne, mußte 1699 General-Controleur, und 1701 nach Barbezieux's Tode auch Kriegsminister werden. Ludwig glaubte, ihn zu diesen Aemtern tüchtig machen zu können; und Chamillart verstand fein zu schmeicheln, wenn er die Maintenon um Unterricht und Anweisung bat. Sie gab ihm diesen wirklich in Lehren

folgender Art: „verschaffen Sie dem Volke Erleichterung; schlagen Sie keine neue Ausgabe vor, man wird gleich fürchten, daß nächsten Tages eine neue Auflage nachfolgen möchte; mit einer vernünftigen Sparsamkeit muß man anfangen, zuerst die Schulden bezahlen durch Auflagen, welche die Wohlhabenden treffen; man muß die Gnadengehalte verringern, die Pracht des Hofes einschränken. Der König kann Widerspruch ertragen, aber keine Ungerechtigkeit, keine Hinterlist; streng ist er gegen die Geldgier; und je stärker in Ihrem Amte die Versuchung, um so rühmlicher die Uneigennützigkeit, wenn Sie sich entschließen können, arm zu seyn. Doch auch Ihre Verwandten, Ihre Freunde, Ihre Untergebenen müssen redlich seyn; Sie müssen Empfehlungen nicht allzuleicht Gehör geben; schlagen Sie mir meine Bitten kurz ab, damit die Uebrigen abschlägige Antworten ertragen lernen. Mit den andern Ministern leben Sie zwar nicht in Uneinigkeit, jedoch ohne alle Vertraulichkeit: eine allzugenaue Freundschaft unter ihnen scheint dem Könige leicht verdächtig. Bedienen Sie sich gutes Rathes: ob das Gute aus eigener Bewegung oder auf Antrieb eines Andern geschieht, daran ist nichts gelegen; wenn es nur geschieht. Einen großen Schatz finden Sie in dem Fleiße und in der ungehinderten Geschicklichkeit des

Volkes. Ich habe den Herrn von Colbert oft sagen hören: der Franzose würde Felsen in Gold verwandeln, wenn man ihm seinen Willen ließe" u. s. w.

1708 wurde Ryssel vom Prinzen Eugen erobert, und der König, der diesen Schimpf nicht ertragen konnte, wollte, obgleich siebzig Jahre alt, nach den Niederlanden, und sich an die Spitze seiner Armeen stellen. Es sollte dabei alles auf das Nothdürftigste eingeschränkt werden, und um Kosten zu ersparen, sollte die Frau von Maintenon zurückbleiben, und ihr erst im Augenblick der Abreise der zwischen dem Könige, Chamillart, Bouflers und Villars verabredete Plan entdeckt werden. Allein sie bekam vorher Nachricht davon: der König reiste nicht; Chamillart verlor seine Stelle, nicht weil man ihn untauglich fand, er hatte nie getaugt, sondern weil er vor seiner Beschützerin ein Geheimniß gehabt hatte. Ludwig indeß erlaubte ihm, zu ihm zu kommen; und Chamillart's Freunde und Verwandte besuchten ihn fleißig auf seinem kleinen Gute l'Etang, nicht weit von Versailles. Das mißfiel der Frau von Maintenon, er war ihr zu nah am Hofe, und sie ließ ihn bedeuten, sich weiter zu entfernen. Er mußte das Gut Courcelles in Maine kaufen, wohin er sich vor einer Verfolgung flüchtete, von welcher der König allein nichts wußte. So erzählt Duclos.

Daß die Maintenon bei der Sache der Spanischen Erbfolge besonders mitgewirkt habe, dafür finden sich keine Beweise. Die Schriftsteller der neueren Zeit, sagt der Marquis von Torcy in seinen Memoires, haben fälschlich vorgegeben, daß die Frau von Maintenon der Berathschlagung über die Annahme des Testamentes, durch welches Ludwigs Enkel Philipp zum König von Spanien ernannt wurde, beigewohnt, und darin mit ihre Stimme gegeben habe. In Privatgesprächen äußerte sie: „Wenn bei der Annahme des Testamentes der Friede erhalten wird, muß man es ohne Bedenken annehmen.“ Als nun aber entschieden war im November 1700, daß Philipp V., zweiter Sohn des Dauphins, die Spanische Krone annehmen sollte: da lag ihr daran („Neugier, sagte sie halb im Scherz, ist doch das letzte, was der Mensch auszieht) zu wissen, was an dem Hofe zu Madrid vorginge. Als sich daher Philipp 1701 vermählete mit Maria Louise Gabriele, Tochter des Herzogs von Savoien und jüngerer Schwester der Herzogin von Burgund, empfahl die Maintenon zur Hofdame bei der Königin eine alte Freundin vom Albretischen Palaste her, die Prinzessin von Ursini, die sie dem Könige als eine eifrige Französin schilderte, durch die er am bequemsten von Versailles aus seinen Enkel in Madrid

werde regieren können. Allein die Ursini wurde übermüthig, despotisch, und obgleich an sechzig Jahre alt, ausschweifend. Sie wurde auf einige Zeit nach Toulouse verwiesen. Die Maintenon, welche ungern der Nachrichten aus Madrid entbehrete, ließ die Aufwallung des Königs vorüber gehn, sprach dann von dem Schmerz Philipps und seiner Gemahlin über die Entfernung der Freundin, von dem Vortheil, den ihre Gegenwart am Spanischen Hofe bringen könne, von der Reue der Verwiesenen, und die Prinzessin erschien wieder in Madrid mit mehr Glanz und Ansehn als jemals. Doch ließ sie nicht von ihrem Uebermuth. Als der Friede mit England zu Utrecht unterhandelt wurde, bewog sie Philipp V., es zu einer Bedingung des Friedens zu machen, daß ihr in Frankreich ein souveraines Besitzthum zugesichert werde: ja sie hielt sich in Utrecht eine Art von eigenem Minister, ihre Sache dort zu betreiben. Das endlich beleidigte die Frau von Maintenon, und sie wandte sich von ihr. Da faßte die Prinzessin einen noch verwegenern Gedanken. 1714 den 14ten Februar starb die Gemahlin Philipps V., angebetet von den Spaniern, so daß das Volk Philipps zweite Gemahlin nicht höher ehren zu können glaubte als durch den Zuruf: Viva la Savoyana! Es war keine geringere Hoffnung, mit welcher die Prinzes-

sin sich trug, als die, ihre Nachfolgerin zu werden, und den schwachen König zu bewegen, daß er, der dreißigjährige, sie, die siebzigjährige heirathe. Da aber auch dies nicht gelang, wollte sie es wenigstens seyn, die dem Könige eine Gemahlin gebe, und eine Gemahlin, die es ihr danken sollte, zur Königin von Spanien erhoben zu seyn. Elisabeth Farnese von Parma schien in Rücksicht ihres Standes und Charakters den Absichten der Ursini am passendsten. Schon war der Befehl abgegangen die Vermählung in Parma zu vollziehen, als sie erfuhr, daß man sie getäuscht, und daß Elisabeth Verstand und Charakter habe. Sogleich schickte sie einen Courier nach, um alles aufzuhalten. Dieser kam wirklich vor der Vermählung noch an; allein man sperrte ihn ein, feierte die Vermählung und erst den Tag nachher erschien der Courier mit seinen Briefen. Die Ursini reiste der neuen Königin entgegen. Als sie mit derselben zusammen kam, rief die Königin nach einigen Augenblicken ihren Offizieren, die Närrin fort zu schaffen. Sie mußte sich in einen Wagen setzen mit einer Kammerfrau und zwei Gardeoffizieren, welche sie bis auf die französische Grenze brachten. In Paris wollte sie niemand aufnehmen; nur mit Mühe erhielt sie eine Audienz beim Könige, die Maintenon sah sie fast gar nicht; man duldete sie. Nach dem Tode Lud-

wigs XIV. verließ sie auch Frankreich aus Furcht vor dem Herzog von Orleans, ging nach Italien und starb in Rom 1722, über achtzig Jahre alt.

Krieg war die Folge der Erhebung Philipps V. auf den Spanischen Thron. Oestreich begann ihn, und England wäre höchst wahrscheinlich auch ohne weiteren Reiz beigetreten. Nun aber kam dazu, daß, da Jakob II. um diese Zeit (den 16ten September 1701) in St. Germain starb, Ludwig gegen die Meinung aller Staatsräthe, durch die Vorstellungen, Bitten und Thränen der königlichen Wittwe und der Frau von Maintenon bewogen, es den Foderungen der Großmuth und seiner Ehre schuldig zu seyn glaubte, auf den Sohn des Verstorbenen den Titel des Vaters übergehen zu lassen, und Jakob III. als König von England anzuerkennen. Das beleidigte den Stolz des Volkes von England, und man betrieb den Krieg gegen Ludwig, den Verfolger der Hugenotten, der einen katholischen König ihnen zu geben sich herausnehme, als eine Nationalangelegenheit. Der Krieg begann in Italien. Catinat, zwar der letzte Schüler von Türenne und Condé, konnte sich doch nicht vergleichen dem Meister Eugen: er wurde wiederholt geschlagen. An seine Stelle sandte man nun gar den Marschall von Villeroi, der am Hofe gefiel, und besonders der Gunst

der Maintenon sich erfreute. Villeroi wurde geschlagen und gefangen genommen: man gab ihn ohne Lösegeld wieder frei; doch seine Beschützer wurden über seine Ungeschicklichkeit nicht aufgeklärt. Erst nachdem er in Flandern und Italien wiederholt seine Untüchtigkeit bewiesen hatte, mußte er, von den Soldaten und dem Volke in Spottliedern verhöhnt, auf Befehl des Königs die Armee verlassen, und die Maintenon wagte es doch nun nicht weiter ihn in Schutz zu nehmen. — Der Herzog de la Feuillade, der eine Tochter von Chamillart zur Frau hatte, erhielt das Commando bei der Belagerung von Turin; dem Namen nach führte den Oberbefehl der Herzog von Orleans, der wenigstens persönlichen Muth hatte, und den Prinzen Eugen angreifen wollte. Marsin war seiner Meinung, hatte aber nicht den Muth sie gegen den Schwiegersohn des Ministers durchzusetzen. Eine Armee von 80,000 Mann wurde durch 37,000 auseinander gesprengt, das reiche französische Belagerungsgeräth erobert, und Italien war verloren. (1706) —

Man erkannte allgemein, daß die Ungeschicklichkeit der Feldherren die Ursach dieser Unglücksfälle wäre; und man fragte wiederholt und laut, warum man dem Prinzen Conti, dem Herzog von Orleans, dem Marschall Vauban kein Commando gebe? Die Frau von

Maintenon antwortete: „Der König halte es dem Staate und sich für gefährlich, den Prinzen vom Geblüte ein ganzes Kriegsheer anzuvertrauen; wir müssen uns vor solchen Leuten hüten, die durch ihre Thaten so groß werden können, als der König durch seine Würde ist. Ist nun auch jetzt das Volk so unterwürfig, und sind die Großen so gedemüthiget, daß Mißtrauen in die Treue eines Prinzen fast etwas Verhaßtes zu seyn scheint; doch hat Herr von Louvois dies, da es nützlich war, dem Könige so fest in den Kopf gesetzt, daß er auch jetzt, da es nicht mehr nöthig ist, dabei bleibt. Vauban hatte den König gebeten, daß er dem Herzog de la Feuillade helfen dürfte Turin zu erobern. Der Herzog von Orleans, dem Namen nach Oberbefehlshaber in Italien, wurde durch Befehle so eingeschränkt, daß er voll Verdruß ausrief: „Nun! so wollen wir uns denn aus lauterem Gehorsam todtschlagen lassen!" daß er im Treffen mit Blut bedeckt, voll Verzweiflung daß sein Heer floh, alles niederhieb was ihm vorkam; und daß er nach dem Treffen die Herzogin von Burgund laut als Verrätherin anklagte, die mit ihrem Vater dem Herzoge von Savoien in geheimer Correspondenz stehe, den Vauban zurück gehalten, und die einschränkenden Befehle vom Könige erschlichen habe. Die Frau von Maintenon, die freilich sagen konnte:

„Ach er weiß nicht, was er mir zu danken hat!" verschonte er mit seinen Anklagen und Drohungen: er nannte sie „die Frau ohne Fehler." Das Volk indeß war nicht so schonend: das nannte die Herzogin von Burgund, aber auch die Maintenon als die bösen Rathgeberinnen des Königes. Und als 1708 der Verlust von Ryssel allgemein dem Herzog von Burgund Schuld gegeben ward: da erhob sich der Unwille noch lauter: auf allen Gassen sang man Spottlieder; an allen Straßenecken sah man Karikaturen; jede Post brachte der Maintenon anonyme Schmähgedichte; was irgend in Tragödien und Komödien auf König und Maintenon, auf Herzog und Herzogin sich deuten ließ, wurde hämisch gedeutet. In der Chatoulle der Herzogin soll man, wie Düclos erzählt, wirklich nach ihrem Tode Briefe gefunden haben, welche ihre Verrätherei bewiesen, so daß Ludwig zur Maintenon gesagt habe: „Die kleine Spitzbübin hinterging uns doch! Die Frau von Maintenon kann freilich auch getäuscht worden seyn: allein daß sie je Mißlingen eines Unternehmens gewollt und gesucht habe, davon ist keine Spur: das Volk war gegen sie ungerecht. 1709 kam zu den übrigen Unglücksfällen noch ein harter Winter, der Bäume, Vieh und Menschen tödtete, und eine schwere Hungersnoth folgte. Ganz Paris murrte; der Frau von

Maintenon schickte man das schwärzeste Brot, das man auftreiben konnte; man drohete sie zu steinigen. „Es ist besser, erwiederte sie, daß sie wider mich murren, als wider ihren Landesherrn.“ Eifrig betete sie zu Gott, seine Gerechtigkeit zu mildern, welche Frankreich so hart strafe. Sie ließ Geld, Brot, Fleisch, Decken und Kleider austheilen; sie ging selbst, die vierundsiebzigjährige Greisin, und sah wo es mangelte. „Heute, schreibt eines ihrer Fräuleins, habe ich einmal sieben Stunden geschlafen: das kömmt selten; denn bei frühem Morgen läuft Madame nach der Kirche oder zu ihren Armen, die so bekannt mit ihr thun, daß sie sie stoßen und sich in ihre Kleider werfen. Für arme Kinder suchte sie Ammen; Weibsleute in Lumpen, die sie krank auf der Heerstraße fand und die wir nicht ohne Ekel ansehen konnten, nahm sie zu sich in den Wagen, ließ ihnen zu Hause zu essen geben, und beschenkt nach ihrer Heimat bringen.“ Manche haben bis an den Tod ihrer Wohlthaten genossen, ohne daß sie wußten, von wem sie kamen.

Die Noth des Volkes verhehlete sie dem Könige nicht; kaum bedurfte es deß, ihn dem Frieden geneigt zu stimmen. Aber den Unwillen, die Spottschriften und Schmähgedichte suchte sie ihm zu verheimlichen: sein Gram, sein bitterer Unmuth über das Unglück,

das den alten Monarchen so schwer traf, daß er weinend im Staatsrathe ausrief: „So kann ich denn weder Krieg führen noch Frieden schließen!“ wurden ihr schon empfindlich genug. „Ich würde mir selbst nicht mehr ähnlich sehen, schreibt sie, wofern ich nicht fest von Gottes weiser Güte überzeugt wäre, die uns das Böse wie das Gute zu unserm Besten erfahren läßt. So bin ich mitten in der allgemeinen Erschrockenheit noch eine der Herzhaftesten am ganzen Hofe.“ Alles was sonst den König ergötzt oder zerstreuet hatte, war für ihn abgenossen; vergebens suchte sie ihm durch Conzerte, durch Prologe zu Opern, die voll Lobeserhebungen auf ihn waren, durch Szenen aus Comödien, die von den Hausbedienten in seinem Zimmer aufgeführt wurden, einige Aufheiterung zu verschaffen. Die Langeweile und die Verdrießlichkeit des Königes waren nicht zu besiegen, so daß die Arme wohl ausrufen konnte: „Welche Marter, einen Menschen amüsiren zu müssen, der nicht mehr amüsable ist!“ daß sie eine ihrer Freundinnen warnete: „Hütet Euch, meine Tochter, vor dem Glück, das man in den Schlafkammern der Könige findet!“ daß sie mehr als einmal das Leben unausstehlich schalt und sich den Tod wünschte: was ihren leichtsinnigen Bruder, den Grafen von Aubigné, veranlaßte ihr zu sagen: „So hast Du

gewiß schon das Wort, droben Gott den Vater zu heirathen!" Sie nannte ihr Leben in dieser Zeit auch nicht anders als eine Sklaverei; ihre scheinbar glänzenden Verhältnisse Ketten, die sie Gott zu Liebe trage. Ihm, foderte der König, sollte frei stehen, verdrießlich zu seyn; von andern aber verlangte er stets gleiche Heiterkeit. Die Frau von Maintenon wußte dies. Einmal hatte er sie in ihrem Kummer überrascht. Wie, Madame? Sie sind traurig? fragte er sie in einem Tone, daß sie nie wieder dem Könige ein trauriges Gesicht zeigte. Das Fräulein von Aumale, das von ihr erzogen jeden Antrag zu einer Heirat ausschlug, um ganz ihrer Erzieherin leben zu können, und das bis an ihren Tod um sie war, erzählt: „Ich habe sie oft müde, bekümmert und krank gefunden, und gesehen, wie sie dennoch den König mit dem heitersten Gesicht und dem freundlichsten Wesen vier ganze Stunden allein unterhalten konnte, ohne Wiederholungen, ohne Gähnen, ohne Verleumdung. Wann Ludwig des Abends um zehn Uhr aus ihrem Zimmer ging, und der Vorhang vor ihr Bette gezogen wurde, wandte sie sich oft seufzend zu mir: „Ach! ich kann Ihnen eben nur noch sagen, daß ich nicht mehr kann." — Sie selbst schildert ihren Tag so: „Zu meinem Gebet und zur Messe muß ich die Zeit nehmen, da noch alles schläft;

denn so wie meine Thür geöffnet wird, habe ich keinen Augenblick mehr für mich. Um halb acht kömmt Herr Marschall (des Königs Wundarzt), hernach Herr Fagen, auf den Herr Blouin folgt, oder sonst jemand, der fragen läßt, wie ich mich befinde. Sodann Herr von Chamillart, oder sonst ein Minister; der Herr Erzbischoff (Noailles), ein Marschall, der abreisen will, ein Anverwandter, und eine Menge anderer Leute, die nach der Reihe erscheinen, und nicht eher gehen, als bis sie ein vornehmerer ablöset. Endlich kömmt der König: nun muß alles weichen. Er bleibt gewöhnlich bis zur Messe. Bemerken Sie, daß ich bis dahin noch im Nachtzeuge war. Während des Ankleidens dauern die Besuche fort, ich gebe Aufträge, ich dictire Briefe *). Nach der Messe kömmt der König wieder, dann die Herzogin von Burgund mit ihrem Frauenzimmer, und diese bleiben, während ich esse. Auch dabei bin ich nicht ohne Unruhe: ich bin immer besorgt, ob die Herzogin nicht etwas Unanständiges sagt oder thut, ob sie sich gegen ihren Gewahl gut aufführet, wenn er dabei

*) Häufig und gern schrieb ihr die Herzogin von Burgund. Als diese einst dazu kam, wie die Frau von Maintenon dem Fräulein Aumale dictirte; sagte die Prinzessin: „Adelaide von Savoien ist wohl nicht gut genug, Euch zu dienen."

ist. Denn da ich es einmal übernommen habe, sie zu erziehen; so dünkt mich, daß ich alles Böse, das sie thut, und alles Gute, das sie nicht thut, zu verantworten habe. Dabei muß ich das Gespräch unterhalten, das alle Augenblicke abbricht: es ist eine Anstrengung des Verstandes, die ihres Gleichen nicht hat. Und in diesem Kreise kann ich nicht einmal zu trinken fodern. Denn sehe ich mich um, und mögte gern einen Lackayen haben; so strebt ein jeder mich zu bedienen, und alle werden böse, daß ich's abschlage: welches mir eine neue Plage ist. Endlich geht alles zur Tafel, und nun würde ich frei seyn, wenn nicht der Dauphin, der oft früher speiset, um auf die Jagd zu gehen, gewöhnlich diese Zeit wählete, mich zu besuchen. Er ist schwer zu unterhalten, da er wenig redet und immer leer ist; ich muß also allein für uns Beide reden. Gleich nach des Königes Tafel kömmt er mit der ganzen Familie, Prinzen und Prinzessinnen, in mein Zimmer, und sie vertreiben einander eine halbe Stunde die Zeit. Dann geht er weg, die Uebrigen bleiben. Und von Spielen und Ergötzlichkeiten umringt, frage ich mich dann oft selbst: ist dies das Zimmer einer Christin? nichts als Freude und Lachen! Womit ich mich tröste, ist, daß bei mir wenigstens nichts vorgeht, was die Unschuld beleidiget; hat man hier die

Frömmigkeit nicht, so hat man wenigstens Sitten: und das ist doch etwas. Ich muß mich der lustigsten Unterhaltung überlassen, während mein Kopf voll ist von Unruhe, und das Herz mir blutet über die traurigen Zeitungen, die täglich uns kommen, über das fast verlorene Spanien, über den sich entziehenden Frieden, über das Elend so vieler Tausende, über den Tod, den Ruin so vieler Freunde, die in Schlachten fielen, Hab' und Gut verloren. Meine Augen müssen heiter seyn, während das Herz mir weinet. Trennet sich diese Gesellschaft, so haben immer einige Damen mir was Besonderes zu sagen; und nehmen mich in mein Cabinet, mir ihren Gram und Verdruß zu erzählen. Da soll ich Antheil nehmen, soll ihnen dienen, soll von Kleinigkeiten mit dem Könige reden, der schon von der Last der Staatsgeschäfte fast erdrückt wird. Oft will auch die Herzogin allein mit mir reden: so daß ich, die siebzigjährige Alte, der Augenmerk und die Zuflucht des ganzen Hofes werde; und Alle wollen, daß Alles durch mich gehen soll. Wahrlich, zuweilen will mir der Kopf in die Runde gehen; und ich glaube, wenn man meinen Körper nach dem Tode öffnen sollte, man mögte mein Herz so vertrocknet und dürre finden, wie das des Herrn von Louvois. Ist der König von der Jagd zurück, so kömmt er zu

mir; und nun kömmt niemand weiter herein. Dann muß ich seinen heimlichen Kummer anhören und mit ihm theilen, und dieses Kummers ist nicht wenig. Es kömmt ein Minister, der Bericht erstattet oder traurige Zeitungen bringt. Der König höret ihn aufmerksam an, und setzet sich zur Arbeit. Verlangt er dabei meine Gegenwart nicht, welches doch selten geschieht: so entferne ich mich etwas weiter und schreibe oder bete *). Während der König noch fortarbeitet, esse ich zu Abend. Ihr könnet denken, daß dieser immerwährende Zwang von früh sechs Uhr an mich endlich

---

*) Wenn sich die Maintenon zuweilen ungefragt in das Gespräch des Königes mit dem Minister mischte und er verdrießlich war, fuhr er sie wohl an: „Was kümmern Sie sich darum, Madame?" Sie verstand zu schweigen, und blieb unbefangen und heiter. Doch lag die Sache ihr am Herzen; so wußte sie wohl nach einigen Tagen dem Könige mit scheinbarer Gleichgültigkeit davon zu erzählen, oder sonst das Gespräch darauf zu lenken, und ihm unvermerkt ihre Meinung beizubringen, während er meinte der eigenen zu folgen. Sie arbeitete oft so eifrig, daß nichts sie zu beschäftigen schien, als ihr Garn, das sie wickelte, so daß Ludwig auch einst scherzend sagte: „Ihr seyd so beschäftiget mit Euren Knäueln, als wir mit den Geschäften von Europa." Doch hörte sie alles und hielt ein Tagebuch über die gehaltnen Vorträge, welches Ludwig oft zu Rathe zog.

sehr müde macht. Zuweilen merkt es der König und sagt zu mir: „Ihr könnet nicht mehr, Madame: nicht wahr? Gehet zu Bett!“ — Meine Kammerfrauen kommen. Allein ich merke, daß sie dem Könige zuwider sind, der noch gern mit mir schwatzen mögte, nur nicht in ihrer Gegenwart; oder noch einen Minister bei sich hat, und besorgt, sie mögten hören, was sie nicht hören sollten. Ich kleide mich daher geschwind aus, und eile damit oft so, daß mir übel wird. Endlich bin ich im Bett. Ich schicke mein Weibervolk weg. Der König bleibt *) ... Hat er sich entfernt; so kommen vor dem Essen der Dauphin, der Herzog und die Herzogin von Burgund noch zu mir herein. Um zehn Uhr oder ein Viertel darnach geht alles fort. Dann bin ich allein und könnte mich erholen: aber oft hindert mich die Müdigkeit auch selbst am Schlaf.

---

*) Der König zog den Riegel an der Thüre leise zu, und eröffnete sie nach einiger Zeit mit gleicher Behutsamkeit. Seine übelgeheilte Fistel erhielt die Geduld und das Mitleiden der Frau von Maintenon in beständiger Uebung. Erlaubter Sinnenreiz, Genuß des ehelichen Vergnügens, oder auch nur der Schein davon schienen ihrer Frömmigkeit Beleidigungen der Scham, ihr, die Werkzeuge der Buße mit eisernen Spitzen oder aus Pferdehaaren gearbeitet, am bloßen Leibe trug.“ Beaumelle.

Nun saget mir, hat es nicht die Hanne Brindelette in Avon *) besser als ich? — Gott weiß es: ich habe mich hieher nicht gesetzet, wo ich bin; ich hätte es weder gekonnt noch gewollt. Oft denke ich an den natürlichen Haß, den ich gegen den Hof habe: und da ich dennoch dahin gelangt bin wider meinen Willen; so muß ich glauben, daß Gott mich dazu bestimmt hat. Denn sonst ist das Leben am Hofe ein Lärmen, das in der Ferne für einen melodischen Klang gehalten wird; eine Bühne, hinter der nichts als Seile, Lampen, Unschlitt und was sonst unangenehm, zu sehen ist, während die entfernt davor Sitzenden einen bezauberten Palast, eine paradiesische Landschaft mit Entzücken anschauen, wiewohl doch alles nur eine schmutzige Leinwand ist. Hier bei Euch in der Einsamkeit (in St. Cyr) ist mir wohl; mein Herz wird mir leicht, wenn sich die Thüre hinter mir schließt; und oft, wenn ich ins Schloß zurück gehe, sage ich bei mir: Dies ist wohl ein Theil der Welt, für den Jesus Christus nicht gebetet hat. — Mein großer Tröster ist St. Cyr. Ich hatte gehofft, hier etwas Gutes stiften zu können;

*) Avon ist ein Dorf nicht weit von Fontainebleau, wo die Frau von Maintenon durch ihre Wohlthaten allgemein bekannt war, und wo sie Alt und Jung kannte.

und es geschieht. Hier finde ich meine Ruhe und mein Heil; hier kann ich vergessen, daß es einen Hof gibt; und es ist ein großer Trost, seinen Kummer wenigstens unterbrochen zu sehen, wenn man nicht hoffen darf, daß er ein Ende nehmen werde."

Es ist früher bereits bemerkt worden, daß die Frau von Maintenon 1682 erst zu Rüel, dann in dem Hause Noisy zu Versailles Erziehungsanstalten für junge Mädchen gestiftet hatte. Die Anstalt zu Noisy unterstützte der König durch einen jährlichen Beitrag von seinen Almosen-Geldern. Es bedurfte nur einer kurzen Vorstellung, ihn geneigt zu stimmen, daß er eine ähnliche Anstalt in größerem Umfange gründete, zumal da er hierbei zugleich seine Neigung zum Bauen befriedigen konnte. Man wählete St. Cyr, nahe bei Versailles, damit die Frau von Maintenon, so oft sie wollte, die Anstalt besuchen konnte. Den ersten Mai 1685 begann der Bau; mehr als 2600 Menschen waren dabei beschäftiget. Es sollten darin aufgenommen werden 250 Kostgängerinnen, aber nur Fräulein, und vorzüglich Töchter von Offizieren; 36 Ordensfrauen sollten Erziehung und Unterricht besorgen, und etwa 20 Laienschwestern die Wirthschaft. Die Aufzunehmenden mußten wenigstens sieben Jahr und nicht älter als zwölf Jahre seyn, und sollten nicht

länger als bis zu ihrem zwanzigsten Jahre darin verbleiben. Alle wurden frei und umsonst aufgenommen und mit allem Nothwendigen versehen; es waren dazu jährlich 200,000 Livres ausgesetzt, welche größtentheils von der Abtei St. Denis genommen wurden. Die Hauptabsicht der Stiftung war Erziehung; daher ward alles entfernt, was auf Klosterform deutete, die Ludwig ohnedies haßte." Nonnen, sagte de la Chaise, finden sich genug; aber viel zu wenig rechtschaffne Hausmütter. „Eine Gesellschaft stifte ich, fiel ihm der König bei, und kein Kloster." Dem Stifter zu Ehren nannten sich die Neuvereinten Damen des Heiligen Ludwigs. Doch der König ließ einen Befehl ausfertigen, in welchem der Frau von Maintenon alle Rechte und Ehren einer Stifterin zugestanden wurden: sie sollte immerwährende Vorsteherin dieser Gesellschaft seyn, sowohl in geistlichen als in weltlichen Angelegenheiten. Die Stiftsfräulein übersandten ihr ein goldenes mit Lilien bestreuetes Kreuz, auf welchem die zwei Zeilen von Racine gestochen waren:

Elle est notre guide fidelle,
Notre felicité vient d'Elle,

die sinnreich ebensowohl auf das Kreuz (la croix) als auf diejenige, die es tragen sollte, bezogen werden konnten. Die erste Vorsteherin des Stifts war die

Frau von Brinon, deren Eigensinn und Hochmuth indeß viel Unruhe verursachte; erst nach ihrer Entfernung 1685 gewann die Ordnung Herrschaft und Stetigkeit, welche die Frau von Maintenon wünschte, und welche bei einer so zahlreichen Gesellschaft in der Nähe des Hofes nöthig war. Wenn der Hof in Versailles, so war die Frau von Maintenon fast täglich in St. Cyr; sie kam oft schon um sechs Uhr des Morgens hin, war zugegen wenn die Fräulein aufstanden, und trug kein Bedenken dieselben zu kämmen und anzukleiden. Sie unterrichtete nicht selten selbst in den Classen, gab den Ordensfrauen die nöthigen Anweisungen und besuchte Keller und Küche, wo sie stets mit Hand anlegte, und durch ihr Beispiel die Laienschwestern zur Arbeit ermunterte. Denn Arbeit war ihr Bedürfniß; was sie umgab, mußte beschäftiget seyn: daher sie auch nichts weniger ertragen konnte, als wenn sie ein Fräulein unbeschäftiget sah. Auch Ludwig besuchte oft St. Cyr, nicht selten von seinen Hofleuten begleitet. Konnte die Frau von Maintenon diese Besuche nicht abwehren, so suchte sie wenigstens ihre Pflegetöchter vor Hochmuth möglichst zu bewahren.

Zur Bildung der Aussprache, da die meisten Fräulein aus der Provinz waren, und des äußeren Anstandes, ließ man sie Gedichte auswendig lernen und de-

klamiren, bald auch ganze Tragödien als Schulübungen ohne weitläuftige Vorbereitung aufführen. Die Art der Uebung gefiel; nur schienen die gewöhnlichen Gegenstände der Tragödien für den Zweck einer gottesfürchtigen christlichen Erziehung zu profan. Die Frau von Maintenon bat daher Racine, ein Stück zu schreiben, das eine fromme Handlung mit Gesang untermischt, darstellete. Er wählte die Geschichte der Esther: sie wurde den 8ten Februar 1689 zum ersten Mal in Gegenwart des Königes, der Frau von Maintenon und der Ersten des Hofes von den Stiftsfräulein aufgeführt, und erhielt so allgemeinen Beifall, daß sie mehrere Mal wiederholt werden mußte. Da der Saal, worin gespielt wurde, nur klein war, machte Ludwig selbst das Verzeichniß derer, welchen der Zutritt erlaubt werden sollte, und stellte sich selbst an die Thür, damit kein anderer sich einschleiche. — Ein Gelegenheitsgedicht gefällt in der Regel um so mehr, je mehr es auf die Gelegenheit paßt, wiewohl es nicht selten eben deswegen um so weniger Gedicht ist. So lange die Esther blos aufgeführt wurde, von Stiftsfräulein, in St. Cyr, vor Ludwig, der Maintenon, Louvois, der Montespan und vor Hofleuten, die mit diesen Personen genau bekannt und innig verbunden waren; da mußte ein Stück, das zu sehen eine

königliche Gnade war, in dem so viele Stellen deutlich auf die Stifterin von St. Cyr, auf die Freundin des Königes, auf die gefallene Maitresse, auf den harten Minister, auf den Widerruf des Edikts von Nantes, auf den König selbst angespielt und gedeutet wurden, um so mehr Beifall finden, da Frankreich hier zuerst die Verbindung des Chorgesanges mit der Tragödie sah, und diesen Gesang unterstützt von den ersten Künstlern aus Ludwigs Capelle. Jedermann deutete:

Vielleicht hast du gehört, wie in Ungnade fiel
Die stolze Vasthi, welche stand, wo ich nun steh',
Wie gegen sie entbrennend in gerechtem Zorn
Der König sie vom Throne stieß und seinem Bett.
Doch nicht sobald war der Gedank' an sie verbannt;
Lang noch beherrschte Vasthi sein gekränktes Herz.

Alles blickte hin zu Ihr, die neben dem Könige sitzend mit stillem Triumph die Huldigungen annahm, wenn Esther sagte:

Indessen hat die Liebe zu der Väter Stamm
Mit Töchtern Sions angefüllt hier den Palast:
All' jung' und zarte Blüten, die umtrieb, wie mich,
Der Sturm des Schicksals, und verpflanzt' auf fremden Grund.
An einem Ort, gesondert von unheil'ger Schaar,
Ist sie zu bilden mein Gedank' und mein Geschäft.
Dort ist es, wo ich fliehend des Diademes Stolz,
Müd' eitler Ehren und mich wiederfindend selbst,

Hin sink' in Demuth knieend vor dem Ewigen,
Und schmecken kann die Freude, daß man mein vergißt.

Fast die Worte der Frau von Maintenon selbst, nur in Versen. Mit deutlicheren Zeichen des Beifalls sahen aller Augen auf sie, wenn Ahasverus zur Esther spricht:

Ist doch in eurer kleinsten Red' ein geheimer Reiz;
Und edle Scham gewähret allem, was ihr thut,
Hoheit und Würde, die weder Purpur gibt noch Gold.

Oder:

Dies Szepter, diese Herrschaft, theure Esther, glaubt!
Und diese tief' Hochachtung, die die Furcht einflößt,
Hat wenig Lieblichkeit bei ihres Pompes Glanz,
Ermüdet oft den traurigen Gebietiger.
In euch nur find', ich weiß nicht welch' Anmuth ich stets,
Die nie ermüdet, mich jeden Tag auf's neu erfreut,
Der liebenswürd'gen Tugend süßen und mächt'gen Reiz.
Ja Fried' und Unschuld spricht aus Esther jeder Hauch!
Sie trennt die Schatten meines schwärz'sten Grams, und schafft
Zu heitern Tagen Tag in dunkle Nacht gehüllt.
Ja sitz' ich hier an eurer Seit' auf diesem Thron:
Ich fürchte minder feindlicher Gestirne Zorn.
Und eure Stirn, scheint's, leihet meinem Diadem
Glanz, der es selbst den Göttern achtungswürdig macht.

Auch blieb wohl nicht unverstanden:

Hört hier verborgen die Reden unsrer Weisen an,
Und unterstützt mit eurer Einsicht meinen Rath.

Und gern sang man dem Chore nach:

Geheimer Reiz entstrahlet ihren Blicken;
Noch mächt'ger ihres Herzens Reiz' entzücken.
Ward jemals solche Tugend so gekrönt?
Durch Tugend eine Kron' je so verschönt?

Damals und noch lange nachher wurden mit geheimer Freude Hamans Worte gedeutet:

Er weiß, daß er mir alles dankt, daß ich für ihn,
Für seine Größe mit Füßen trat, Furcht, Reu und Scham;
Daß ich mit ehrner Brust, gehüllt in seine Macht,
Unschuld ersenßen, die Gesetze schweigen ließ;
Daß ich für ihn der Perser Abscheu bietend Trotz
Geliebet, ja gesuchet habe der Völker Fluch.
Und für ein Leben, das ich hingab ihrem Haß,
Gibt der Barbar mich ihnen zum Gelächter hin!

Zares, seine Gemalin, antwortet:

Haman, wir sind allein. Was nützt das Schmeicheln uns?
Der Eifer, den Ihr für den König glänzen ließt,
Das Streben, alles aufzuopfern seiner Macht —
Hört, unter uns! hatt' andren Zweck es, als — Euch selbst?
Drum hasset uns der Hof, verabscheut uns das Volk.

Allgemein verstand und deutete man die Worte Mardochais:

Austilgen will man Israels gesammten Stamm:
Die Schwerter sind, es sind die Dolche schon bereit!
Geächtet ist mit einem Streich das ganze Volk!
Haman, der Frech', Haman, der unsern Gott nicht kennt,
Bot auf sein Ansehn all zu dieser schwarzen That;
Und gläubig unterschrieb der König den Befehl.

Und zu einem besondern Verdienste wurde es Racine angerechnet, daß er in einer Zeit, da alles schmeichelte, und in einem solchen Stücke folgende, nachher oft wiederholte Verse anzubringen den Muth gehabt hatte:

Den größten König selbst kann man vom Recht ablenken;
Denn selbst unfähig zum Betrug
Ist er nicht klein und schlau genug
Auf jede Kunst der List zu denken.

Befriediget durch die unter fremden Namen verhülleten Huldigungen verbat es die Frau von Maintenon, daß Racine die Esther ihr dedicirte; ja sie wollte nicht einmal, daß ihr Name in der Vorrede genannt würde, statt dessen wir jetzt lesen: Les personnes illustres, qui ont bien voulu prendre la principale direction de cette maison. Als das Stück gedruckt

war, hielten Eifersucht und Mißgunst darüber ein strenges Gericht; und auch diejenigen, welche weniger parteiisch waren, fanden die gepriesenen Schönheiten nicht darin, die ihm einen Werth geben sollten, es neben oder über die Phädra zu setzen: die Haupthandlung schien zu wenig motivirt; die Verse des Gespräches schienen matt; und die Chöre, die uns vielleicht noch am meisten Poesie zu enthalten scheinen mögten, wären, so hieß es, in einer unverständlichen Sprache geschrieben. 1721 wurde Esther in Paris aufgeführt, aber nur einmal. — Indeß auch in dem engeren Kreise der Frau von Maintenon erhob sich lauter Tadel gegen die ganze Art der Uebung und des Vergnügens, daß es unanständig wäre, Fräulein, die in stiller Gottesfurcht erzogen werden sollten, auf der Bühne zu zeigen. Die Ordensfrauen des heil. Ludwig erschienen bei keiner dieser theatralischen Vorstellungen. Alle Geistlichen, die bei Hofe Zutritt hatten, waren zuvorkommend eingeladen worden, oder hatten um die Erlaubniß gebeten, die Tragödie zu sehn. „Es ist keiner mehr übrig, als Sie, mein Herr! sagte die Frau von Maintenon zu Hebert, dem würdigen Pfarrer von Versailles. Er antwortete schweigend mit einer tiefen Verbeugung.“ Ich wünschte wohl, fuhr sie fort, heute in so guter Gesellschaft dorthin zu gehen.“ — „Ich

muß bitten, sagte der Geistliche, mich zu entschuldigen." Man machte ihn aufmerksam, daß er die Frau von Maintenon nicht wenig beleidiget habe. „Ich kann Rechenschaft geben von meinem Reden und Thun, erwiderte Hebert, und die Frau von Maintenon selbst soll Richterin seyn." Noch denselben Abend sprach er mit dieser: „Sie kennen, gnädige Frau, meine Ehrerbietung gegen Sie, allein Sie wissen auch, wie scharf ich wider die Schauspiele predige. Esther ist unter dieser Verbannung nicht begriffen." — Warum weigern Sie sich dann, sie anzuhören?" — „Das Volk kennet den Unterschied nicht, der zwischen diesem und einem andern Schauspiele ist. Wenn ich hinginge, so würde man mehr an meine Thaten, als an meine Worte glauben. Der gute Name eines christlichen Lehrers ist viel zu wichtig, als daß man ihn der Höflichkeit oder der Neugier aufopfern sollte. Und glauben Sie denn, daß es einem Prediger anständig sey, zwei ganze Stunden einem Schauspiele beizuwohnen, das von jungen, wohlgestalteten, liebenswürdigen Mädchen vorgestellt wird? Das heißt ja, sich Versuchungen aussetzen! Selbst Hofleute haben mir aufrichtig bekannt, daß ihre Leidenschaften bei dem Anschauen dieser Kinder lebhafter erreget würden, als irgend durch Kommödiantinnen der Bühne. Die Unschuld der Jung-

frauen ist ein viel gefährlicherer Reiz, als die Frechheit der lockendsten Weiber." — „Sie werden doch aber diese der Jugend so nützlichen Ergötzlichkeiten nicht gänzlich verwerfen?" — „Ich glaube, daß sie von jeder guten Erziehung verbannet seyn sollten. Ihre Hauptabsicht, gnädige Frau, geht dahin, Ihren Zöglingen Unsträflichkeit der Sitten einzuflößen; werden Sie diese Lauterkeit dadurch erhalten, wenn Sie dieselben auf der Bühne den gierigen Blicken des ganzen Hofes bloßstellen? Sie verlieren dadurch die bescheidene Schamhaftigkeit, die sie in den Schranken ihrer Pflicht erhielt. Wird ein Mädchen wohl Bedenken tragen, mit einer Mannsperson allein zu sprechen, nachdem sie so öffentlich und frei sich vor so vielen gezeiget hat? Und wie sollten diese Kinder bei dem Beifall, den solche Zuschauer ihrer Schönheit und ihren Talenten ertheilen, sich vor der ihnen ohnedies schon natürlichen Eitelkeit bewahren können? wie sollten sie nicht hoffärtig werden?" — „Gleichwohl sind diese Uebungen von allen Zeiten her in Schulen eingeführt gewesen." — „Keinesweges in Töchterschulen. Der Mann im Amte muß zuweilen öffentlich reden. Das Weib hingegen ist bestimmt zum stillen eingezogenen Leben: seine Tugend ist, furchtsam, und seine Ehre, bescheiden zu seyn. Ich will nicht erwähnen der Zeit,

die man auf das Auswendiglernen der Rollen verschwendet; der Zerstreuungen, welche die Verse herbeiführen; des Stolzes derer, die Rollen spielen, und der Eifersucht der andern, so nichts dabei zu thun haben; des affektirten Wesens, das sie auf der Bühne annehmen, und das sie nachher nie verläßt. Nur noch eins will ich beifügen: St. Cyr ist das Augenmerk aller Stifter und Klöster; alle werden dem Beispiele folgen, das St. Cyr gegeben hat; und statt guter Nonnen wird man in allen Ordenshäusern gute Komödiantinnen abrichten." — „Der heilige Franziskus von Sales war jedoch nicht so strenge." — „Das ist wahr: er erlaubt seinen Nonnen, geistliche Stücke aufzuführen; aber auch diese nur unter sich, nur sehr selten, und nur in dem Innersten ihres Klosters. In dem Orden der Heimsuchung ist das ein geheimer Zeitvertreib; zu St. Cyr ist es ein öffentliches Schauspiel."

Diese Vorstellungen machten Eindruck. Der König selbst hatte von Racine verlangt, ein ähnliches Stück für die Stiftsfräulein zu verfertigen. Er schrieb die Athalie: sie wurde 1691 zu Versailles in Gegenwart des Königes, aber ohne alles theatralische Gerüst in dem Zimmer der Frau von Maintenon von den Fräulein in ihren braunen Stiftskleidern vorgestellt. Jedoch

auf Bitten der britannischen Majestäten ließ es die Frau von Maintenon endlich geschehen, daß auch dies Stück, wie die Esther, aufgeführt wurde: Der Pater de la Chaise, Fenelon und viele andere Geistliche schienen durch ihre Gegenwart die Vorstellung heiligen zu sollen. Wie es gedruckt war, wurde es hart, wie die Esther, getadelt; später indeß, da Esther mißfiel, mit steigendem Beifall in Paris aufgeführt, und hat sich bis jetzt auf Frankreichs und Deutschlands Bühnen mit Glück erhalten. Der Beifall des Königes und der Frau von Maintenon reizten mehrere Dichter jener Zeit, für St. Cyr zu arbeiten: doch ihr gefiel keiner so wie Racine, den indeß die harten Urtheile über Esther und Athalie abschreckten, für die Bühne weiter zu schreiben. Eine Darstellung von dem Elende des Volkes, die er auf Verlangen der Frau von Maintenon entwarf, brachte ihn um die Gunst des Königes; die Maintenon durfte ihn nicht mehr sehen: traurige Vorstellungen verfolgten ihn, er ward gefährlich krank und fortdauernd von einem nagenden Kummer gequält, der sein Leben verkürzte: er starb 1699 den 22sten April, dem Könige fast noch verhaßter im Tode als im Leben, weil er in seinem Testamente verlangt hatte, zu Portroyal, berüchtiget als Hauptsitz des Jansenismus, begraben zu werden.

Im Ganzen gedieh die Anstalt zu St. Cyr ganz nach dem Wunsche der Frau von Maintenon. Um die Ordensfrauen mehr in Uebereinstimmung zu erhalten und ihrer Unbeständigkeit vorzubeugen, schienen ihr strengere Ordensregeln und geistliche Aufseher nöthig. Sie wählte die letzteren aus den Priestern von St. Lazarus; und als man sie fragte: warum sie nicht Jesuiten genommen habe, antwortete sie: „Ich mag in meinem Hause gern mein eigener Herr seyn.“ Die neuen Ordensregeln wurden vom Papste gebilliget; denn, sagte er, man kann der Dame des Königes nichts abschlagen (on ne peut rien refuser à la dame du roi). Ja, er übersandte ihr ein eigenes Handschreiben, schenkte ihr Reliquien von Heiligen, geweihete Rosenkränze und Räucherwerk, und betrug sich überhaupt so gegen sie, daß man sah, er wußte, wer sie war.

Wer mögte sich nicht freuen, daß die so hart gedrückte und so unbillig verleumdete Greisin voll freudiges Dankes sagen konnte: „Mein großer Trost ist St. Cyr!“ Dorthin ging sie, sich zum Leben zu stärken und aufzuheitern; dorthin blickte sie aus den Unruhen des Lebens als zu ihrer ersehneten Ruhestätte. Denn was das Leben ihr heiteres gegeben hatte, das wurde ihr in den letzten Jahren alles grausam entris-

sen, und sie dadurch in eine Furcht und Angst geworfen, welche sie zu Handlungen verleitete, um die man sie vielleicht doch mehr bedauern, als anklagen mag.

Der Pater de la Chaise starb 1709. „Bald erfuhr man, sagt Spittler, daß auch sein Tod ein schreckliches Unglück für das ganze Reich sey. Sein Nachfolger, Pater Tellier, hätte fast jeden Vorgänger vermissen machen können." De la Chaise hatte ihn auf dem Sterbebette dem Könige empfohlen; die Frau von Maintenon sah es nicht gern, daß wiederum ein Jesuit Beichtvater des Königes wurde: denn daß sie Ordensschwester gewesen sey, ist gewiß falsch; daß aber Ludwig ein Jesuit gewesen und die vier ersten Gelübde abgelegt habe, glaubten mehrere. Als Tellier seine erste Audienz bei Hofe hatte, fragte ihn der König: ob er mit Louvois verwandt wäre*)? „Ich, Sire, sagte der Jesuit und krümmete sich fast zu Boden: ich bin nur der Sohn eines Bauern und habe weder Verwandte noch Freunde." Fagon, der des Pfaffen Rede

*) Louvois war der Sohn des Kanzlers le Tellier, des Eiferers für reine Lehre, der schon krank das Staatssiegel unter den Widerruf des Edikts von Nantes drückte, und darauf mit erheitertem Gesicht die biblischen Worte ausrief: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren! Auch starb er bald nachher.

und Betragen beobachtete, sagte zu Ludwigs Kammerdiener, Blouin: „Das ist ein Spitzbube! Bald waren er und der Erzbischoff von Paris, der Kardinal Noailles, in offenbarem Zwist: denn Noailles war ein Mann von Talenten, reinem Herzen und großem Ansehn, besonders werth der Frau von Maintenon; und war — kein Jesuit, war was er war, nicht durch Jesuiten. Das war ein Verbrechen. Quesnel, ein nach Holland geflüchteter Zögling des Oratoriums hatte moralische Betrachtungen über das neue Testament drucken lassen, die Noailles empfahl, und die in Rom selbst ohne Anstoß gelesen wurden. Dies Werk eines verfolgten Jansenisten sollte Ketzereien enthalten. Tellier wandte sich nach Rom, schickte den Geistlichen seiner Societät Briefe voll Verleumdungen des Kardinals, die sie unterschreiben und dem Könige zuschicken sollten. Dieser Betrug ward entdeckt; der König war nahe daran, den Tellier fortzujagen: doch er wußte einen Verwandten, den Abt Bochart, zu bereden, daß er sich als Urheber dieser Briefe aus Eifer für die wahre Lehre, und aus Haß wider den Jansenismus selbst anklagte. Der König glaubte, oder schien zu glauben; und die Frau von Maintenon, welche die Jesuiten, und vor allen den wilden Tellier fürchtete, schwieg. Tellier blieb, und der Angst frei, ward der Unbändige nun

um so wüthender gegen den Kardinal, und brachte aus Quesnels Buch eine Reihe von Sätzen als ketzerisch zusammen, die durch eine päpstliche Bannbulle verdammt werden sollten, wiewohl Bibel und Kirchenväter sie lehreten. Einer seiner Genossen machte den Tellier darauf aufmerksam. „Ei was! rief er: Sankt Paulus und Sankt Augustin waren auch hitzige Köpfe, die man heut zu Tage in die Bastille stecken würde; und was den heiligen Thomas betrifft, so könnt Ihr ermessen, wie viel ich aus einem Jakobiner mache, da ich mich um einen Apostel so wenig kümmere." Der Entwurf zur Bulle ward in Paris gemacht, nach Rom geschickt, und wiewohl sie hier anfangs alles empörte, endlich doch vom Papst Clemens XI. genehmiget, und nach Frankreich als päpstliche Constitution, bekannt unter dem Namen Unigenitus, 1713 zurückgeschickt. Auch hier wußte der Jesuit durch List und Gewalt es dahin zu bringen, daß die Bulle angenommen ward; nur Noailles widersetzte sich der Annahme, und Ludwig willigte zwar nicht in die Aufhebung des Kardinals, ließ aber ihm und seinen Anhängern als Jansenisten den Hof verbieten. Und die Frau von Maintenon, die Fenelon aufgeopfert hatte, die für Racine nicht zu sprechen wagte, schwieg und mied den Kardinal von Noailles als einen heiligen Ketzer. „Ich bin eine Pa-

pistin, sagte sie, und weiter nichts." Ihre Briefe an den Pater Tellier hat der Pater du Halde gleich in den ersten Tagen nach Ludwigs Tode verbrannt; und wir können aus den übrigen gleichzeitigen Briefen nicht klar sehen, wie sie sich gegen den Jesuiten gestellt und genommen hat; wir lesen nur wiederholt ihr Bedauern, daß sie als fromme Christin sich von dem edeln Kardinal habe trennen müssen.

Erschütternder und herzangreifender für König und Maintenon waren die schnell auf einander folgenden Todesfälle in der königlichen Familie. Der Dauphin, Ludwigs einziger Sohn, starb den 14ten April 1711. Er hinterließ drei Söhne, den Herzog von Burgund, Philipp V, König von Spanien, und Karl, Herzog von Berry. Der Titel Dauphin mit dem nächsten Erbrecht zur Krone ging nach den Gesetzen auf seinen ältesten Sohn über. Allein im folgenden Jahre 1712 den 12ten Februar starb die Herzogin von Burgund, und sechs Tage darauf, den 18ten Februar ihr Gemal. Die Sterbenden argwöhnten selbst, Gift bekommenszu haben. Sie hinterließen zwei Söhne, den fünfjährigen Herzog von Bretagne, der nun zum Dauphin erklärt wurde, und den zweijährigen Herzog von Anjou. Beide wurden bald nach des Vaters Tode ebenfalls krank, und der Dauphin starb bereits den 8ten März.

Ein Leichenwagen brachte Vater, Mutter und Kind in die königliche Gruft zu St. Denis. Der Herzog von Anjou war ebenfalls dem Tode nahe. Die Herzogin von Ventadour, seine Gouvernante, hatte den Muth, ihm ein Gegengift zu geben, dessen Wirksamkeit die Gräfin von Verrun an sich selbst erprobt hatte, da sie als Maitresse des Herzogs von Savoien vergiftet worden war. Das Kind blieb am Leben, und folgte seinem Urgroßvater als Ludwig XV. — Es bedurfte keiner geheimen Anreizungen, deren man die Frau von Maintenon anklagte, um das Gerücht allgemein zu verbreiten, daß Gift die Ursache dieser Todesfälle sey, und der Herzog von Orleans der Urheber dieser Gräuel. Er führete mit dem Abbé Dú Bois ein so ausschweifendes, ärgerliches Leben, daß alle Mütter, die noch etwas auf Ehrbarkeit hielten, aus der Nähe seines Palastes wegzogen. Man wußte, daß er den Herzog und die Herzogin von Burgund haßte. Es war nicht unbekannt, daß er sich in der Zeit viel mit Chemie beschäftiget hatte. Endlich ist kein Schluß gewöhnlicher, als der, daß Urheber eines Verbrechens sey, der in Folge desselben Vortheile für sich zu hoffen habe. Und starb der Herzog von Anjou, so stand, da Philipp V. von Spanien seinen Ansprüchen auf die französische Krone hatte entsagen müssen, nur noch der

Herzog von Berry in der Mitte, und Philipp von Orleans war König von Frankreich. Wirklich starb nun auch der Herzog von Berry den 4ten Mai 1714 ohne Erben, und Orleans konnte nun wenigstens bei der wahrscheinlichen Minderjährigkeit des Nachfolgers Ludwigs XIV., als ältester Prinz des Hauses auf die Regentschaft Anspruch machen. Wie laut und allgemein indeß diese Gerüchte auch waren, im Grunde des Herzens glaubte weder die Maintenon daran noch der König, der doch seinen Neffen keinesweges liebte, aber nicht unrichtig von ihm sagte: „Er ist ein Windbeutel, der für einen Bösewicht gelten mögte.“ Auch stellte sich der Herzog selbst als Gefangener, und verlangte die strengste Untersuchung. Der König weigerte sie, und nach Vergleichung aller geheimen Nachrichten und Memoires, die aus jener Zeit nach dem Sturz der Bourbons bekannt geworden, muß man glauben, daß der Herzog von Orleans unschuldig war, und eine ansteckende Krankheit der Grund jener schnellen Todesfälle gewesen ist.

Dagegen vereinigen sich alle Nachrichten, daß von der Frau von Maintenon der erste Gedanke ausgegangen sey, den Herzog von Orleans vom Throne und der Regentschaft zu verdrängen, und den natürlichen Söhnen Ludwigs das Erbrecht auf die Krone gleich

seinen ehelichen Söhnen und Nachkommen zu verschaffen; daß sie es gewesen, die den König wider seinen Willen zu Beschlüssen und Verfügungen gebracht habe, wodurch sie ihre Hoffnungen nach seinem Tode erfüllt zu sehen glaubte. Sie haßte den Herzog von Orleans wohl mehr, als er sie: sie wurde geärgert durch sein sittenloses Leben, gekränkt durch seinen Spott; und da sie sich bewußt war dessen, was sie über ihn geredet und für und wider ihn gethan hatte, fürchtete sie nach Ludwigs Tode seine Rache, wenn die höchste Gewalt in seinen Händen wäre. Sie glaubte daher, sich und vor allen ihren Liebling, den Herzog von Maine, dagegen sichern zu müssen. Diesen hatte Ludwig zwar schon 1673 den 20sten Dezember als seinen Sohn öffentlich anerkannt. Als ihm aber zuerst von einer Vermählung des Herzogs gesprochen wurde, antwortete er: „Diese sind nicht da sich zu verheirathen." Jedoch seit der Einfluß der Frau von Maintenon zunahm, änderte der König seinen Sinn: der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse heiratheten, erhielten Aemter und Ehren, und 1694 den Rang über alle Herzöge und Pairs unmittelbar nach den Prinzen vom Geblüte. 1710 erklärte der König, daß die Söhne des Herzogs von Maine, als Enkel Sr. Majestät, in Rang und Ehre wie ihr Vater gehalten werden sollten. Der Graf

von Toulouse, der diese Erhebungen nicht gesucht hatte, antwortete, als man ihm Glück wünschte: „Das ist recht schön, wenn es nur dauern, und mir einen Freund mehr verschaffen könnte.“ Und einer seiner Freunde sagte ihm: „Ihr habt da eine Rosenkrone erhalten, die, fürchte ich, zur Dornenkrone werden wird, wenn die Blüthen abgefallen sind.“ Ludwig selbst zweifelte, ob sein Wille auch in der Zukunft gelten würde. Dies benutzte die Frau von Maintenon, um vom Könige für seine Söhne eine Gewalt zu erlangen, die sie in den Stand setzte, sich durch sich selbst zu behaupten. Sie verlangte nicht weniger, als daß die legitimirten Prinzen, allem Gesetz und aller Sitte zuwider, sollten für successionsfähig erklärt werden. Der Kanzler Pontchartrain, dem sie ihren Entwurf anvertraute, weigerte sich ihn zu unterstützen, und brachte dem Könige das große Siegel zurück. Voisin, der williger war, erhielt seine Stelle, und blieb zugleich Staatssekretär, und nun wurde das Edikt vom Julius, wodurch in Ermangelung echter Prinzen die Krone von Rechtswegen dem Herzog von Maine, in Ermangelung seiner aber dem Grafen von Toulouse und den Nachkommen beiderseits zugesprochen ward, den 2ten August 1714 im Parlamente ohne allen Widerspruch einregistrirt. Doch auch dies genügte nicht:

man ließ nicht ab, Verdacht gegen die Absichten des Herzogs von Orleans zu erregen; man stellete sich besorgt um das Leben des Königes selbst; man schilderte ihm die Gefahr, den einzigen Sprößling der königlichen Familie in die Gewalt eines ehrsüchtigen und gewissenlosen Prinzen zu geben; man lag ihm an, durch ein Testament dem Prinzen von Orleans die Regentschaft zu entziehen, und sie seinen natürlichen Söhnen zu sichern. Der König wurde dadurch in nicht geringe Unruhe gesetzt; die inneren Hausbedienten und seine gewöhnlichen Gesellschafter bemerkten in der Zeit an ihm eine finstere Miene, eine ungleiche Laune, die von innerer Beängstigung zeugten, und Frau von Maintenon stellete sich, als ob sie die Ursach nicht wüßte. Den 2ten August endlich unterzeichnete er das von Voisins Hand geschriebene Testament, das im Parlamentsarchiv niedergelegt wurde, und erst nach seinem Tode geöffnet werden sollte. Er ernannte durch dasselbe einen Regentschaftsrath, an dessen Spitze der Herzog von Orleans stehen sollte; die Aufsicht über die Erziehung des jungen Königs und das unumschränkte Kommando über alle königliche Kriegsheere aber wurde dem Herzog von Maine bestimmt. Indeß ward Ludwig seiner Unruhe und seines Mißmuthes nicht frei. Gegen den Herzog von Maine fuhr

er einmal im Unwillen heraus: „Was Ihr bei meinem Leben auch seyn mögt, nach meinem Tode lauft Ihr doch Gefahr, nichts zu seyn.“ Und ein andermal: „Ich habe für Euch gethan, was ich konnte; Eure Sache ist es nun, durch Verdienst geltend zu machen, was ich that!“ Und zu der Königin von England, die ihn wegen seiner Sorgfalt lobte, durch ein Testament für seinen Staat auch nach dem Tode gesorgt zu haben, sagte er: „Ach, sie haben es mir abgetrotzt! Man wird deswegen doch um nichts gebessert seyn: es wird mit diesem Testamente gehen, wie mit dem meines Vaters.“ Den 23sten Mai des folgenden Jahres 1715 gab indeß der König eine Deklaration, wodurch er das Edikt vom Juli bestätigte, und die legitimirten Prinzen den Prinzen vom Geblüte durchaus in allem gleich stellete.

So glaubte die Maintenon durch Papier und Pergament ihre und ihres Lieblings Lage gesichert, übersehend, was Ludwig den Fall des Herzogs gleichsam zuvor ahndend ihm sagte, daß der Mann geltend machen müsse, was todt auf dem Papiere stehe. Orleans dagegen, der bei der Verheimlichung des Testamentes für sich nichts Gutes vermuthen konnte, suchte Menschen zu gewinnen und zeitig Anstalten zu treffen, sich seine Rechte zu sichern, während der Herzog

von Maine das lateinische Gedicht des Kardinals Polignac Antilucretius ins Französische übersetzte, daß auch seine lebhaftere und höherstrebende Gemalin zu ihm sagte: Nächster Tage werdet Ihr Morgens, wenn Ihr erwacht, Mitglied der Akademie, und der Herzog von Orleans wird Regent von Frankreich seyn." So ließ es sich vorhersehen, daß sie für einen Untüchtigen sich und den König gequälet, und die wenigen Freudenleeren Jahre sich und ihm noch schwerer gemacht hatte. Besonders entstand durch den Tod der Herzogin von Burgund eine große Lücke in dem Leben der beiden alten Leute: Ludwig vermißte sie aller Orten; die Maintenon konnte nie ohne Thränen an sie denken. „Sie ist glücklich, rief sie dann wohl aus, sich selbst zu trösten, denn sie ist bei Gott: doch ich muß um sie weinen, und werde unablässig um sie weinen." Auch war sie, von kräftigem Körper und fast immer gesund, seit dieser Zeit häufigen Fieberanfällen unterworfen; und wie die Leiden ihrer Seele zunahmen, war sichtlich, wie ihre Kräfte abnahmen. Auch Ludwigs Gesundheit ward mit jedem Tage hinfälliger, die Frau von Maintenon sahe es und zitterte. Den 9ten August 1715 war er zuletzt in seiner Kalesche auf der Jagd; den 11ten August ging er zuletzt in den Gärten von Trianon spatzieren; den 22sten sollte die Revüe

der Gensd'armerie seyn, doch der König war zu schwach sie zu halten und trug sie dem Herzog von Maine auf, der sie in Gegenwart des jungen Dauphins hielt. Vom 25sten an verlor er schon häufig den Gebrauch der Sinne. Den 28sten nahm er Abschied von Verwandten und Freunden. Als er der Frau von Maintenon das letzte Lebewohl sagen wollte, brach er in Thränen aus: „Nur Sie verlasse ich ungern: ich habe Sie nicht glücklich machen können; aber alle Empfindungen der Hochachtung und Freundschaft, die Sie verdienen, habe ich stets gegen Sie gehegt. Was mich bei unserer Trennung tröstet, ist die Hoffnung, daß wir uns in der Ewigkeit bald wieder finden werden." Sie habe, setzt Dúclos hinzu, auf dieses Lebewohl nichts erwiedert, zu Bouldúc aber, dem ersten Apotheker, beim Herausgehen gesagt: „Sehen Sie einmal, was er mir da für ein Rendezvous gibt! dieser Mensch hat doch niemanden jemals geliebt, als sich selbst. Bouldúc hat mir dies selbst erzählt; doch mögte ich für die Wahrheit der Aeußerung nicht stehen, weil die meisten Bedienten ihr nicht gewogen waren. — Diese Erklärung des der Maintenon ebenfalls nicht gewogenen Dúclos macht seiner Gerechtigkeitsliebe Ehre, und die Erzählung des Bouldúc verdächtig: Beaumelle nennt sie geradezu eine grobe Lüge. — Als die Anwesenden

aus dem Zimmer gegangen waren, sagte Ludwig zu ihr: „Was wird aus Ihnen werden? Sie haben doch auch gar nichts!" Sie antwortete: „Denken Sie daran nicht; bin ich doch auch gar nichts!" Er richtete sich auf sie zu umarmen, sah sich aber um, ob auch jemand sie belauschte: „Jedoch, fügte er hinzu, wer wird sich wundern, daß ich gegen Sie zärtlich werde?" — Er ließ darauf den Herzog von Orleans rufen, und empfahl ihm die Frau von Maintenon. „Ihr kennet die Gesinnungen, die ich stets gegen sie gehegt habe. Sie hat mir nur heilsame Rathschläge gegeben, und es ist mir leid, daß ich ihnen nicht immer gefolget bin. In allen Fällen ist sie mir nützlich gewesen, besonders aber um wieder zu Gott zu kommen. Thut, was sie von Euch begehren wird: sie wird es nie mißbrauchen." Als der Herzog nachher einmal dies erzählte, setzte er hinzu: „Ich vermuthete alle Augenblicke, er würde mir seine Ehe mit ihr entdecken. — Bald nach den letzten Worten versank der König in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, sagte er zu ihr: „Madame, Sie müssen sehr herzhaft seyn und viel Freundschaft für mich hegen, daß Sie so lange hier bleiben. Begeben Sie sich weg! ich weiß, wieviel Sie bei solchem Anblicke leiden; allein ich hoffe, es soll nicht lange mehr währen." Bald darauf fiel der König

in seine Ohnmacht zurück, seine Sinne verwirrten sich, alles sammelte sich zu dem Herzog von Orleans, und die Frau von Maintenon begab sich nach St. Cyr. Doch den 29sten August erholte sich der König wieder; Orleans war verlassen, und die Frau von Maintenon kehrte nach Versailles zurück. Allein es war das letzte Aufleuchten des erlöschenden Lebensfunkens. Den 30sten August verlor der König abermals den Gebrauch der Sinne, und hatte von da an nur flüchtige Augenblicke des Bewußtseyns: er rang offenbar mit dem Tode. Der Marschall von Villeroi, der sah, was sie litt, bat sie sich zu entfernen. „Aber er lebet ja noch! schluchzte sie: wenn seine letzten Blicke mich noch suchten, und mich nicht fänden?" Endlich beredete er sie zur Abreise. Sie indeß, gedenkend der Vorwürfe und Schmähungen des Pariser Pöbels aus den letzten Jahren, fürchtete jetzt bei dem Tode des Königes thätliche Beleidigungen. Sie fuhr von Versailles nach St. Cyr in der Kutsche des Marschalls von Villeroi, der ihr auch seine Bedienten zur Begleitung mitgab, und auf den ganzen Weg in kleinen Entfernungen hatte Wachen stellen lassen. Die Vorsichtsmaßregeln waren unnöthig; die Lästerzungen waren verstummt: ungefährdet kam sie mit ihrer treuen Begleiterin, dem Fräulein von Aumale, in St. Cyr an, das sie von

nun an bis zum Tode auch nicht wieder verließ. Stündlich erhielt die Weinende Nachricht von dem Befinden des Königes. Sonntags den 1sten September Morgens acht Uhr starb er. Niemand hatte den Muth es ihr zu sagen. Endlich trat Fräulein Aumale in ihr Zimmer: „Gnädige Frau! das ganze Stift hat sich in die Kirche begeben. Die Frau von Maintenon verstand, faßte sich, und folgte in die Kirche. Sie weinete nicht, aber sie betete; keine Klage, kein Jammern ward hörbar: der tiefste Schmerz durchdrang erstarrend ihre Seele.

Den 2ten September versammelte sich das Parlement, das Testament Ludwigs ward vorgelesen und verworfen; der Herzog von Orleans zum Regenten des Königreichs erklärt; und der Herzog von Maine — sprach nicht eine Sylbe. Alle Anordnungen Ludwigs wurden verachtet, seine Bildsäulen ungestraft durch Schmähungen und Unflat entweihet, und die Seelenmessen durch spottende Danklieder zerstöret. Die Nachrichten davon kränkten die Frau von Maintenon tief. Nach einigen Tagen stattete ihr der Herzog von Orleans einen Besuch ab, um ihr wie einer verwitweten Königin zu kondoliren. Sie wollte ihm danken. „Ich thue nichts, unterbrach er sie, als was meine Pflicht ist. Ich wünschte nur Euch größere Proben meiner

Hochachtung geben zu können, als die von mir getroffene Verfügung ist, daß Euch Eure bisherige geringe Pension weiterhin ausgezahlt werde." Er versicherte sie, daß sein ganzer Ehrgeiz sey, dem jungen Könige Frankreich in einem besseren Zustande zu übergeben, als er es jetzt übernehme; daß sie stets an ihm einen Freund, und St. Cyr einen Beschützer finden solle. „Ich werde immer bereit seyn, schloß er, Euch zu dienen: es würde sich schlecht schicken, wenn Ihr Euch in irgend einer Sache an jemand anders wenden solltet, als an mich." Sie fand es nöthig ihn zu bitten, den Reden keinen Glauben beizulegen, die ihm etwa von ihren Gesinnungen und Planen gegen ihn zugetragen werden mögten. Als nachher in seiner Gegenwart sich einige über sie lustig machen wollten, verwies er es ihnen: „Was hat sie Euch zu Leide gethan? Tausenden hat sie gedienet, niemanden geschadet. „Den Tag darauf kam die Mutter des Regenten zu ihr in völliger Trauerkleidung; und da diese ihr den Besuch der Herzogin von Berry und von Orleans ankündigte, verbat sie denselben und ließ niemand zu sich, als die Königin von England. Diese und einige wenige Freunde vom Hofe Ludwigs XIV. statteten ihr von Zeit zu Zeit Besuche ab, doch nie ohne es ihr vorher melden zu lassen, damit sie Tag und Stunde bestimmte. Wenn

die Königin von England kam, unterließ sie nicht sich auf einen Lehnstuhl zu setzen und der Königin auch einen reichen zu lassen. Der Herzog von Maine war der Einzige, der ohne Anfrage sie besuchen durfte. Er kam oft und wurde immer mit mütterlicher Zärtlichkeit von ihr empfangen. Ihre Hofhaltung hatte sie gleich nach Ludwigs Tode abgeschaft, die Pferde verkauft und die Meubles dem Hausgesinde vertheilt. Sie behielt nur zwei Kammerfrauen und einen Kammerdiener, beschränkte ihr Diner auf ein Essen und versagte sich sogar die Tasse Chokolade, die bis zum Todestage Ludwigs ihr Abendessen gewesen war. Fast ihre ganze Einnahme von etwa 60,000 Livres verwandte sie, Armen und Unglücklichen zu helfen. „Das Vergnügen zu geben, sagte sie oft, ist das einzige, das mir noch übrig bleibt.“ — In der Regel war ihr Tag getheilt zwischen Andachtsübungen und der Erziehung einiger Fräulein, die sie auf ihrer Stube im Lesen, Schreiben, in den ersten Gründen der Religion und in weiblichen Arbeiten unterrichtete. Fast nie fehlte sie in den Erholungsstunden bei den Spielen der Kinder. Nur einen Tag in der Woche verlebte sie ganz in der Einsamkeit, um sich ungestört mit sich selbst beschäftigen zu können. Sie war im Hause allgemein geliebt und geehrt. Dennoch konnte sie der

Furcht nicht frei werden, als achte man sie im Grunde nur ihres ehemaligen Standes wegen. Selbst das Fräulein von Aumale, das ihr so unwandelbar ergeben blieb, traf dieser Verdacht; und die Frau von Glapion, damals Vorsteherin von St. Cyr, der es eine Freude war ihr dienen, ihr eine Aufheiterung verschaffen zu können, wurde durch gezwungene Danksagungen oft von ihr entfernt. Sie schien nicht weiter an Freundschaft zu glauben, sondern meinete nur ein Gegenstand des Mitleidens zu seyn. So ward jener heftige Ehrtrieb, der von der frühesten Jugend an in ihr geglühet hatte, die Quelle ihrer Tugenden und ihrer Fehler, in den letzten Jahren ihres Lebens für sie und ihre Umgebungen eine bittere Qual. Auch darin blieb sie sich gleich, daß sie Unbequemlichkeiten als nöthig dem Leben, gern erduldete. Sie behielt bis an ihren Tod eine Kammerfrau, die sie sehr schlecht bediente. Als Schwäche und Kränklichkeit zunahmen, drang man in sie, dieselbe abzuschaffen: „Das werde ich wohl bleiben lassen, erwiederte sie: kein Mensch hat mir so gut gedienet, als diese; seit 25 Jahren prüfet sie meine Geduld.“ Allgemein bewunderte man ihre Sanftmuth und Herablassung zu den kleinen Kindern; doch wußte sie auch mit würdigem Ernst Fehler zu rügen, so daß,

als sie die versammelten Stiftsfräulein einst ausschalt, eine neue Stubenmagd, die es anhörete, ausrief: „Potz Stern! das ist mir noch eine hochgebietende Frau!“ 1717 kam Peter der Große von Rußland nach Paris. Er, der alles Merkwürdige sehen wollte, besuchte auch St. Cyr. Die Frau von Maintenon lag krank im Bett, und hatte Fenstergardinen und Bettvorhänge zuziehen lassen. Der Zar kam herein, zog die Fenstergardinen auf, schlug die Bettvorhänge zurück, und betrachtete schweigend doch aufmerksam die Frau, die Ludwig XIV. geliebt hatte. Sie erröthete, und die Stiftsfräulein, welche sie in diesem Augenblicke gesehen haben, sagten: daß sie ihm noch habe schön vorkommen müssen. Der Zar ging dann in alle Klassen und war verwundert, wie 30 Jahre früher Louvois, daß sich unter einer solchen Menge Fräulein so wenig schöne Gesichter fänden. Als ihm einige Tage darauf in einer großen Gesellschaft die Frau von Caylus als Nichte der Frau von Maintenon genannt wurde, ging er auf sie zu, faßte sie bei der Hand, sah sie lange an und beehrte sie, nach Beaumelles Ausdruck, mit moskowitischen Höflichkeiten.

Der Herzog von Maine indeß war nicht blos von der Regentschaft verdrängt worden, sondern auch das

Edikt vom Juli 1714 war aufgehoben, und der Herzog in den Rang der Pairs zurückgesetzt. Er ertrug diese Erniedrigung mit scheinbarer Gelassenheit: aber seine Gemahlin war außer sich und sann auf Rache. Einige Große waren mißvergnügt; der Kardinal Alberoni in Madrid war dem Regenten feind: in Verbindung mit ihm gedachte sie den Herzog von Orleans zu stürzen, ihn als Gefangenen nach Madrid zu schicken, und ihren Gemahl an die Spitze der Regierung zu stellen. Dieser wußte von allen diesen Planen nichts, und hörete später davon, als der Herzog von Orleans. Die Verschwörung ward verrathen, die Herzogin von Maine nach Dijon geschickt, und ihr Gemahl nach der Citadelle Dourlans gebracht, im December 1718. Der Marschall von Villeroi schrieb dies an die Frau von Glapion, und bat sie, es der Frau von Maintenon so milde als möglich vorzubringen. Die Frau von Glapion erhält den Brief, als sie eben bei der Frau von Maintenon ist. Diese erkennt Hand und Siegel, erbricht ihn und liest. Schweigend steht sie auf und geht nach der Kirche. Die Frau von Glapion, die jetzt auch das Schreiben liest, folgt ihr weinend, bleibt jedoch an der Kirchthüre stehen, aus Ehrerbietung gegen ihren Schmerz. Frau von Maintenon kam mit einem

Fieber heraus. Dies Fieber verließ sie nicht wieder, sondern nahm täglich zu; es gesellte sich zu demselben ein starker Schnupfen, der zuweilen so heftig ward, daß sie nicht Odem holen konnte. Doch wollte sie weder eine Veränderung in ihrem Essen, noch in der Erwärmung ihres Zimmers zugeben. „Beklage ich mich denn?" sagte sie: „das lohnet sich wohl der Mühe um der zwei Augenblicke willen, die ich noch zu leben habe! Ich könnte fünf oder sechs meiner kleinen Fräuleins noch mit mir erwärmen. Denket dagegen an die Armen, die vor Frost erstarren!" Sie fühlte, daß ihr Ende nicht fern sey, und bat den Herzog und die Herzogin von Noailles und die Frau von Caylus zu ihr zu kommen. Auch sah sie Villeroi in den letzten Tagen noch gern. Alle die Almosen, die sie zu geben pflegte, ließ sie zum Voraus bezahlen. Den 14ten April 1719 nahm das Fieber sehr zu: man las ihr die Messe, und sie kommunicirte mit ruhiger Fassung. Den 15ten April Morgens nahm sie die letzte Oelung. Alles um sie her weinete, sie allein war ohne Thränen. „Wie geht es?" fragte sie nach einiger Zeit der Herzog von Noailles. „Nicht zum Besten," antwortete sie gelassen. „Lebt wohl, mein lieber Herzog! in wenig Stunden werde ich mehr wissen." In dem

Augenblick überfiel sie ein Schlaf, ein kurzer Todeskampf folgte, und wie eine ruhig Schlafende verschied sie sanft Nachmittags fünf Uhr, im 84sten Jahre ihres Lebens. Ihr einbalsamirter Leichnam wurde den 17ten April im Chore der St. Ludwigskirche feierlich eingesenkt, und eine von dem bekannten Geschichtschreiber Vertot verfertigte Inschrift auf einer Marmortafel bezeichnete ihre Ruhestätte. Zwei Zeilen in der Hofzeitung meldeten ihren Tod, der, wäre sie vor Ludwig gestorben, ganz Europa in Bewegung gesetzt hätte. Unvergessen blieb ihr Andenken in St. Cyr: man wußte die hundertjährige Dauer des Stiftes 1786 nicht würdiger zu feiern, als durch Lobreden auf sie. In den Tagen der Revolution verlor freilich auch St. Cyr seine Einkünfte. Allein sobald durch die gegenwärtige neue Regierung Religion, Gesetze und Ordnung wieder hergestellt waren, ward auch St. Cyr wieder Erziehungsanstalt, zwar nur für Söhne von Kriegern, die hier zum Kriegsdienste eingeübt werden, doch ohne daß der ursprüngliche Zweck des St. Ludwigsstiftes verloren ging: auf Befehl des französischen Kaisers sind an drei Orten des Reiches, auf kaiserliche Kosten, Erziehungsinstitute für verwaisete oder Hülfe bedürftige Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion errichtet wor-

den. So zeiget es sich bestätiget, uns zu Erhebung und Trost, daß die guten Gedanken der bessern Menschen vergangener Zeit nicht untergehen dem schaffenden Geiste späterer Jahrhunderte.

IV.

Gedichte

von

A. F. E. Langbein.

Das blinde Roß.

„Was ragt dort für ein Glockenhaus
Im Ring des Markts hervor?
Den Flug des Windes ein und aus
Hemmt weder Thür noch Thor.
Tritt Volkslust oder Schrecken ein,
Wenn diese Glocke schallt?
Und was besagt das Bild von Stein
In hoher Roßgestalt?“ —

„Ihr seyd der erste Fremdling nicht,
Der nach den Dingen fragt.
Was unsre Chronik davon spricht,
Sey willig euch gesagt.
Des Undanks Rügenglocke heißt
Das edle Alterthum,
Und unsrer wackern Väter Geist
Umschwebt es noch mit Ruhm.

Undank war schon zu ihrer Zeit
Der schnöde Lohn der Welt:
Drum hat der Alten Biederkeit
Dieß Schreckniß aufgestellt.
Wer jener Schlange Stich empfand,
Dem war die Macht verliehn,
Er konnte stracks mit eigner Hand
Die Rügenglocke ziehn.

Da kam, wenn's auch bei Nacht geschah,
Die Obrigkeit herbei,
Und fragt' und forschte, hört' und sah,
Was hier zu schlichten sey.
Da galt nicht Rang, da galt nicht Gold,
Mocht's Herr seyn oder Knecht:
Die Richter sprachen, ohne Sold,
Für jeden gleiches Recht.

Es sind wohl hundert Jahre her;
Da lebte hier ein Mann,
Der durch geschäftigen Verkehr
Viel Hab' und Gut gewann.
Von Reichthum zeugte seine Tracht,
Sein Keller und sein Herd;
Auch hielt er sich zur Lust und Pracht
Ein wunderschönes Pferd.

Einst ritt' er in der Dämmerung,
Da stürzten aus dem Hain,
Mit Mordgeschrei und Tiegersprung,
Sechs Räuber auf ihn ein.
Sein Leben, um und um bedräut,
Hing nur an einem Haar,
Doch seines Rosses Schnelligkeit
Entriß ihn der Gefahr.

Es brachte, hoch mit Schaum bedeckt,
Ihn wundenfrei nach Haus.
Er breitete, zum Dank erweckt,
Des Pferdes Tugend aus.
Er that ein heiliges Gelübd:
Mein Schimmel soll fortan
Den besten Hafer, den es gibt,
Bis an den Tod empfahn.

Allein das gute Thier ward krank,
Ward steif und lahm und blind,
Und den ihm angelobten Dank
Vergaß sein Herr geschwind.
Er bot es feil, und ward nicht roth,
Und jagt' es Knall und Fall,
Weil niemand einen Heller bot,
Mit Schlägen aus dem Stall.

Es harrte sieben Stunden lang,
Gesenkten Haupt's, am Thor,
Und wenn ein Tritt im Hause klang,
So spitzt' es froh das Ohr.
Doch glänzte schon der Sterne Pracht,
Und niemand rief's hinein,
Und es durchschlief die kalte Nacht
Auf frostigem Gestein.

Und noch am andern Tage blieb
Der arme Gaul dort stehn,
Bis ihn des Hungers Stachel trieb,
Nach Nahrung fort zu gehn.
Die Sonne strahlte hell, doch ihn
Umhüllte Finsterniß,
Und er, der sonst geflügelt schien,
Ging sacht und ungewiß.

Er hob und schob vor jedem Tritt
Den rechten Fuß voran,
Und prüfte tastend, Schritt vor Schritt,
Die Sicherheit der Bahn.
Durch alle Gassen streifte so
Am Boden hin sein Mund,
Und ein verstreutes Hälmchen Stroh
War ihm ein werther Fund.

Schon von des Hungers wilder Macht
Verzehrt bis auf's Gebein,
Gerieth er einst um Mitternacht
Ins Glockenhaus hinein.
Er suchte gierig Sättigung,
Ergriff der Glocke Strang,
Und setzte nagend sie in Schwung,
Daß sie die Stadt durchklang. —

Den Richtern scholl der Ruf ins Ohr,
Sie kamen eilig an,
Und hoben ihre Händ' empor,
Als sie den Kläger sahn.
Sie kehrten nicht mit Scherz und Spott
Zurück in ihr Gemach;
Sie riefen staunend: Es war Gott,
Der durch die Glocke sprach!

Und auf den Markt geladen ward
Der reiche Mann sofort.
Geweckt vom Boten, sprach er hart:
Ihr träumt! Was soll ich dort?
So ging er trotzig, doch er stand
Zur Demuth schnell bekehrt,
Als er den Kreis der Richter fand,
Und mitten drin sein Pferd.

Kennt Ihr dies Wesen? — hob das Haupt
Der edlen Richter an.
Des Lebens wär't Ihr längst beraubt,
Hätt's nicht so brav gethan!
Und was ist seiner Tugend Lohn? —
Ihr gebt's, o Mann von Eis!
Dem Wettersturm, dem Bubenhohn,
Dem Hungertode Preis!

Die Rügenglocke hat getönt,
Der Kläger stehet hier,
Durch nichts wird Eure That beschönt,
Und so gebieten wir:
Daß ihr sogleich das treue Pferd
In Euern Hausstall führt,
Und bis ans Ende pflegt und nährt,
Wie Euch, als Christ, gebührt! —

Der Reiche sah nicht wenig schel,
Weil ihn der Spruch verdroß,
Doch fühlt' er seines Undanks Fehl,
Und führte heim das Roß. —
So meldet ehrlich, kurz und plan
Die Chronik den Verlauf,
Und zum Gedächtniß stellte man
Nachher das Steinbild auf."

Die Halbheit.

Freund, was du bist, das sey tüchtig und ganz!
Auf Krücken hinket das Halbe.
Schnell, wie der Wind und des Blitzes Glanz
Schießt dort die reisende Schwalbe
Hin über Gebirg' und des Meeres Spiegel,
Doch braucht sie dazu ihre beiden Flügel.

Wer nur auf der Halbscheid des Sessels ruht,
Kann leicht von dem Throne fallen;
Wer Käufe mit halben Augen thut,
Wird geschnellt in Buden und Hallen;
Und wer nur mit halben Ohren höret,
Den findet man stets von Irrsal bethöret.

Vor halber Freundschaft bewahr' uns Gott!
Wer kann auf das Schilfrohr sich stützen?,
Und halbe Lieb' ist der Liebenden Spott;
Das Herz will das Herz ganz besitzen.
Wer halbherzig tritt in das Reich der Ehe,
Dem rufen die Liebesgötter ein Wehe.

Wohl warnet der Arzt, beim fröhlichen Schmaus
Nur halbe Flaschen zu trinken;
Er selbst sticht aber die ganzen aus,
Wenn sie voll Rheinwein ihm winken.
Ganz lustig beim Mahl, ganz ernst beim Geschäfte!
So fasset man alles am rechten Hefte.

Mit Halbheit wird überall nichts vollbracht,
Das hat uns Deutschland bewiesen.
Es kämpfte vergebens mit halber Macht
Oft gegen den südlichen Riesen:
Jetzt aber, mit ganzer Vollkraft verbunden,
Hat's glücklich und glorreich überwunden.

Das Trotzköpfchen.

Mit schönen Augen, himmelblau und klar,
Sah Lottchen erst ins vierte Lebensjahr.
Sie war gebildet wie ein Engel;
Doch das verrieth schon Erdenmängel,
Daß sie ein kleiner Trotzkopf war.
Beleidigte, nach ihrem Dünkel,
Sie nur ein Blick, so ging sie schmollend fort,
Saß mäuschenstill in einem Winkel,
Und sprach den ganzen Tag kein Wort.

Vom Weihnachtsmarkte zog mit Prangen
Die stattlichste der Puppen bei ihr ein.
Sie küßte die gemalten Wangen,
Und schien mit zärtlichem Umfangen,
Der Freundin ganz ihr Herz zu weihn.

Viel schwatzte sie mit ihr am ersten Tage;
Doch nach vergeblichem Bemühn,
Daß auch die Pupp' ein holdes Wörtchen sage,
Begann die Freundschaft zu verblühn,
Und Lottchen warf, nach einem derben Schlage,
Das stumme Bild in den Kamin.

Die Mutter sah den Streich verüben,
Und fragte schnell: „Was bringt dich so in Wuth?
Du schienst die Puppe sehr zu lieben,
Und stürzest sie doch in die Gluth!"

„Ja, sie verdient auch nicht zu leben!"
Versetzte Lottchen ärgerlich.
„Ich sagte hundert Mal: Mein Kind, ich liebe dich!
Doch ihr gefiel es nicht, mir Antwort drauf zu geben."

„Sieh, Mädchen!" sprach die Mutter ernst,
„Den Trotz der Puppe nennt man Schmollen.
Mich freut's, daß du die Unart kennen lernst;
Man hat sie auch an dir bemerken wollen.
Laß ja dies böse Giftkraut nicht
In deinem Herzen Wurzel fassen!
Sonst trifft dich einst das Strafgericht,
Daß Dich die Menschen fliehn und hassen!"

Die Versuchung.

Legende.

Ein Bischof, beliebt durch unsträfliches Leben,
War eifrig dem heil'gen Andreas ergeben,
Und fragte vor jeder bedenklichen That
Den hohen Gönner vertraulich um Rath.

Andreas war längst schon gen Himmel gefahren,
Doch pflegt' er deshalb nicht die Antwort zu sparen.
Er stellte sich nächtlich als Traumgesicht ein,
Und sagte zur Sache sein Ja oder Nein.

So ehrten und liebten die Männer sich lange;
Dabei ward dem Fürsten der Finsterniß bange.
„Die frommen Vertrauten," sprach er für sich,
„Hohnlachen und rathschlagen stets über mich!"

Er wünschte das feindliche Bündniß zu stören;
Drum wollt' er den Bischof zu Sünden bethören,
Und nahm, nach listig entworfenem Plan,
Die Zaubergestalt eines Mägdleins an.

Drauf wandelt' er hin zum bischöflichen Hause,
Und machte dem forschenden Pförtner die Flause:
„Ich bin eine Pilgerin, komme von fern,
Und bitt' um Gehör beim Hochwürdigen Herrn."

Der geistliche Vater, davon unterrichtet,
Hielt sich zu schneller Gewährung verpflichtet.
Er ließ die Erscheinung mit Freundlichkeit vor,
Und neigte zu ihrem Vortrag sein Ohr.

„Ich bin aus Fürstengeblüt entsprungen,
Doch hab ich schon hart mit dem Schicksal gerungen.
Mein Vater, ein wilder, eiserner Mann,
Mißhandelte mich wie ein grimmer Tyrann.

Er wollte mich einem Prinzen vermählen,
Und machte viel Anstalt in Zimmern und Sälen.
Ich fiel ihm zu Füßen, ich jammerte laut:
Mein gnädigster Vater, ich bin schon Braut!

Er rollte die Augen wie feurige Räder,
Ergriff sein Schwert, zog hastig vom Leder,
Und fragte mich donnernd: Aus welchem Stamm
Entsproß dein heimlicher Bräutigam?

Nicht noth ist's, sprach ich, daß Ihr so tobet!
Ich habe mich unserm Herrn Christus verlobet. —
Da lacht' er, daß es die Burg durchscholl,
Und brüllte schreckhaft mich an: Du bist toll!

Er nahm mich mit eigenen Händen gefangen,
Warf mich ins Verließ zu Kröten und Schlangen,
Belud mich mit Fesseln und spottete mein:
Nun mag dein Gespons, wenn er kann, dich befrein! —

Ich flehte zum Heiland, mich gnädig zu retten;
Und siehe, wie Zunder, verstoben die Ketten,
Die Pforte sprang auf, die Scharwache schlief,
Es krähte kein Hahn, als ich eilig entlief.

Ich fragte mich nun: welchen Weg wirst du nehmen?
Da schwebte vor mir ein Gebild, wie ein Schemen,
Und seine Stimme, wie Harfengetön,
Befahl mir, zu Euch, Herr Bischof, zu gehn.

So bin ich denn hier, mit demüthiger Bitte:
Gewährt mir das Glück einer Einsiedlerhütte,
Um drin, geschieden vom Weltgewühl,
Dem Heiland zu dienen bis an mein Ziel." —

Dem Bischof floß, bei der traurigen Mähre,
Vom Angesichte des Mitleids Zähre.
„Prinzessin," sprach er, habt freudigen Muth,
Und rechnet auf Schutz und geistliche Huth!

Wir wollen die Sache nach Tisch überlegen;
Jetzt mahnt uns die Glocke, des Leibes zu pflegen.
Er fordert auf Reisen gern seine Gebühr,
Drum laßt Euch's gefallen, und speiset bei mir!"

„Ach nein!" sprach die Jungfrau, und senkte die Augen:
„Da würde die Schmähsucht viel Gift daraus saugen!
Ihr kämet dadurch in ein schlimmes Gerücht,
Das oft der Verleumder vom Zaune bricht."

Sanft lächelte Jener: „In meinen Jahren
Ist solcher Leumund nicht mehr zu befahren.
Wir speisen, mein Töchterchen, auch nicht allein,
Und meiden so völlig den bösen Schein."

Nun ließ sich von ihm, ohne weiteres Zieren,
Die sittsame Jungfrau zur Tafel führen.
Zwölf geistliche Herren, geladen zum Mahl,
Begrüßten sie höflich im Speisesaal.

Dem Bischof gefiel's, nach geordneten Plätzen,
Sich neben die blühende Fürstin zu setzen,
Und Blick auf Blick in ihr Rosengesicht
Verwehrt' er, wie billig, den Augen nicht.

Sie blieben, gefesselt von Lust und Verlangen,
Bald ganz, wie Vögel an Leimruthen, hangen;
Denn Satanas herte mit jeglichem Nu
Mehr Schminke zum Glanz seiner Schönheit hinzu.

Da wurde dem Bischof ganz seltsam zu Muthe:
Er fühlte, daß Amor noch nicht in ihm ruhte;
Es brannt' ihm wie Nesseln hin über den Leib,
Und glühend begehrt' er das reitzende Weib.

Kaum aber schweiften des Greises Gedanken
So weit aus der Zucht und Ehrbarkeit Schranken,
Da schreckten ihn donnernde Schläg' an sein Thor
Urplötzlich aus lüsternen Träumen empor.

Es ließ sich ein Pilgrim so stürmisch vernehmen,
Und war nicht durch Ruhegebote zu zähmen.
Hartnäckig verschweigend, von wannen er sey,
Verlangt' er zum Bischof mit Lärm und Geschrei.

Das meldet' ein Diener im Tafelgemache.
„Ey!" sagte sein Herr, „welch dringende Sache!
Verehrte Prinzessin, erlaubt Ihr es mir,
So hör' ich des Fremdlings Gesuch gleich hier." —

„Herr Bischof, es ziemet mir nicht, zu gebieten,
Doch mögen wir sorgsam vor Aerger uns hüthen.
Der Fremde bedünkt mich ein heftiger Mann,
Deß Rohheit uns bitter beleidigen kann.

Drum leget durch eine sinnreiche Frage
Zuvor seinen Geist auf die prüfende Wage!
Verfehlt er die Antwort, so ist er nicht werth,
Daß Euer Antlitz sich hold zu ihm kehrt." —

Beifällig nickten die Tafelgenossen,
Und stracks ward die Prüfung des Pilgrims beschlossen.
Nur Schade, daß niemand am Tisch sich befand,
Der sinnreiche Fragen zu bilden verstand.

„Was wollen wir uns die Köpfe zerbrechen?"
Begann zu den Herren der Bischof zu sprechen.
„Es sitzt ein weiblicher Salomo hier,
Der künstelt ein Räthsel geschickter als wir." —

„Ihr scherzt;“ sprach das Fräulein: doch will ich
es wagen.
So mag denn der tobende Pilger uns sagen,
Wie groß zwischen Himmel und Weltgebäu,
Auf's Härchen gemessen, der Luftraum sey.“ —

Hoch rühmte man schmeichelnd die Weisheit der Worte,
Und sandte damit den Diener zur Pforte.
Den Fremdling erschreckte die Aufgabe nicht;
Zum Lächeln verzog sich sein ernstes Gesicht.

„Geh,“ rief er, „und sage dem Schöpfer der Frage:
Er brächte die Antwort am besten zu Tage;
Er habe, gestürzt in des Abgrundes Nacht,
Die Reise vom Himmel zur Erde gemacht.“ —

Kaum konnte der Diener sein Schrecken bezwingen,
Um stammelnd die Botschaft zur Tafel zu bringen.
Der Bischof und seine Gesellschafter sahn
Mit bleichen Gesichtern einander an.

Doch Feuer sprühte der höllische Buhle,
Und sprang mit Pferdefüßen vom Stuhle.
Bockshörner stießen das Häubchen empor;
Ein Kuhschwanz brach aus dem Kleide hervor.

Greifsklauen wurden die Lilienhände,
Und so, unter Beben und Krachen der Wände,
Verschwand der Gast, sonder Abschied und Dank,
Mit unerträglichem Teufelsgestank.

Die Nase verhüllten die geistlichen Zecher,
Und flohen mit Grausen vom lieblichen Becher.
Fort stürzten sie durch des Palastes Thor,
Wo sich, wie ein Nebel, der Pilgrim verlor.

Der Bischof begann vor Schrecken zu kranken,
Und schlich auf sein Lager in düstern Gedanken;
Doch freudige Schauer durchzitterten ihn,
Als Freund Andreas bei Nacht ihm erschien.

„Ich sah dich," sprach er, „vom Teufel umgarnen,
Da kam ich in Pilgergestalt, dich zu warnen.
Wer Freunden Achtung und Liebe weiht,
Der erntet Früchte der Dankbarkeit."

Der Grillenfänger und seine Freunde.

Er.

O, was ist des Menschen Leben,
Nichts als Elend, nichts als Jammer!
Täglich findet sich ein Hammer,
Der mich armen Amboß schlägt.
Glück und Freude zu erstreben,
Bin ich fort und fort beflissen,
Doch der kleinste Honigbissen
Wird mit Wermuth mir belegt.

Die Freunde.

Du lebst mit dir selber im ewigen Kriege!
Dich hindert die stille, bescheidene Fliege,
Wenn sie an der Wand auch kein Füßchen bewegt.

Er.

Geht mir mit dem alten Spruche!
Eure Fliegen sind Harpyen,
Von dem Abgrund ausgespieen,
Unersättlich Raubgeschmeiß!
Was ich wünsche, was ich suche,
Muß ich in den ehrnen Klauen
Solcher Höllenvögel schauen,
Die ich nicht zu bannen weiß.

Die Freunde.

Freund, diese Gespenster sind leicht zu verjagen!
Wir wollen dir ehrlich ein Hausmittel sagen:
Beschäftigung heißt es und ernstlicher Fleiß.

Er.

Soll ich pflügen? soll ich graben?
Wofür wär' ich denn Gebieter
Ueber flurenreiche Güter,
Und des Goldes Ueberfluß?
Doch bei diesen Himmelsgaben
Muß ich mich von allen Seiten
Mit verschrobnen Köpfen streiten,
Und — um eine taube Nuß!

Die Freunde.

Dir strömen des Reichthums genußvolle Quellen!
So lebe doch lustig mit muntern Gesellen,
Und wirb um der Mägdlein entzückenden Kuß!

Er.

O, behaltet eure Schönen,
Eure blonden, eure braunen!
Ihren Bienenschwarm von Launen
Will ich förder sorgsam fliehn.

Schöne Mägdlein sind Sirenen,
Die mit süßen Zauberstimmen
Unser Freiheitsschiff umschwimmen,
Und es in den Abgrund ziehn.

Die Freunde.

Nun, willst du im Eden der Liebe nicht leben,
So laß in dem Reiche des Gottes der Reben
Aus feurigen Bechern dir Frohsinn erblühn!

Er.

Was euch schmeckt, das rühmt ihr Prasser!
Aber wahre Todesköcher
Sind euch eure Taumelbecher,
Denn der Schenk mischt Gift hinein.
Mein Getränk ist reines Wasser,
Und nie hab' ich unbesonnen
Wilde Händel angesponnen,
Wie oft Andre bei dem Wein.

Die Freunde.

Unglücklicher Mann! Wer Beschäftigung fliehet,
Und starr sich den Freuden des Lebens entziehet,
Den können nicht Götter von Grillen befrein!

Die selige Frau.

Froh ließ ein Reicher seine Frau,
Die zänkisch war, begraben.
Er stellte sie mit Pomp zur Schau,
Um seinen Stolz zu laben.
Sie lag im schwarzen Trauersaal,
Geschmückt mit Blumenkränzen;
Auch sah man Diamantenstrahl
An ihren Fingern glänzen.

Der Witwer schnappte laut nach Luft,
Als wie von Schmerz zerrissen.
Er mußte noch am Rand der Gruft
Die Liebste sehn und küssen.
Der Todtengräber blickte scharf
Auf ihre Demantringe.
O Thorheit! dacht' er: Wer bedarf
Da unten solcher Dinge?

Und als der Mond am Himmel stand,
Kam still der Fuchs geschritten,
Um sich mit räuberischer Hand
Die Ringlein auszubitten.
Er grub und schaufelte sich ein
Ins Heiligthum der Ruhe,
Und öffnete bei Kerzenschein
Die blanke Todtentruhe.

Hu! da erhob der Leichnam sich
Mit offnen Augenliedern.
„Wo bin ich? Was umfesselt mich
An allen meinen Gliedern?“ —
Der hochbestürzte Räuber war
Ein schlechter Antwortgeber.
Stumm rannt' er mit empörtem Haar
Durchs Schauerfeld der Gräber.

Indessen ließ der Witwer sich
Mit gutem Troste dienen.
Ein Mühmchen, schön und jugendlich,
War hold bei ihm erschienen.
Bequem ertränkten sie den Harm
In köstlichem Tokayer,
Und sprachen traut und liebewarm
Von ihrer Hochzeitfeier.

Da stürzte mit verstörtem Blick
Ein Diener in die Stube:
„Ach, Herr! die Sel'ge kam zurück
Aus ihrer finstern Grube.
Sie ist mit Leib und Seele da,
Klopft heftig an die Pforte,
Und gibt ganz so, wie sonst geschah,
Uns allen böse Worte."

„Narr!" rief der Witwer: „Todt ist todt!
Du träumst im hellen Wachen.
Der Teufel war's, der dir gebot,
Mir diesen Schreck zu machen!
Mein Weib wird, nach vollbrachtem Lauf,
Sich hier so wenig zeigen,
Als aus dem Stall die Trepp' herauf
Je meine Schimmel steigen." —

Und plötzlich kam's mit Eisenton
Trap! trap! herauf die Stiege.
„Horcht!" rief der Bursch, „da sind sie schon!
Ich sagte keine Lüge. —
Jetzt wieherten im Vorgemach
Bereits die muntern Schimmel.
Bleich sahn, mit einem tiefen Ach,
Die Liebenden gen Himmel.

Das Mühmchen floh durch's Hinterhaus,
Mit heißbethränten Wangen,
Und er begab sich vorn hinaus,
Die Alte zu empfangen.
Scheinfreudig bot er Gruß und Kuß,
Sie fiel ihm in die Haare,
Und lebt' auf diesem alten Fuß
Mit ihm noch zwanzig Jahre.

In Magdeburg, wo sich's begab,
Sah nun auf einem Bilde
Ein Roß durchs Fenster hoch hinab,
Und ward dem Haus zum Schilde.
O, laßt euch, Witwer, nicht sogleich
Von Amorn neu bethören.
Weil manchmal aus dem Schattenreich
Die Frauen wiederkehren.

V.

Die Alpenreise

von

A. Lafontaine.

Die Alpenreise.

In den ersten Revolutionskriegen verlor der Herr von Lawis sein ganzes Vermögen. Seine Güter wurden verheert, seine Dörfer mit seinem Schlosse abgebrannt. Seine Verhandlungen mit dem Feinde wurden am Hofe für Aufruhr ausgegeben, obgleich sie nicht sein Eigenthum retteten, sondern die Habe der armen Bewohner der Gegend. Der Prozeß für seine Unschuld kostete, was er gerettet hatte. Erbittert über die Ungerechtigkeit, womit man den Unglücklichen behandelt hatte, verließ er die Gegend, wo er gelebt hatte, und zog mit seinem einzigen Sohne in ein schönes Thal, durch das der Inn seine wilden Fluthen gießt.

Er fand hier die Ruhe nicht, die er suchte, denn sein Herz war in den Lebenswurzeln angegriffen, der Freund seiner Jugend hatte über ihn das Urtheil gesprochen, das ihn verdammte. Er lebte einsam in ei-

nem Hofe, dem Erbtheil seiner Mutter, und dessen Ertrag den finstern Einsiedler spärlich ernährte.

Sein Sohn war ein Knabe, der das Unglück seines Vaters und sein eigenes noch belächelte, der in dem schönen Thale mit den Schmetterlingen um die Wette herumflog, und den Pfeil des Unmuths noch tiefer in des Vaters Seele drückte, wenn er in froher Unschuld sagte: sey doch vergnügt lieber Vater, die Sonne scheint so warm, die Schmetterlinge sind auch so froh, und sieh, wie freundlich die Wetterspitze dasteht, und da hoch der Septimier. Es ist so prächtig im schönen Thal! der Strom braust, die Vögel singen, und von der Alpe herab tönt der Hirtengesang und der Heerden schöne Glocken!

Der Vater seufzte.

Du seufzest schon wieder, guter Vater. Sey vergnügt: denn heute sagte mir des Müllers Sohn, du wärst der reichste Herr im ganzen Innthal, und heuer würde das Heu recht gerathen. Er nannte mich junger Herr Zum Fall. Warum heißen wir nicht mehr wie sonst, Vater? Wie hießest du doch, da wir noch im großen Schlosse wohnten, weißt du noch? Baron von — Da steht auch ein Schloß, Vater, am Bach hinauf, jenseits der Alpe, ein schönes Schloß des Grafen Obsteig. O ich weiß wohl Vater, sein Bild

hing in Lawis sonst. Ja, so hießen wir, Baron Lawis, jetzt Zumfall.

Du warst ja da, in Zumfall an der Iser, Joseph, es gehörte deiner Mutter.

O ich weiß, Vater, ich weiß, am schönen Walensee, wo die Iser so hoch herabstürzt aus dem Gebirg. Der Mutter Grab ist da. Du sagtest noch, Vater, so stürzt der Mensch, so fällt er! Und da nanntest du dich Herr Zumfall.

Und Er Obsteig! Es ist seltsam und doch wahr, sagte der Vater seufzend, denn seiner Jugend Freund und sein strenger Richter war der Graf Obsteig.

Der Vater verbot dem Kinde noch einmal ernstlich, den Namen Lawis zu nennen, denn nahe bei seinem Hofe lag des Grafen Schloß. Den Namen Zumfall kannte Niemand.

Nach und nach erheiterte des Knaben Unschuld des Vaters trübes Leben. Er fand, daß Joseph mitten in dem Genusse seines ehemaligen Reichthums in dieser Unschuld nicht hätte erzogen werden können. Er lebte jetzt nur für seinen Sohn, und er fand ein schöneres Glück wieder in dem kleinen Kreise der Familienliebe, und der Wohlthätigkeit gegen seine treuherzigen Nachbarn, die seine Güte mit freiwilliger Ehrfurcht belohnten.

Der Knabe wuchs heran in der Freiheit der wil-

ben, schönen Gegend, unter dem Unterrichte seines Vaters, der ein sehr gebildeter Mann war, und unter dem Leben mit den treuherzigen, ehrlichen Tyrolern des Thals. Man hätte ihn für den Sohn eines reichen Landmannes halten sollen, so einfach waren seine Sitten, so einfach war seine Kleidung; aber auf das edle, schöne Gesicht hatte die gütigere Natur das Siegel der Hoheit gedrückt. Man sah ihm an, es war nicht der Sohn eines gewöhnlichen Landmannes, und redete er, so wußte man, er war von einem gebildeten Manne erzogen.

Was hatte der Vater nöthig, den Sohn mit den Sitten der großen Welt bekannt zu machen, die er nach seinem Wunsche nie kennen lernen sollte. Er ließ die einfachen Sitten des Thales ihm, und Joseph fühlte sich glücklich.

Rings im Thale kannte Joseph schon als Knabe jedes Fleckchen. Er war an jedem Bach hinaufgegangen, die Quelle zu suchen. Die zahmen Höhen hatte er bestiegen, und sein unruhiger Blick hing sehnsuchtsvoll am hohen Gebirg, an dem rauschenden Strome, an dem Septimier, dessen blaue Spitze er oft in der Morgensonne sah. Er drang mit jedem Monate weiter, vorwärts, von Thal zu Thal. Er fühlte sich glücklich, daß er einmal einen Reisenden, der nach Worms wollte,

und bei seinem Vater vorgesprochen war, bis nach Imst begleiten durfte, wo die Landstraße anhebt.

Der Reisende redete unterwegs mit dem muthigen Knaben von den Wundern seines Vaterlandes, ach, die er nicht kannte, und er entzündete in seiner Brust eine Flamme, die sein Vater nicht wieder löschen konnte. Das war ganz gegen den Plan des Vaters, der in seinem Schmerze die Welt für einen Strudel des Verderbens, und das einsame Thal für die Wohnung der Tugend und des Glücks hielt.

Er erlaubte dem Sohne, um ihn desto fester zu halten, kleine Reisen in die umliegende Gegend, vertraute ihn sogar der Gesellschaft eines ehrlichen und vorsichtigen Gemsenjägers an, ihn mit den Gefahren auf den höheren Bergen bekannt zu machen; denn Joseph nahm seines Vaters Büchsen, und wäre allein gegangen, wenn er keinen Gefährten gefunden hätte.

Diese beschwerliche Uebung stärkte den Jüngling und machte ihn kühn und fest gegen die Gefahr, und die Erzählungen seines Begleiters, von Geistern, die den Berg bewohnen, und dem redlichen Jäger, der auf seinem Gewissen keinen Betrug, keine Lüge, keine Feigheit liegen hätte, zu Hülfe erschiene, wenn er den Pfad

verloren, und die Joseph hier zum ersten Male hörte, brachten seine Phantasie in eine neue Bewegung.

Er wünschte sehnsuchtsvoll einen Berggeist zu sehen, und er sah ihn oft, wenn ein Luftstoß einen Nebel in das Thal hinabjagte, und der Nebel sich zu tausend Gestalten formte. Jetzt wurde ihm die Natur erst recht lebendig: seine schönere Phantasie belebte sie bald mit schöneren Wesen, als ihm die Erzählung seines Begleiters geben konnte. Er fand sich unter befreundeten Wesen, denn auf seinem Herzen lag nicht die kleinste Lüge, kein Betrug, keine Feigheit.

Oft saß er allein auf dem höchsten Berge, und sein Herz schuf ihn eine neue Welt, die sein Inneres mit den höchsten Entzückungen erfüllte und mit einer namenlosen Sehnsucht, deren Erfüllung er hinter jenen blauen Bergen suchte, welche die Quellen seines vaterländischen Stroms enthielten.

Er verlangte in die Welt, über die Berge hinweg, ach, nur um noch ein einsameres Thal zu suchen, wo er ungestört von jedem Menschen finden könnte, was er träumte.

Er war in sich gekehrt, sanfter als sonst, und fragte sein besorgter Vater: was ist dir, Joseph? so schlug er das große blaue Auge vertraulich gegen den Vater auf und sagte: ich weiß es nicht, Vater. Ach,

die Gemsenjagd ist ja nur Morden! Das Leben rauscht wie der Strom dahin, immer derselbe, Welle auf Welle, und wohin? wohin? O sage nicht, Vater, daß ich hier glücklich werden kann. Mich verlangt nach etwas Besserm, nach etwas Größerm!

Was ist das Bessere, mein Sohn?

Das frage ich mich selbst jeden Morgen, wenn die Sonne aufgeht, und wenn sie hinter dem Arleberg verschwindet. Ach, das Leben, was unter den Sternen liegt, ist es nicht, Vater! Ich wünsche oft zu sterben!

Das ist Unrecht, Joseph. Du bist undankbar gegen den Himmel.

Nein, der Himmel selbst ist es ja, Vater, der mir ein Jenseits, ein Jenseits über alle Gränzen hinweg zeigt. Auch sehe ich es wohl, eine weite, unermeßliche Ferne hinter dem Leben, hinter der Erde, auf deren Anfang Nebel, Wolken und Dunkel liegt. Nein, Vater, nein! diese Erde ist nicht für mich gemacht. Diese Erde gehört dem Ehrgeiz, dem Eigennutz, nicht mir. Ich bin ein Fremdling hier, glaube mir, ein Fremdling. Ich beneide das Thal, Vater, das doch endlich einschlummert. Ich schlummere nicht, ich träume, und meine Träume sind schöner als mein Leben, aber doch

nur Träume. Ich möchte für einen Menschen sterben; denn dort, dort muß ich finden, was ich suche.

Du wirst es hier finden, mein Sohn, sagte lächelnd der Vater. Die Unermeßlichkeit, die du suchst, wohnt diesseits des Grabes noch, glaube mir. Habe Geduld, Sohn; du wirst glücklich werden.

Der Vater fand, daß ein Jüngling andre Wünsche hat, als ein Alter, den die Welt ausstieß. Er sann hin und her, was zu machen sey. Er fand mit Schrecken, es sey nichts anders zu thun, als den Sohn in die Welt zu bringen, in die Welt, die nur das Herz zerstreut, aber nicht befriedigt.

Aber das Schicksal übernahm das Amt des Vaters weit schöner. Da wo Tyrol sich scheidet von Worms, im hohen unzugänglichen Gebirg liegt ein steiler Abhang, in zerrissenen Felsen eine Gegend, die das Ende der Welt heißt. Der Name hatte eine so lokkende Bedeutung für des Jünglings Phantasie, daß er nur auf den Sommer wartete, um die Gegend zu besuchen.

Sein Vater ließ ihn gehen. Er kam dahin und war nicht glücklicher am Ende der Welt als in seinem Thal. Finster ging er zurück über den Juga, den finstern, wilden Weg nach dem Kloster Santa Maria. Er betete im Kloster am Altar der Him-

melskönigin, dann ging er den Weg nach dem Inn zu nach seinem Thal zurück.

In der wildesten Gegend des Gebirgs, im Münsterthal, wo nur des Geiers rauhe Stimme tönt, hörte er Menschenstimmen. Er näherte sich, aber sein Fuß stockte, denn auf einem Hügel saß ein Mädchen, oder sollte er glauben, ein helfender Bergengel aus den Mährchen seiner Jugend? Sie kennen die Gegend hier? fragte das Mädchen mit einem freundlichen Lächeln, da er eben blöde vorübergehen wollte.

Recht gut, wenn Sie meiner Hülfe bedürfen. Wohin wollen Sie?

Nach Botzen. Unser Führer hat den Weg hier verloren, und zum Unglück ist eines unserer Maulthiere lahm geworden.

Joseph sah unten im Thal, was ihm die schöne Stimme beschrieb, einen Maulthiertreiber und zwei Männer, die zu dem Mädchen gehörten. Das Gepäck lag am Boden. Die Leute wußten nicht, wozu sie sich entschließen sollten, und so waren schon drei Stunden mit Wollen und Nichtwollen verloren. Sie wendeten sich alle an Joseph, und er entschied, was nicht anders seyn konnte. Das lahme Maulthier mußte ohne Last gehen, das Maulthier, auf dem das Mädchen geritten war, mußte beladen werden, und

das Mädchen mußte den Weg nach dem nahen Kloster zu Fuße gehen; der Weg war richtig und nicht zu verfehlen.

O ich danke ihnen, sagte das Mädchen noch freundlicher. Aber Joseph, der mit gepackt hatte, nahm seine Tasche wieder auf, und seine Büchse, und sagte blöde, daß er sie den bequemeren Weg auf den Höhen wegführen würde.

Es lag eine solche treuherzige Ehrlichkeit, eine so reine Unschuld auf des Jägers Gesicht, daß sie seine Begleitung ohne Umstände annahm. Er führte sie mit sorgender Behutsamkeit. Er bat sie von Zeit zu Zeit ja zu ruhen. Da er sie nur einmal von weiten über Durst klagen hörte, war er wie ein Pfeil die Höhe hinab, und nach einer Viertelstunde war er wieder da, seinen grünen Hut mit Blättern ausgelegt, und voll der schönsten Erdbeeren.

Aber in ein Gespräch waren sie noch nicht gekommen, denn der Jäger war nur mit ihrer Bequemlichkeit allein beschäftigt, hier einen Zweig aus dem Wege zu beugen und dort einen Stein wegzurollen; jetzt vor ihr her zu laufen, um von einer Höhe herab zu sehen, welcher von beiden Fußsteigen der leichteste war, und dankte sie ihm für seine Güte, so erröthete er, so hatte er nicht den Muth, sein Auge aufzuschlagen;

aber wie wohl ihm ihr Druck that, das sah sie an seinem schönen Munde, der durch einen Zug von fast himmlischer Freude noch verschönert wurde. Und bewundern mußte sie den blöden Jäger, wie er so dreist zu gleicher Zeit war; denn kam ein Bach, der in ihrem Wege weglief, so hob er sie, ohne um Erlaubniß zu bitten, auf, und trug sie bis der Weg wieder trocken war.

Da hörten sie die Abendglocke von der Marien-Abtei. Auf einmal sagte er: o wären Sie nicht müde!

Ich bins nicht. Er führte sie langsam auf eine Höhe, von wo herab sie auf ein Mal das ganze Thal übersehen konnte. Sehen Sie, hob er auf einmal an, und seine Blödigkeit schien verschwunden: sehen Sie dieses Paradies! Hier möchte man ewig leben, und doch umschließt es auch sehnsüchtige Seufzer. Sehen Sie, wie die Abtei aus den dunkeln Tannen hervorschimmert, erröthend im Abendschimmer der Sonne! Sehen Sie dort den goldnen Strahl, der donnernd ins Thal stürzt. Das ist die Etsch, und nun hier, wie das Paradies sich schließt mit dem Triumphthor der beiden Berge, deren Stirn der Abend mit Rosenkränzen krönt. O sehen Sie die weite Aussicht dahinter, die in sanftes Blau zerfließt, als ständen wir hier

vor dem offenen Thore der Ewigkeit, die dicht am Leben liegt.

Sie sah den Jäger an, der auf einmal so beredt geworden war. Sie sah jetzt das blöde Auge von einem höhern Feuer funkeln. Er hielt das Auge auf den beiden Bergen fest, die er das Thor der Ewigkeit nannte. Dann senkte er sanft das Auge zu Boden und sagte: ach die Nacht kommt dennoch und bedeckt mit ihren Schatten alles, auch die schönste Hoffnung.

Er sagte das so leise, als sagte er es nur zu sich selbst. Dann führte er sie wieder stumm die Höhe hinab, in den Schatten der Tannen, und sie standen vor der Pforte des Klosters.

Sie schellte, und er sah sie traurend an. Sie verschwand, ihm dankend, in das Kloster. Er ging in das Pilgerhaus des Klosters, um da die Nacht zu ruhen.

Er ruhte nicht, denn ihm fiel ja ein, daß hier kein Maulthier zu haben war. Er mußte ja das Mädchen, dessen Lächeln tief in seiner Seele ein schöneres Thal des Paradieses geöfnet hatte, bis nach Münster begleiten.

Am frühen Morgen weckte er die Begleiter des Mädchens. Er half packen, dann ging er an das Kloster, schellte und ließ hinein sagen, daß alles bereit sey. Ein himmlisches Lächeln begrüßte den Jüngling,

und sie hörte mit Freude, daß er sie bis nach Münster begleiten wolle.

Die Maulthiere zogen im Thal im Wege, er führte das Mädchen aber über die Höhen, den nähern Weg nach Münster. Aber fröhlicher war heute der Jüngling, und er hatte Ursach, es zu seyn; denn er kannte den Namen des Mädchens. Gottes Engel begleiten dich auf deiner Reise, Maria! hatte die Aebtissin beim Abschiede gesagt. Er hatte den Namen Maria immer geliebet, und sie hieß Maria.

Sie sind hier in dieser Gegend zu Hause? war ihre erste Frage.

Nicht hier, jenseit des Gebirges, vor uns, im Innthal.

Und Sie kennen die Gegend hier so genau?

Ich bin oft hier, hier im wilden Gebirg.

Welch Geschäft zieht Sie hierher?

Keines. Ach, fuhr er seufzend fort, ich suche von Thal zu Thal, von Berg zu Berg — und —

Was suchen Sie? Er schwieg. Sie fragte noch zweimal. Er mußte antworten und wußte nicht was.

Ruhe für mein sehnsüchtiges, unruhiges Herz, sagte er endlich erröthend.

Sie verstand ihn unrecht. Hier im Kloster, sagte sie mitleidig, ist ein Gnadenbild, und ewiger Ablaß.

Aber was können Sie gethan haben? So jung! so unschuldig!

O das ists nicht, gütige Maria, sagte er leise. Da erzählte er auf ihr Fragen, wie glücklich er in der Kindheit im Thale auf dem Hofe seines Vaters gewesen; aber wie schon früh sein Auge auf den fernen Bergen sehnsüchtig gehangen, wie endlich ein unbekannter Zug ihn, wie ein Zauber, weggezogen, von allem, was ihm so theuer gewesen, und wie sein Vater ihm gesagt, lächelnd gesagt, sein Wunsch werde noch hier im Leben erfüllt. Wie er nun bis an die Quellen des Inns gedrungen, ohne es zu finden was sein Herz suche.

Das ist wunderbar! sagte sie sinnend was es seyn könnte. Das macht Sie unglücklich.

Ach, ich bin wohl glücklich! Auch sagt das mein Vater. O gestern und heute wieder. O wie ich gestern da hinein sah, in die schöne Ferne, da war mirs, als hätte mein Herz es ergriffen. — Es war ihm, als wäre er allein, so sann er über gestern, und die Nacht, die er in schönen Träumen durchwacht hatte — in diesem Nachsinnen redete er unschuldig weiter: Gestern, da Sie in die Klosterpforte eintraten und die Thüre sich verschloß, da schien mirs, als stände das

Leben still, als legte sich eine Mitternacht über meine Empfindung.

Maria sah ihn schnell an, ob er mehr meinte als er sagte: aber sein Gesicht war so unschuldig. Er schlug das blaue, große Auge so unschuldig gegen sie auf, so dem nachsinnend, was es seyn könnte, wovon er redete, daß sie erröthete. Schnell aber brach sie das Gespräch ab, mit der Frage, wie er heiße.

Joseph Zumfall. Er erzählte von seinem Vater, von seiner Erziehung, von dem Unterrichte, den sein Vater ihm gegeben. Sie erfuhr alles, was sie wissen wollte und doch nicht genug, um zu wissen, zu welchem Stande er unter den Menschen gehörte.

Der Jüngling aber erzählte mit einem Feuer, mit einer Stärke des Ausdrucks, mit einem so tief bewegten Herzen, mit einer so ungekünstelten Wärme, daß Maria hätte ewig zuhören können. Es ging etwas seltsames in ihrer Brust vor. Es war, als hätte der junge Mensch mit seinem seltsamen Wunsche auch sie begeistert.

Auf einmal sagte er erblassend: da liegt Münster.

Was erschreckt Sie so? fragte sie.

Da erhob er sein Auge und betrachtete sie lang, und sagte dann: es ist mir, als könnte ich nicht von Ihnen scheiden, Maria. Es wird mir, o das weiß

ich, auf dem Rückwege seyn, als hätte ich meine Seele bei ihnen zurückgelassen.

Sie lächelte. Sie verstand sein Inneres nicht, darum sagte sie: schmeichelt man hier im Gebirg auch?

Schmeicheln? Lügen? rief er, der Himmel behüte mich! Wem könnt ich denn auch schmeicheln? fragte er nachsinnend, denn der Vorwurf schmerzte ihn. Mir? ich muß ja fort! O nein! nein! Mein Herz müßte mich betrügen, wie es oft that, wenn ich dieses oder jenes wünschte. O nein, wie ich diese Nacht vor der Hütte saß, und an heute dachte, da rufte ich ach! aus dem innersten tiefsten Grunde meiner Seele, wie glücklich ich seyn würde, wenn ich immer bei Ihnen wäre, immer, und müßte ich Ihr Knecht seyn, Ihr geringster Knecht.

Er warf jetzt solche flammende Blicke auf sie, daß sie anfing unruhig zu werden. Der Weg bog hinab in die Straße, auf der ihre Leute zogen. Sie zeigte hinab mit einem Lächeln. Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, Herr Zumfall, sagte sie, und ich werde meinen freundlichen, edlen Führer nicht vergessen. Vergessen Sie auch Marien nicht. Vielleicht sehen wir uns einmal wieder; denn ich gehöre auch hier in der Gegend zu Hause. Gewiß, setzte sie hinzu: denn das alles, was sie gesagt hatte, schien ihr nicht freundlich

genug, ich werde oft an Sie denken, an diese beiden schönen Tage.

Sie reichte ihm die Hand. Er nahm die Hand. Er sah ihr ins Auge, mit einem Auge, das voller Thränen hing, mit einem Abschiede ohne Worte. Er drückte die Hand in seinen beiden heftig, dann sagte er sehr leise, darf ich diese Hand nur einmal auf mein Herz voll Schmerz legen?

Sie ließ ihm die Hand, ohne zu antworten. Er drückte sie auf sein Herz. Vergessen, Maria? sagte er dann. Ich werde Sie immer, immer vor Augen sehen, und so, so! ja so! mit den Thränen in den blauen Augen, die mir sagen, was Sie denken: ach, Joseph, bliebest du doch immer bei mir!

Sie seufzte, aber es beleidigte sie nicht, daß er den Wunsch ihres zu bewegten Herzens nicht nur errieth, sondern ihn ihr sagte. Wir müssen uns trennen, guter Joseph! trennen! Sie sah rings umher, und da sie kein Auge sah, das sie beobachtete, so drückte sie schnell seine Hand an ihre klopfende Brust; aber dann war sie auch in ein paar Augenblicken den Hügel hinab bei ihren Leuten, und Joseph stand verlassen, verödet, allein, mit Thränen in den Augen, mit einem unendlichen Schmerz in der Brust auf dem Hügel, und sah, wie sie hinter den Bergen verschwand.

Noch hörte er die Schellen ihrer Maulthiere, dann aber legte er die Hand vor die Augen, und sagte: vergessen, ach Maria! wie könnte ich vergessen, je vergessen, was mich ewig beglücken! ewig betrüben wird!

Noch lange, ach viel länger, als Maria vermuthete, saß der unschuldige Jüngling auf dem Hügel, und sann nun erst allen den Wundern nach, die in seinem Herzen seit gestern vorgegangen waren.

Er sann den Zusammenhang nicht hervor, was ihn so zauberfest an dieses Mädchen hätte bannen können. Wars ihre Schönheit, denn etwas Schöneres konnte er nicht ersinnen, als die Gestalt Mariens; aber so schön schien sie ihm ja erst, da sein Herz schon in voller Bewegung gewesen war. Jetzt aber stand die schlanke Gestalt des schwebenden Engels, die blauen Augen, die lächelnden Lippen fest vor seiner Seele wie sein Selbstgefühl. Ihre schöne Stimme klang in seiner Seele, als wäre dieser Ton seine eigene, innere Stimme.

Aber das alles war nichts gegen die letzten Worte, die sie ihm sagte, gegen die Augen voll Thränen beim Abschiede, und das alles war wieder nichts gegen das Gefühl, das wie ein stürmendes Meer von hohen Wogen beständig wieder in seiner Seele heiß empor wallte, as Gefühl, da sie seine Hand an ihr Herz drückte, das unter dem vollen Busen so hoch schlug.

Sie ist es, sie, die ich suchte, sagte er aufspringend und den Hügel hinabstürzend, ihr nach, zürnend, daß er nicht wußte, wer sie war. In Münster erfuhr er, sie sey in einem Wagen weiter gereist, schon seit vier Stunden, die er unnütz auf dem Hügel verträumt hatte.

Finster ging er nach der Marienabtei zurück, noch finsterer dahin, wo er sie gefunden hatte. Hier saß sie! sagte er. O Maria! Maria! dich suchte ich. Nach dir sehnte sich dieses unruhige Herz! Es ist ein Mährchen und dennoch wahr! Finster kam er im Innthale wieder an, träumend drang er von Höhe zu Höhe, die wohlbekannten Pfade. Da stand er vor des Vaters Hause, da lag er noch träumend in des Vaters Armen.

Träumer! sagte der Vater: du sollst in die Welt, Joseph! Sobald du willst, Jüngling! Hörst du nicht?

Joseph fuhr zusammen, da sein Vater ihn schüttelte. Er begriff endlich und sagte: ich kann nicht. Ich muß hier bleiben. Denn sie hatte ihm ja gesagt: vielleicht sehen wir uns wieder. Ich gehöre hier in diese Gegend zu Hause.

Der Vater erstaunte, daß auf einmal Joseph bleiben wollte. Er ließ sich Josephs Reise erzählen. Joseph erzählte ohne Scheu. Er erzählte alles, alles; er verschwieg den mächtigen Eindruck nicht, den Maria wie durch Zauberei auf seine Seele gemacht hatte. Der

Vater lächelte. Freilich, mein Sohn, ist das unbegreiflich; aber es ist gut so! Das Herz muß immer einen großen Wunsch haben. Mir ist es eben so lieb, wenn du bleibst. Vielleicht läßt sich deine Unbekannte wieder sehen.

O gewiß, ohne Zweifel, Vater; denn an ihren Thränenvollen Augen sah ich ja, und wie sie diese Hand an ihre Brust drückte, sah ichs, daß sie fühlte was ich fühlte. O gewiß! gewiß!

Der Vater glaubte, diese rasch entstandene Liebe würde bald unter den vergeblichen Wünschen ermattet vergehen; doch er hatte sich geirrt. Immer tiefer drang der glühende Pfeil in die Seele des Jünglings. Er ging immer mit gleicher Geduld, mit gleicher Hofnung nach der Marienabtei, um dort zu beten vor dem Gnadenbilde, und da wieder zu stehen, wo Maria seine Hand an ihr Herz gedrückt hatte.

Man kannte ihn auf dem ganzen Wege, man kannte ihn im Kloster. Wenn ihn der Wirth im Pilgerhause fragte, warum er trauernd so oft den Weg ginge nach Münster, so erzählte er von Marien, wie er sie doch gar nicht vergessen könnte, und wie er hoffte, sie doch einmal wiederzusehen, und dann beschrieb er sie, wie schön sie sey, wie gut! Und ging er, so wünschte jeder hinter ihm her, daß er die schöne Maria

finden möchte. Denn sie liebten ihn alle, weil er so schön war, und so traurig, und doch so fromm.

Aber, da schwang der Krieg die blutige Fackel über die friedevollen Thäler Tyrols. Da erwachte Josephs Herz aus dem Dunkel seines Grams, und er focht an der Seite seines Vaters mit heißem Muth für die Freiheit des Gebirges und für das alte angestammte Fürstenhaus.

Wie konnte er jetzt hoffen Marien zu sehen, in den Thälern, wo die Donner des Geschützes, und das Geschrei der Sterbenden wiederhallte? Er hoffte es doch, und vergeblich war seine Hoffnung, und zu dem alten Gram kam der neue, daß das Blut des freien Tyrolers vergebens geflossen war, und — er war außer sich, wenn er dran dachte, — daß Hofer das edle Blut hatte auf dem Richtplatze vergießen müssen.

Er hatte jetzt noch einen Gang, den er eben so oft ging, als den Weg nach der Marienabtei, den Weg nach der zerstörten Scharnitz. Trauernd saß er auf den Ruinen des zerstörten Passes, und dachte an die verschwundene Freiheit und an seine auf ewig verschwundene Maria. Dann ging er nach Zum Fall, wovon er den Namen hatte, und an das Grab seiner Mutter, die er nicht gekannt hatte.

Ach das Leben, Vater, ist schwer, sagte er: wenn es nicht Einen Wunsch erfüllt. Man sollte sterben, Vater; denn diese Welt ist nur für den glücklichen Tyrannen in Paris gemacht; für uns nicht. Er träumte mit gleichem Grame um Vaterland und um Marien.

Aber der Gedanke: Maria hat mich vergessen! der sein schwerster Gram war, irrte. Denn da sie ihm sagte, vielleicht sehen wir uns noch einmal wieder! hoffte sie selbst darauf; aber nicht sobald. Sie gehörte in der Gegend zu Hause. Denn sie war die Tochter des Grafen Obsteig. Sie kam damals aus Mailand. Sie sollte ihren Vater in Worms finden und fand nur Maulthiere und den Befehl nach Botzen zu kommen, wo ihr Vater ihrer wartete. Sie war die edle Tochter eines edlen Vaters.

Maria war nur sechszehn Jahr alt, und ein liebenswürdiges Geschöpf. Ihr Vater erlaubte ihr jedes Vergnügen. Nur, meine Maria, wache über dein Herz, wenn du deines Vaters Leben achtest. Denn bei meiner Vaterliebe schwöre ich dir, deine Haud ist versagt, an einen edlen Mann.

Er nannte ihr den Namen nicht; aber sie kannte ihren Vater, und sie wachte sorgfältig über ihr Herz.

Da sah sie den jungen Tyroler, der sie durch das Gebirge begleitete. Ach, ihr Herz hatte allen Schmeicheleien, allen Bewerbungen widerstanden, aber Josephs Unschuld und der reinen Liebe, die so rein aus einem edlen Herzen hervorbrach, widerstand sie nicht. Sie fühlte die Liebe siegend in ihr Herz einziehen, da der junge Mann ihre Hand auf sein Herz drückte. Aber sie hatte noch nicht gefehlt. Da aber übertrat sie das Gebot ihres Vaters, da sie seine Hand an den schlagenden Busen drückte.

Sie vergaß ihn nicht mitten unter den Vergnügungen der Hauptstadt, den schönen unschuldigen Jüngling. Bei jedem jungen Manne, der sich an die schöne Marie drängte, mußte sie noch vielmehr an ihn denken. Nein! Joseph war doch unschuldiger und edler! Sie war zwei Jahre älter geworden. Die edelsten Jünglinge warben um ihre Hand. Der Vater hatte nur eine Antwort für alle: meine Marie ist Braut!

Man rieth auf den Grafen Thurn, und die Meinung hatte Wahrscheinlichkeit. Auf einmal machte ihr Vater Anstalt zu einer Reise nach seinem Stammgute Obsteig in Tyrol. Sie erröthete freudig, da sie es hörte. Sie dachte an den unschuldigen Jüngling, aber mit Schmerz. Der Graf machte mit Marien die alte Reise. Ach bei Münster sah sie den Hügel, wo sie ihr

erstes Unrecht, das süßeste Unrecht begangen hatte. Sie übernachteten in der Marienabtei im Pilgerhause. Sie saß den schönen Abend vor der Thüre mit der Tochter des Hauses. Sie saß in tiefen Gedanken an ihn.

Er war wieder hier gestern? fragte ein Mädchen aus der Abtei.

Wohl war er wieder hier, so traurig wie immer. Dort stand er, wo er mit Marien gestanden hatte. Er war wieder in Münster gewesen. Ach Marie hat mich vergessen! sagte er trübe gestern und da ging er zurück der arme Joseph.

Die beiden Mädchen redeten fort, und Maria mit schlagendem Herzen, fragte und hörte, daß von ihr und Joseph die Rede war. Sie ließ sich erzählen, und sie hörte, daß Joseph jeden Monat im Sommer kommt, und seine geliebte Maria sucht, daß er in trauernder Stellung auf jenem Hügel sitzt, wo die schöne, vergeßliche Marie gesessen, und an sie denkt, und um sie trauert. Die ganze Gegend kennt ihn den treuen Joseph, und liebt ihn. Alle Mädchen lächeln ihm zu, wenn er kommt, wenn er geht; aber er hat nur ein Lächeln, wenn er an Marien denkt.

So hört Maria erzählen, und jedes Wort ist ein brennender Pfeil, der durch ihre Seele dringt. Ihre

Liebe schlägt in Flammen empor. Sie seufzt, sie erröthet, sie drückt nicht seine Hand an ihre Brust, nein, ihn selbst den treuen Jüngling, der seit zwei Jahren schon nichts denkt, als sie wieder zu sehen, nichts wünscht, als das.

Aber sie muß fort. Sie kommt dahin, wo sie ihn zuerst gesehen hat. Sie ersucht ihren Vater furchtsam, sie einen Augenblick aussteigen zu lassen. Hier wars, Vater, wo wir, von nichts als diesen nackten Felsen umgeben, verloren schienen, wenn nicht — ein Jäger uns geführt hätte.

Sie steigt aus. Sie steht auf dem Hügel, wo er sie fand. Sie weihet den schönen Ort mit ein paar süßen Thränen.

Sie fahren weiter und jede Spur von ihm ist verloren. Sie hat den Ort vergessen, wo er wohnt. Sie weiß es nicht, daß das mächtige Schicksal sie denselben Weg führt, den er geht, wenn er sie suchen will. Sie vergießt Thränen, daß sie wieder von ihm geschieden wird; ach, sie weiß es nicht, daß das Haus dort im Thale, dessen Lage sie so schön findet, das Haus ist, wo er an sie denkt und um sie trauert. Sie weiß es nicht, daß sie nur durch eine unersteigliche Felsenwand von ihm getrennt ist, daß sie in der Stille der Nacht

seine Flöte hören könnte, womit er seinen Schmerz um sie tröstet.

Sie kam in Obsteig an, in der schönen Einsamkeit, wo sie so gern jetzt lebte. Ihr Vater fand bei seiner Ankunft schon einen Befehl, der ihn wieder abrief. Es könnte seyn, daß ich diesesmal länger wegbliebe, Marie. Verschönere du indessen das Gut, das ich so lange nicht gesehen habe. Er reiste. Was hatte seine Tochter in dem ruhigen Thale zu fürchten?

Maria ging sogleich nach ihres Vaters Abreise rings umher alles zu sehen, um ihres Vaters Absicht zu erfüllen. Sie fand eine wunderschöne Gegend auf ihres Vaters Grunde, die aber einige Stunden von dem Schlosse entfernt war. Sie fand dort ganz in Wald und Felsen versteckt ein kleines Wohnhaus, das ehemals den Herren von Obsteig zum Jagdhause gedient hatte. Sie fand es bewohnbar, und schon war sie nach ein Paar Tagen hier eingerichtet. Sie hatte um sich her den schönsten Theil des ganzen Innthals, und über den Fluß eine kühle Grotte, welche die Natur gewölbt hatte.

Hier war sie, wenn sie wollte, ganz allein, und vor sich das ganze Thal wie ein Zaubergemälde. Niemand schien die Grotte zu kennen, als sie allein.

Aber wie erschrak sie, da sie nach einigen Tagen

hineintrat, und — Joseph mit einem Freudengeschrei ihr entgegen stürzte. Sie blieb erstarrt auf der Schwelle stehen. Aber seine reine Freude, und die frohe Ehrerbietung, die er ihr bewies, verlöschten den Schrecken, vertrieben die Furcht, die sie hatte.

Sie reichte ihm die alte Freundschaft zu erneuern die Hand. Dann fragte sie, wie er hierher käme. Er zeigte ihr aus dem Eingang der Grotte in der Ferne den Rauch aus seines Vaters Hause. Aber nun that er sogleich die Frage, wer sie sey, um sie nicht noch einmal zu verlieren.

Die Hastigkeit, womit er fragte, sagte ihr die Gefahr der Antwort. Ich heiße Maria, sagte sie so zutraulich als möglich, um nicht sein Mißtrauen zu erregen. Sehen Sie, setzte sie sogleich mit ihrem Engellächeln hinzu: daß ich Recht hatte, wir würden uns noch einmal wieder sehen. Und wenn sie gut sind, guter Joseph, so wollen wir uns recht oft sehen.

O Maria, ich werde gut seyn, wie ein höherer Geist.

O das müssen wir Beide, sagte sie seufzend. Ich heisse Maria, sagte sie, und Sie fragen nicht weiter nach meinem Namen. Sie fragen nicht, guter Joseph, denn er betrachtete sie starr, weil er nicht recht begriff, wie Maria zu den Bedingungen kam: guter, o mein

guter Joseph! wo ich wohne, wer ich bin, wo ich bleibe, wenn ich von hier gehe. Sie sagen Niemanden auf der Erde, daß sie Marien kennen, daß Sie mich sprechen. Sie nennen meinen Namen gar nicht, denn sonst, sonst muß ich auf ewig verschwinden.

Joseph sah sie noch immer starr an. Ihr Erscheinen hier in der Grotte, die Niemand kannte als er, ihre Bedingungen. Er hätte sie fast für eine Heilige des Himmels gehalten; denn wie ein Mensch nicht sagen könne, wer er sey, wo er wohne, konnte er in seiner zutraulichen Unschuld nicht begreifen.

O Maria, Maria, sagte er seufzend: warum soll ich das alles?

Der Ton, dieser sanfte Ton, in dem doch so viel Vorwurf war, rührte Marien. Sie fing an zu weinen: Ach glauben Sie mir, es kann nicht anders seyn. Da glaubte er ihr und versprach es ihr. Sie versprach dagegen alle Freitage in der Grotte zu seyn.

Nun saß er, alles vergessend, neben ihr auf der Felsbank und erzählte mit sanftem Kummer, ach, wie er sie gesucht hätte, wie er alle Höhen bestiegen, um Marien in den Thälern umher auszuspähen, wie Niemand unter den Menschen, die er gefragt, sie gekannt hätte, wie er mit seinem Grame Aller Herzen zum Mitleid bewegt hätte, nur das harte Schicksal nicht.

Er bewegte mit diesen einfachen Klagen wieder ein Herz, das Herz Mariens, zu einem schöneren Gefühl. Sie schlug die Augen voll Thränen an das steinerne Gewölbe der Grotte. Ach, das Gewölbe des Himmels, dachte sie seufzend, ist eben so steinern.

Und doch war ich wieder so glücklich, wenn ich es glühend im Busen fühlte, wie Sie meine Hand beim Abschiede an Ihr Herz drückten. Sie erröthete; aber sie drückte die unschuldige Hand noch einmal an ihr Herz und dachte mit vorwurfsfreier Seele dabei an ihren Vater.

Aber sie brach das Gespräch doch ab, denn es wurde ihren Augen nicht nur, sondern auch dem Versprechen, das sie ihrem Vater gegeben, zu mächtig. Wo waren Sie, Joseph, als die Unruhen in Tyrol waren?

Ich war mit meinem Vater bei unsern Landsleuten, das Gebirg zu schützen.

Wurden sie verwundet?

Zweimal. Hier, er streifte den Aermel auf und zeigte ihr den Säbelhieb in dem weißen Arme, und hier in der Brust. Er knöpfte die Weste auf. Sie hielt seine dienstfertige Hand. Aber er setzte hinzu: daß sein letzter Gedanke, mit dem er auf dem Schlachtfelde nieder gesunken sey, Maria gewesen war. Ach

sie sah wohl, sie konnte nichts fragen, ohne daß die Antwort nicht Marien enthalten hätte.

Er erzählte ihr den blutigen Feldzug, aber mit eben der Unwissenheit, womit er von seiner heissen Liebe redete, redete er auch von seinem ritterlichen Muthe, von seiner sanften Menschlichkeit gegen die Gefangenen, dann kam er auf die Zerstörung des Scharnitzer Passes. Aber nein, rief er aufspringend, und beide Arme triumphirend ausbreitend: ich will an nichts, was Kummer macht, mehr denken. Mag die Scharnitz da liegen, die Zeit kommt, wo wir sie wieder erbauen. Jetzt sehe ich wieder dieses blaue Auge voll liebender Thränen, Mariens himmlisches Lächeln. Sie hat die Hand ja wieder an die zitternde Brust gedrückt. Ich habe sie wieder, habe gefunden, was ich jenseit des Lebens so lange suchte. O Maria! Maria! welches ist das Wunder, das mich so glücklich macht. Mein Vater wußte es nicht.

Sie mußte ihn noch einmal bitten, seinem Vater nichts zu sagen.

Der Nachmittag war dahin, und er mußte scheiden. Er sah sie so schmachtend an. Sie mußte seine Hand noch einmal an die zitternde Brust drücken. O Maria! Maria! rief er mit einem seltsamen Entzük-

ken. Dann flog er von Felsen zu Felsen über den Bach und dahin ins schöne Thal.

Sie schüttelte langsam und betrübt den Kopf, und fragte sich zweifelnd: wie wird das enden? aber diese reine, unschuldig reine Liebe, ach wie hätte sie die von sich stoßen können.

Sie kam zitternd den nächsten Freitag wieder, und das Herz wurde immer schwächer, und die Liebe immer stärker, und sie kam, als er sie bat, zweimal die Woche, und zuletzt, es war nicht anders — sahen sie sich fast alle Tage, und schon gestanden Händedrücken, Blicke und Seufzer die schöne Liebe und Joseph verrieth sein Herz, ach, Marie war es, die es ihm halb verrieth, und ihrs dazu.

Da konnte sie nicht anders. Sie verrieth ihm endlich in einem Augenblicke das schrecklichste und das schönste Geheimniß, daß sie von ihrem Vater verlobt sey, und daß sie ihn liebe.

Er begriff wieder nicht. Sie half seiner natürlichen Empfindung das Geheimniß begreifen, daß ihr Vater Rechte hätte, die sie nicht kränken dürfte. Da sah er auf einmal in den dunkeln Abgrund der Zukunft und sein Leben erstarrte.

Wenn es seyn muß, Maria, sagte er mit kalter Dumpfheit, wie soll ich denn leben?

Leben, und an die unglückliche Marie denken; ach! die auch nicht begreift, wie sie leben kann.

Muß es denn seyn? Muß es, Marie? ist denn auf der Erde, nicht im Himmel, ein Mittel, das uns retten kann?

Keins! sagte sie erblassend und zitternd.

Keins! flüsterte er, und lehnte die Stirn an den kalten Stein. Keins? O Maria, ich kenne eure Welt nicht. Ich kenne nur den Schmerz und das Glück, und beides, wie es nie ein Mensch kannte. Keins? Wenn ich vor dem Vater das Knie beugte, wie vor Gott? Wenn er diese Angst meiner Brust sähe? dennoch keins? Sie schütteln den Kopf? Also keins! Gott, Maria, wenn ich Sie anblicke, wie Sie so mein sind. Wie meine Seele allein von ihrer Stimme, von Ihrem Lächeln, von Ihrer Liebe so voll, so erfüllt ist. O wie wollen Sie denn eines Andern seyn? Kein Mittel, Maria? Sie sagen wieder Nein! — O Maria, mir fällt ein entsetzlicher Zweifel ein, der noch erschrecklicher ist, als die ungerechte Gewalt, die uns trennen will, schrecklicher als, als — welch grausames Wort kann ich nennen? Maria! Er sah sie mit dem blassen Entsetzen auf dem Gesicht starr an, und sagte: Maria, liebst du mich auch?

O daran zweifle nicht, Joseph! rief sie, und zum

ersten Male schlang sie ihre zitternden Arme um seinen Nacken, und ihre Lippen zitterten auf seinen. Da durchfuhr ihn des Entzückens und des Entsetzens Blitzstral auf einmal. Er drückte sie an sich. Er preßte seinen Mund auf ihren, sein Herz an ihres. Dann ließ er sie fahren und rief! nein! nein! Maria! jetzt weiß ichs, es gibt kein Mittel uns zu retten, und du liebst mich! O du liebst mich, Maria! O gib mir eine Seele für das Entzücken! Sie liebt mich.

Er knieete vor ihr hin, er umarmte ihre Knie, er zog sie herab in seine Arme, wieder an seine Lippen. Und nun mag das Entsetzen mein Herz brechen, meine Seele ist voll Wonne, voll deiner Liebe, voll deiner Küsse, Maria!

Joseph, geliebter, theurer Joseph! was betrachtest Du mich so ernst?

Wenn wir scheiden müssen, Maria, sagte er schnell, so — so laß mich dich noch einmal betrachten. O könnte ich nur einen Ton deiner Stimme mitnehmen, einen Blick deines Auges! O behielte meine Hand den Druck der deinigen, oder dieser Mund das Zittern deiner Lippen, o gib mir ein Andenken, denn ich will gehen.

Gehen? schon heute Joseph?

Wenn es kein Mittel gibt uns zu retten, Maria, so laß mich jetzt gehen. Denn weißt du, Maria,

ob ich Morgen gehen könnte? Weißt du, was diese Nacht ausbrütet, oder Morgen, die Sehnsucht, das Verlangen, der Kampf mit dem harten Schicksal. Ich weiß nicht, welche unmenschliche Wünsche, wenn ich bedenke, du wärst eines andern — laß mich jetzt gehen! du liebst mich doch, Maria!

Ich werde dich ewig lieben, bis an den letzten Schlag dieses treuen Herzens. Wo du bist, dahin wird meine Seele fliegen. O glaube mir, daß ich dich liebe.

O wenn ich dich höre, wenn ich dich sehe, glaube ich dir, Maria; aber wie? wie? wenn ich dich nicht mehr sehe? o Maria, ich verstehe es nicht, ich begreife es nicht. Ich muß Dir glauben. Sprich unser Urtheil: ist gar kein Mittel, Maria?

Da trat sie auf ihn zu, da legte sie seine Hand auf ihr ängstlich klopfendes Herz: fühlst du es schlagen? dieses Herz zerreisse die Schmach, die Verachtung der Menschen und der Engel, wenn ich nicht dich ewig liebe, Joseph. O laß mir die Freude mit ins Elend nehmen, daß du mir glaubst, daß du weißt, du warst von Marien geliebt. O bist auch du grausam, Joseph?

Nun so bin ich ja glücklich, Marie! Und nun, Du, die ich mehr liebte, als den Himmel, Du Marie, sag'

nun noch einmal: gibt es kein Mittel? Keins? müßte ich es mit tausend Leben erringen, Maria!

Keins, als die Flucht mit dir! rief sie jetzt, ängstlich von ihm zurücktretend.

Flucht mit dir Maria? und Du trittst zurück? Du siehst mich fürchtend an? O sage mir sanft, mit Liebe, warum die Flucht mit mir nicht geht.

Wenn ich fliehe, Joseph, so folgt meines Vaters Fluch mir nach; aber wenn du willst — O Joseph!

Joseph sann nach. Er schloß Marien in die Arme, und sagte sanft weinend: so lebe wohl, Maria!

Er war die Felsen hinab, und verschwand auf ewig im Thale für Marien.

Das war das blutige Frühjahr, wo Napoleon nicht mehr um die Herrschaft der Welt, sondern für seine Krone, für sein Leben an der Elbe kämpfte. Das ganze Gebirg bewegte sich in stillen Wünschen, daß Österreich sich erklären möchte. Josephs Vater war in die Oberthäler gereist, den Geist, die Wünsche, die Hoffnungen des Volks zu sehen, das Gebirg stand erwartend und schaute nach Deutschland.

Der Graf Obsteig kam zurück, nur durchreisend,

und nahm seine Tochter auf dem kürzesten Weg nach Wien mit. Sie hatte kaum Zeit ihrer Grotte Lebewohl zu sagen. Sie kam in Wien an.

Wohin ist deine Heiterkeit, Marie? fragte der Vater so gütig. Maria warf sich in seine Arme, und rief: seyn Sie der Vertraute meines Grams, lieber Vater.

Sie erzählte ihm aufrichtig, wie sie auf ihrer Reise den jungen, unschuldigen, edlen Tyroler gefunden, wie er mit der Reinheit seiner Sitten, ach! mit seiner unendlichen Liebe gegen sie ihr Herz bewegt hatte. Ach, Vater, so tief meine Seele bewegt war, ich blieb Ihrem Befehl treu.

Sie erzählte weiter, wie sie in der Marien-Abtei die Liebe, die Treue, den Kummer des Jünglings erfahren hatte. Sie verbarg dem Vater nicht, wie das sie so wunderbar gerührt hatte.

Sie fuhr fort, wie Joseph, so nannte sie den Geliebten, sie wußte kaum den Namen seines Vaters, — wie Joseph sie zufällig in der Grotte wieder gefunden, wie sie gekämpft mit der Liebe gegen den edelsten Mann. Sie erzählte dann Wort für Wort die letzte Unterredung mit ihm in der Grotte. Sie gestand, daß sie mit ihm geflohen wäre, wenn er ge-

wollt hätte. Sie schwieg nun, und ihr Haupt sank auf ihre Brust.

Erzähle weiter, Marie.

Ich habe nichts weiter zu erzählen, als meinen Kummer. Denn ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Wirklich, Marie? gar nicht wieder? gar nicht?

Gar nicht.

Das war edel, sehr edel, mein Kind! und meine Marie steht an, eben so edel zu seyn? Sein Herz, das unsere Sitten nicht kennt und nicht achten konnte, sein Herz errieth die Pflicht der Tochter, und seine; und Marie, die weiß, daß ihres Vaters Ruhe, das Glück seiner letzten Tage von ihrem Gehorsam abhängt, will nicht erkennen, was sie thun soll? Nein, Marie, nimm mir den Stolz nicht, mit dem ich mich bisher Vater nannte. Deine Liebe kann ich nicht tadeln; aber du kennst ja den Kummer, der mein Leben beengt, du kannst mein Leben wieder erheitern.

Da fiel sie an seine Brust und schwieg, und nach und nach kam die Rose auf ihrer Wange wieder, und ihr Lächeln beglückte den gütigen Vater.

Joseph lebte allein in dumpfer, freudenloser Einsamkeit. Er sah' nur von weitem die Grotte. Er

forschte nicht nach Mariens Wohnung, nicht nach ihrem Namen. Er hatte sie auf immer verloren.

Da kam der Vater zurück mit der Kriegserklärung Oesterreichs gegen Frankreich. Wir ergreifen die Waffen wieder, Joseph, für das alte Vaterland, das uns verstoßen hat. Auf! Auf! Joseph, Vergiß des Herzens Leid. Das Vaterland ruft, die Freiheit, die Rache!

Vergessen nimmer, Vater; aber hier bin ich. Ich weihe das Leben dem Vaterlande!

Sie verließen Beide ihr stilles Thal und zogen bewaffnet durch das Gebirge, einsame Gebirgspfade, bis sie die ersten Oesterreichischen Vorposten erreichten. Sie wurden angestellt zu einer Compagnie Tyroler Schützen, die wie sie, des alten Fürsten gedenkend, und der alten Freiheit, ihr Vaterland verlassen hatten.

Der Haufen der Tyroler vermehrte sich, und wuchs zu einem Regimente an. Der Kaiser stellte an ihre Spitze einen Tyroler, wohlbekannt im Gebirg, und wohlgeehrt, den Grafen Obsteig, als General.

Nun Joseph, rief der Vater betrübt: Verrathe dich nicht! Das ist er! Er, der Freund meiner Jugend. Ach mir wäre wohl, könnt ich ihn hassen! O verrathe dich nicht! Mein Name soll ihn nicht beschämen.

Der Graf übernahm den muthigen Haufen seiner Landsleute. Sein Blick ruhete lang, da er sie musterte, auf Josephs Vater. Dreimal fragte er nach Namen und Vaterland. Zum-Fall aus dem Innthal.

Sie rückten gegen den Feind. Josephs Brust sog sich wieder voll eines frischen Lebens mitten unter dem Tode. Er war immer voran. Er wußte jeden Weg zu finden, über das unwegsamste Gebirg. Er ging allein, um den Stand des Feindes zu untersuchen. Er verachtete die Gefahr des Todes. Unter den Freiwilligen zu jeder Unternehmung meldete er sich zuerst. Seine Waffenbrüder ehrten ihn, und jede Unternehmung glückte, wobei er war, wobei man seinem Rathe folgte.

Graf Obsteig redete mit dem Jünglinge, er fand die Bildung eines bessern Standes. Ich meinte, dein Vater sey ein Landmann aus dem Innthal? Ist Euer Eigenthum eine Bauersame?

Nein, ein Herrenhof.

Wer hat dich erzogen, mein Sohn?

Mein Vater. Ich bin nicht aus dem Thal gekommen.

Bei der ersten muthigen That Josephs gab ihm der General das Patent eines Offiziers. Er bot dem

Vater dasselbe. Der Vater aber bestand darauf, gemeiner Schütze zu bleiben. Jetzt aber entfalteten sich Josephs Künste der alten Gemsenjagd, und seiner vielfachen Reisen im Gebirg, besonders da der General nach dem Beitritt Baierns zu dem Völkerbunde, mit seinem Regimente nach Tyrol gesandt wurde, und Joseph nun in das alte, bekannte, geliebte Gebirg wieder trat.

Er betrat an der Spitze seiner Compagnie die alten Wege wieder. Er warf die Franzosen aus der Marien-Abtei, und verfolgte sie siegend immer die Etsch hinab nach Trient zu.

Der junge Gemsenjäger Joseph, so hieß er unter den Tyrolern, trug im Winter schon den Theresienorden und er hatte die Liebe und die Achtung seines Generals. Joseph fühlte die tiefste Ehrfurcht gegen den tapfern menschlichen Grafen, und zuletzt liebte er ihn mit ganzer Seele. Aber noch immer hing über Josephs Herzen die dunkle Trauerwolke seiner Liebe, und seines treuen Andenkens an Marien.

Seine Liebe, seine Treue, sein Gram, war unter allen seinen Kameraden bekannt; aber Niemand kannte den Namen des Mädchens, das er so treu liebte. Man neckte ihn mit seiner reinen Treue, und der Ge-

neral nahm sogar Theil daran. Er hieß ihn den alten guten Ritter! Und das wurde endlich sein Name bei dem ganzen Chor. Sie kannten ihn alle. Denn er mußte fast alle Posten im Gebirg ausstellen.

Der Vater blieb Schütze; er freute sich des Ruhms seines Sohnes. Er wurde geehrt, wenn sein Sohn ihn kommandirte.

In einem kleinen Gefecht wurde Josephs Vater verwundet. Der General trat, da er es hörte, in die Hütte, wo eben der Verwundete verbunden wurde. Die Wunde war nicht gefährlich. Da sah der Graf auf der Brust Zum-Fall's eine alte Narbe, und er erkannte jetzt seinen Jugendfreund.

Er hieß alles die Hütte verlassen. Er umfaßte den alten Freund. O Lawis! rief er, o ist denn unsre alte Liebe ganz verschwunden? Ich habe dich zwanzig Jahre gesucht, Lawis! Erkennst du mich noch nicht?

Lawis wendete das gerührte Auge von dem alten Freunde, den er hassen sollte und nicht konnte.

O Gott, er haßt mich! rief der General: er, den ich immer liebte. O Lawis! Lawis!

Du hättest mich geliebt? Du? wer unterzeichnete mein Urtheil?

Ich! mit Thränen, Lawis! mit zitternder Hand,

Lawis! Sie sollen! sagte der Monarch: eben weil Sie sein Freund sind, ich will gewiß wissen, ob er schuldig ist, oder unschuldig. Er hat Feinde. Schuldig! schrieb ich. Hättest du anders geschrieben, Lawis? Antworte!

Ich war unschuldig, Obsteig. Ach der Verlust meiner Güter, meiner Würden schmerzte nicht. Das Wort: schuldig! von deiner Hand hat an meinem Leben, wie ein Geier, genagt.

An meinem auch, Lawis. Zu spät kam ein Zweifel an deiner Schuld. Ich drang darauf, deinen Prozeß zu revidiren. Man wies mich hart ab. Ich sammelte in der Stille alle Beweise für deine Unschuld; aber deine Feinde waren zu thätig gewesen. Ich suchte dich in Lawis, im ganzen Gebirg, in Italien, wo ich nur hoffen konnte, dich zu finden. Ich wußte nichts von dir, als daß du einen Sohn hattest, und ich schwur bei unserer Liebe, meine Tochter solle sein Weib werden. Sie soll es. O ich habe dich immer geliebt.

Da schlang Lawis die Arme um den treuen Freund, und sein Schicksal war versöhnt. Lawis erzählte seine Flucht in das Gebirge, sein stilles Leben mit seinem Sohne.

Aber sage mir, Lawis, was für einen Gram hat dein Sohn? Man neckt ihn mit einer Liebe.

Der Vater lächelte. Er erzählte ihm von dem Mädchen, das Joseph bei der Marien-Abtei geführt hatte.

Und wo, wo ist deine Wohnung im Innthale? fragte eifrig der Graf.

Ach, lieber Freund, ganz nahe bei deinem Gute. Ich konnte den Thurm deines Schlosses sehen. Ach, wie oft, wie oft hingen die sehnsuchtsvollen Blicke auf diesem Thurme. Du warst nie dort!

Der Graf beantwortete das nicht; aber in sein Auge trat eine reinere Heiterkeit. Joseph war Mariens Geliebter. Er sagte dem Vater nicht ein Wort; aber er war unendlich glücklich.

Er verwendete sich für Joseph am Hofe. Er nannte seinen wahren Namen. Er bewies des Vaters Unschuld, und die Betrügerei seiner Feinde. Die ernste Sprache des edlen Mannes drang durch. Vater und Sohn waren jetzt zum zweiten Mal für ihr Vaterland bewaffnet, und unter fremden Namen: das erwies ja ihre Unschuld vollkommen. Joseph erhielt eine Compagnie, die er verdient hatte, und er nahm seinen alten Namen Lawis wieder an.

Aber obgleich die Lorbeern des Ruhms Josephs Stirn krönten, so wich die dunkle Wolke des Grams

nicht. Der Krieg dauerte fort, bis die Einnahme von Paris auch in Italien die Waffenruhe herstellte. Da sehnte sich Joseph in sein Thal zurück. Er bat den General um seinen Abschied, in Gegenwart seines Vaters.

Mit Nichten, mein guter, alter, treuer Ritter! rief der General. Höre nun! Ich und dein Vater haben uns die Hände drauf gegeben, daß du meine Tochter heirathen sollst, Joseph!

Sie nennen mich immer den treuen Ritter, sagte Joseph seufzend: Ich bin es, Herr General.

Das heißt, du schlägst die Hand meiner Tochter aus?

Lassen Sie mich zurück in mein Thal, dort wohnt die Freude, die mir das Schicksal gelassen hat.

Sieh nur meine Tochter erst, Joseph! und dann, wenn du willst, kehre in dein Thal zurück.

Er mochte sich wehren so viel er wollte, er mußte versprechen, nach Brixen mit seinem Vater zu reisen, wohin der General seine Tochter hatte kommen lassen. Der General reiste ab, und Vater und Sohn folgten ihm; aber Joseph erklärte seinem Vater tausend Mal auf der Reise, daß alles vergebens sey. Nur in meinem Thale kann ich meine Ruhe wieder finden, Vater.

Der General kam in Brixen an. Er kündigte Marien sogleich an, daß der Major Lawis mit seinem Vater, dem Baron, bald ankommen würde. O Marie, es ist der Sohn meines alten beleidigten Freundes. Ich habe ihm deine Hand zugesagt. Marie, was sagst du?

Sie erblaßte. Sie zitterte. Thränen antworteten. Ach, Vater, sagte sie endlich, Sie geben dem Sohne Ihres Freundes ein armes Geschenk. Ich werde den treuen Jüngling nie vergessen! Ich werde ihn ewig lieben! O geben Sie ihm, denn das sehe ich wohl, Sie sind dem beleidigten Freunde eine reiche Genugthuung schuldig — geben Sie ihm Ihre Güter, alles, und erlauben Sie Ihrer unglücklichen Marie, daß sie den Schleier nimmt in dem Marienkloster. Der Anblick des Hügels, wo ich mit ihm stand, wird mich trösten.

Da hätte das Vaterherz bald alles verrathen. Sieh ihn nur erst, Marie! Zum Schleier ists noch immer Zeit.

O Gott, mein Vater, so darf ich hoffen. Sie wollten erlauben, daß ich im Kloster —

Freilich, wenn du gar nicht willst, wenn dir deines Vaters Freude so wenig gilt.

Ach, Vater! — — hier ist diese kalte, zitternde Hand, die nur eine Minute lang glücklich war, da sie auf dem treuesten Herzen ruhte. Der Vater nahm die Hand und verließ schnell das Zimmer; denn länger konnte sich das Vaterherz nicht halten.

Da kam aber der Baron Lawis und sein Sohn. Der General holte sie aus ihrem Wirthshause ab. Joseph erklärte noch einmal, daß er in sein Thal zurück wollte.

Nun denn Eigensinn, rief der General: so geh. Aber erst sollst du sie sehen.

Sie gingen. Sie traten zu Marien ins Zimmer, die schwarz gekleidet, mit einem Schleier über dem Haupt trauernd da stand.

Hier ist er! rief der Graf, aber er will dich nicht, meine Tochter. Er will in sein Thal zurück. Auch meine Tochter will dich nicht, Lawis, sie will durchaus als Nonne ins Marienkloster bei Münster. Nun ihr habt Euren Willen. Ihr könnt Euch Lebewohl sagen!

Voll Freude über die Güte ihres Vaters, schlug Marie den Schleier über das Gesicht zurück, und sie erkannten sich beide in eben demselben Augenblicke. Sie sanken mit dem Freudengeschrei: Marie! Joseph! eines an des andern Herz, und — nein, hier falle der

Schleier über die unsterbliche Freude, über die schönsten Minuten des sterblichen Lebens.

Sie reisten über die Marien-Abtei nach Obsteig. Bei Münster stiegen die Liebenden aus dem Wagen, und gingen den alten Weg nach der Abtei. Sie standen auf dem Hügel, wo sie Abschied genommen hatten. Alle Bewohner der Hütten auf ihrem Wege kamen ihnen entgegen. Sie kannten den treuen Joseph trotz seiner Uniform und seiner Orden, und er sagte ihnen froh: seht, ich habe sie endlich gefunden, meine geliebte Marie, und freundlich gaben sie den Liebenden das Geleit und wünschten dem treuen Joseph Glück.

Aus dem Marienkloster kam man ihnen entgegen, denn alle wußten es schon, daß der arme Joseph seine Marie gefunden hatte. Es war der Triumphzug der Liebe. Vor dem Altar der Mutter der Gnaden, wo Joseph so oft gebetet hatte, segnete die Kirche den Bund der treuen Liebenden ein.

Jetzt heißt der Hügel bei Münster der Marienhügel und lange Jahre wird das fromme Landvolk erzählen von dem treuen Joseph und der schönen Marie, welche die Königin des Himmels an ihrem Kloster zu ewiger Liebe zusammen führte.

Der Graf gab den Landleuten in Santa Maria ein Fest, und am andern Morgen ging das junge selige

Ehepaar bis an den Hügel, wo Joseph Marien zuerst fand.

Der Graf übergab ihnen sein Gut in Obsteig. Ihr erster Gang war in die Grotte. Das junge Weib hing in den Armen des glücklichen Mannes, und da das Fest des Weltfriedens seine Freuden in die Thäler der Gebirge umher verbreitete, da rief Maria an Josephs Brust: wir sind doppelt selig, Joseph!

VI.

Urreligion und Heidenthum

von

C. A. G. Clodius.

(Fortsetzung der mythologischen Fragmente; s. Minerva 1813.)

Urreligion und Heidenthum

oder:

Ueber den Ursprung und die Schicksale der mythischen Vorstellungsart, besonders unter den Griechen.

(Zweites Bruchstück.)

I.

In einem Taschenbuche, das sich unter den Schutz der Minerva, eines mythologischen Wesens, begeben hat und den Namen dieser Göttin seit mehrern Jahren an der Stirn trägt, dürfte wohl eine nicht zu gelehrte, aber auch nicht zu oberflächliche Skizze von der Physiognomie des mythischen Heidenthums einen Platz finden können, und aus diesem Grunde fand sich einige Ermunterung für den Verfasser gegenwärtiger Bruchstücke, die im 5ten Jahrgange angesponnene Gedankenreihe fortzusetzen. Wenn gleich die mythischen Wesen schon im spätern Alterthume zu bloßen

Kalenderwesen, und zu Schildhaltern auf den Wappen der Nazionen herabsanken, wenn sie sich gleich heut zu Tage gefallen lassen müssen, als Titelzeichen vor Flugblättern, oder wohl gar als Zierrathen vor einem Waarenkrame zu prunken, so waren sie doch dem größten Theile der alten Menschheit ehrwürdige Sinnbilder, gestickt auf den Schleier der Isis, um wichtige Geheimnisse der Religionsphilosophie anzudeuten. Sie waren die Seele der alten Dichtkunst, weswegen die alten Dichter auch wohl vorzugsweise den Namen der Mythologen erhielten. Sie begeisterten einen Phidias und Praxiteles zu der hohen Anschauung, daß diese Künstler die edlen Züge der Menschengestalt selbst über die Wirklichkeit erhoben. Sie waren, wie das ganze Heidenthum, nicht ein unmittelbares ausschließliches Werk des Satans, zu dem nur mißverstandener Eifer sie herabwürdigen mochte, sondern bezeichneten untergeordnete Stufen und Reste verlorner religiöser Bildung, sie waren zwar Weltkinder, unter deren Gestalten sich das irdische Leben mit allen seinen egoistischen und stolzen Thorheiten idealisirte; aber doch auch wohlthätige Genien, deren Erfindungsgeist die Menschengesellschaft zusammenknüpfte und veredelte. Sie waren nicht so todt, als sie in dem Reliquienkästchen des Alterthums, in den mythologi-

schen Wörterbüchern zusammen liegen. Sie lebten im Gemüthe des Menschen, wie alle Ideen, welche das Leben zu gestalten vermögen. Die Musen sangen aus der Brust des Dichters. Die Abstammung von Zevs gab dem Heros herkulische Stärke. Das Licht Foibos Apollos erleuchtete die Seele der Wahrsager, welche Vergangenheit mit Zukunft verknüpften. Das häusliche Feuer der Vesta sammelte die Städtebewohner um seinen Altar, und die Feste der gesetzgebenden Demeter und des freudegebenden Dionysos erfüllten die Landleute mit neuer Lust zur Ordnung und Arbeit, mit Hoffnung und Muth. Das Volk, unfähig geworden, sich zu einem Urwesen außerhalb aller Erscheinungswelt zu erheben, wandte sich an seine Lebensgötter, als Mittelspersonen, wie selbst Christen, obgleich auf eine sittlichere Art, an Schutzheilige. Jene Lebensgötter, deren eigener Charakter aus fantastischer Laune bestand und durch sein Beispiel die Sterblichen mehr zur Klugheit, als zur sittlichen Vernunft aufforderte, gaben daher der Phantasie und dem spielenden Wissenstriebe des Menschen mehr Freiheit, die niedern Wissenschaften und schönen Künste des Lebens auszubilden, deren höchste Cultur wir eben deswegen vom klassischen Heidenthume, von den Griechen empfingen, während: wenig wissen und Gott anbeten die Weisheit des

zur religiösen Vernunft erhobenen Menschen ist. Alles Gründe genug, jene fabelhafte Wesen und ihren Einfluß auf die Menschheit einer genauern Betrachtung zu würdigen.

2.

Die Menschheit auf Erden wird, wie die Erfahrung lehrt, durch eine doppelte Gewalt regiert, durch das Schwert des Krieges und das Schwert des Geistes. Das erstere, das Schwert des Kriegs bekehrt die widerspenstigen Sterblichen, die hienieden freilich nur ihre Probejahre ausstehn, zu bürgerlichem Verein, zu den Banden der geselligen Ordnung. Das Flammenschwert des Geistes hingegen, von dem Cherub überirdischer Begeisterung geschwungen, löst die Menschheit wieder von allen irdischen Fesseln, und erhebt sie zu himmlischer Freiheit, in wie ferne diese im Gemüthe bestehn kann. Daher läuft die politische Geschichte an dem Faden einiger aufeinander folgenden großen Eroberersstaaten herab, während die Geschichte der Geistesbildung an der Hand der Religion, die den Menschen bald fester ergreift, bald lockerer zu führen scheint, ihren eigenen Gang geht. In der Finsterniß der Menschengeschichte, welche oft nur als ein planloses Chaos von Völkerschaften vor uns liegt, die einander abwechselnd verschlingen, erschei-

nen die innern Offenbarungen des höhern Geistes bald als ein Blitz, welcher Aufgang und Niedergang, Morgen und Abend der Zeit zugleich hell werden läßt, wie in Moses und Christus, bald nur als ein schwächeres Wetterleuchten, wie in Hermes, Zoroaster, Orpheus, Homer, Plato und Mahomed. Aus dem Urquell des früheren Orients gehn zwei Hauptströme der Geisteskultur durch das Alterthum, die man heraus findet, wenn man in dessen ungewisser Nacht die Spuren des Schöpfergeistes verfolgt. Jener Urquell der Geistesbildung im Orient verbreitet sich anfangs wie ein Ozean, der unter dem allgemeinen Namen der Religion alle Ideen, Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte, freie und unfreie Kunst in sich faßt. Bald aber trennt sich dieser Ozean in zwei große Arme. Die einfache, der Menschheit ohne Zweifel zugleich mit der Gabe der Sprache mitgetheilte Urreligion bildet den Einen Strom, der gleich dem fabelhaften Nil oder Ganges unmittelbar vom Himmel gekommen, anfangs vor dem Geräusche der unheiligen Welt verborgen die alten Jahrhunderte durchströmt, bis ihm Moses mit gewaltiger Hand in dem wunderbaren Volke der Hebräer ein sicheres Bett anwies, so daß er sich Jahrtausende lang rein erhalten und erst im Christenthum der Welt wieder offenbar werden konnte.

Den andern Hauptstrom, der sich näher an das weltliche Leben und an die politische, das heißt unheilige Geschichte anschließt, dessen Ideen die Vervollkommnung des irdischen Daseyns, der niedern, ihrem Wesen nach atheistischen Wissenschaften, der schönen und nützlichen Künste bewirken, kann man unter dem allgemeinen Namen des Heidenthums von jenem ersten der Urreligion unterscheiden. Die Ideen des Heidenthums heißen Abgötterei, denn sie machen Vervollkommnung der erscheinenden niedern Welt, an welche der Mensch mit seiner Thätigkeit freilich zuerst gewiesen ist, Vervollkommnung der irdischen Lebensgüter, die unter Sinnbildern vergöttert werden, zur alleinigen Menschenbestimmung. Sie gehn in die politischen, das ist unheiligen Zwecke ein, denn sie trennen die Welt in unzählige Völkerstämme, oder scheinen, wie zu der Zeit der Römer, das irdische, auf Trümmern der gesammten Menschheit erhobene und heilig gesprochene Vaterland dem allgemeinen himmlischen Vaterlande vorzuziehen, und sind auf diese Art allerdings Erziehungsmittel der Menschheit auf einer niedern Stufe des Daseyns, wo vorzüglich Bildung zur Nazional-Individualität verlangt wird. So gleich sich auch das Heidenthum in diesem seinem allgemein

bezeichneten Charakter der religiösen Weltlichkeit bleibt, so nimmt es doch im Alterthume verschiedene Gestalt an. Zuerst wird es als eine von der einfachen Urreligion abtrünnig gewordene, aber von ihr manche Wahrheit entlehnende, halb materialistische halb idealistische Philosophie in Mysterien gelehrt, verbirgt sich der großen, aller Fassungskraft ermangelnden Menschenmasse, die sie insgeheim durch Eingeweihte leitet, und wird nur zuweilen aus der dunkeln Zelle der Hieroglyphe ans Licht gebracht, entweder wenn das Volk zu klug wird, und die alternden Symbole abgeschmackt finden lernt, um durch Enthüllung des wahren Sinnes ihnen neues Ansehn zu verschaffen, oder wenn einzelne Lehrlinge von ausgezeichneten Talenten an diesen Mysterien zu Verräthern werden und sie öffentlich machen. So ward die Mysterie enthüllt zu den Zeiten der Neuplatoniker, wo die Mythe ihr Ansehn durch das aufkeimende Christenthum und noch mehr durch die Aufklärung der Nazionen verloren hatte. Denn man trat nun aus dem verborgenen Sinn der Mythe hervor, um dessen Aehnlichkeit mit den christlichen Ideen zu zeigen. So ward die Mysterie schon früher verrathen durch Pythagoras und Plato und die griechische Philosophie überhaupt, welche deswegen

nicht selten verfolgt ward. Die zweite und zwar öffentliche Gestalt, welche das Heidenthum annahm, war nun eben die von uns hier zu betrachtende Gestalt der Mythe, oder der religiösen poetischen Volkssage. Sie gewann bei dem bewunderungswürdigen Volke der Griechen vorzüglich durch epische Dichter das höchste Leben. Diese doppelte Form des Heidenthums, Mysterie und Mythe, findet sich nun im ganzen Orient. Die Höhen Nordasiens oder Scythien, Indien und Aegypten blieben die bekannter gewordenen großen Hauptbehälter der als Priestergeheimniß behandelten mysteriösen Weisheit, welche Hyperboräer, die heiligen Priester der Geten auf ihren Bergen, Brachmanen und Isispriester gewissen Kasten und Eingeweihten mittheilten. Die Phönizier, sie durch Schifffahrt, Kolonien und Handlung die alles verbindende Seele der alten Welt, führten aus jenen Hauptbehältern die von ihnen selbst schwerlich verstandenen Symbole überall hin, und namentlich nach Griechenland, wo sie zu Mythe und späterhin zu Philosophie verarbeitet wurden. Auch besondre von jenen Hauptdepots ausgesendeten Missionarien verbreiteten mit den Colonien zugleich den heidnischen Cultus. So mögen, während eine höhere Vorsehung den Mann Gottes,

Moses ausersah, einige Urkunden der Urreligion zu retten, und dies nie genug geschätzte Geschenk auf die Nachwelt hinüber zu bringen, theils zu derselben Zeit, theils später ein Danaus, ein Cecrops, ein Minos, ein Cadmus und Orpheus die geheimnißvollen Elemente des Heidenthums in jenes Land gebracht haben, welches denselben durch größere Freiheit im Homer die klassische Form der Mythe zu geben bestimmt war. Wie sich die Religion des Himmels und die Religion der Erde, Urreligion und Heidenthum, ungefähr zu eben der Zeit in zwei Hauptvölkern, in Hebräern und Griechen, trennten, um jede besonders zum Besten der Menschheit durch ihr auserwähltes Volk ausgebildet zu werden, so war auch Ein Hauptvolk der Erde bestimmt, in einem spätern merkwürdigen Zeitpunkte beide getrennte Hauptzweige der Geisteskultur wieder zu verbinden, und dieses Volk waren die Römer. Das Römische Reich ist der Janustempel in der Geschichte. Die Durchgangspforte der Menschheit aus der alten in die neue Welt, oder selbst ein Janus, der die eine Seite seines Doppelkopfs nach den alten heidnischen Göttern, die jüngere, andere nach dem neuaufgehenden Sterne des Christenthums oder der wiederhergestellten, sich vollendenden

Urreligion zuwandte, und den Schlüssel zur neuern Weltgeschichte in der Hand hielt. Das römische Reich war es, welches griechische und lateinische und hebräische Sprache und Ansicht, kurz alle physische und geistige Kraft der Menschheit in sich versammeln sollte, welches einestheils die Politik, Kriegsmacht und Gesetze der berühmteren Völker vereinte, anderntheils in grăcisirenden Sitten, auch freiern wissenschaftlichen Kenntnissen das klassische Heidenthum und in dem zur Staatsreligion erhobenen Glauben an Christus, die in dem Orient ausgeworfenen Samenkörner der reineren Urreligion aufnahm. Mit Recht mag daher Plinius Rom als eine Weltherrscherin begrüßen, als Hauptstadt des Erdbodens vom Himmel bestimmt, die zerstreuten Stämme der Menschen zu verbinden. Mit Recht mag ein neuerer ausländischer Schriftsteller Rom den Culminationspunkt der Erde nennen. Mit Recht mögen diejenigen, welche die Menschheit für jenen fabelhaften Phönix Arabiens halten, der sich immer im Alter verbrennt, um sich wieder zu verjüngen, welche gewisse Etrurische Weltperioden annehmen, die nach gewissen Völkern zu benennen sind, die Römer gerade in die Hälfte, oder an das Ende einer solchen Weltperiode stellen. Zwar fiel Rom durch seine eignen Verbrechen, und selbst

die an sich unschuldige, anfangs von keinem andern Blute, als dem des Lammes und der Märtyrer besprengte Hand der neuen Religion wollte den innerlich faulenden Coloß nicht länger erhalten. Aber doch blieb die stolze Welteroberin bei allen Greueln, die man von ihr erzählt, das Werkzeug, in der zweiten Sündfluth, der Völkerwanderung, alle bürgerliche und geistige Keime der Menschenbildung zu einer neuen Generation eben so hinüber zu retten, wie selbige auch aus den Zeiten vor der ersten bekannten Sündfluth zu uns herübergerettet seyn mögen. Denn Rom, um dessen morgenländische und abendländische Erbschaft eigentlich noch in der heutigen Welt der große blutige Prozeß mit Kanonen geführt wird, erlag im Occident und Oriente den Barbaren, nur um diesen das Geschenk den Vorwelt, Religion und Wissenschaften, zu übermachen. Die siegenden Barbaren wurden eigentlich vom Geiste der Ueberwundenen besiegt, von denen sie Kenntnisse, Sitten und Glauben empfingen, und nur erst später mußten die ebenfalls barbarischen Araber eine veraltete halbabgestorbene christliche Welt von neuen anfeuern und belehren.

3.

In diesem kurz angedeuteten Gange der politi-

schen und geistigen Weltgeschichte dürfte nur eins nicht nach dem herrschenden Geschmacke seyn, nämlich die Annahme einer mit der Sprache überlieferten und durch Tradition fortgepflanzten, die Menschheit allgemein zusammenhaltenden Urreligion, von welcher das mysteriöse und mythologische Heidenthum mit der Vielheit der Sprachen und Nazionen erst abgewichen sey. Der Mensch möchte nur gar zu gern alle geistige Bildung sich selbst zu verdanken, alle Vernunft der rohen Materie abgetrozt haben. Er, der alle Erfindungen, selbst die gemeinsten, scheinbar dem Zufalle verdankt, möchte sich als vernünftiges Wesen am liebsten selbst erfunden, und aus dem Chaos der Welterscheinungen herausgewickelt haben. Der Undankbare möchte nichts außer sich zu lieben und zu achten haben, niemanden nichts schuldig seyn. So ist der Mensch, der sich aufgeklärter Zeiten rühmt. Natürlich wird alsdann nach dieser materialistischen und atheistischen Philosophie der Zustand der Wildheit als der primitive, die Ansicht des Heidenthums als die erste und frühste angesehn, wie wir sie auch freilich noch jetzt bei gewissen sogenannten Wilden, zumal in rauhern Himmelsstrichen antreffen. Man vermeint an Wahrscheinlichkeit für den alles begreifenwollenden Verstand auf diese Art zu gewinnen, und dar-

um neigen sich auch alle von den Heiden beschriebenen Kosmogonien oder Weltentstehungen, welche auf Popularität bedacht sind, nach dieser Seite. Die Sonne zieht Blasen auf in der von Schlamm bedeckten Erde, und aus diesen aufgesprungenen Blasen gehn die Geschöpfe hervor. So die Aegyptier nach Diodor von Sicilien, oder wenn man ja die ersten Schöpfungsszenen mit etwas Majestät und wunderbarer Herrlichkeit umgeben will, wie die Phönizier, so läßt man die lebendigen Erdbewohner nach einem nebelartigen Niederschlage der Materie unter Donner und Blitz erwachen, um die Gestirne anzuschauen. Allein, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß ein ursprüngliches Vorhandenseyn unordentlicher Materie oder Chaos, aus welcher sich alles Geistige und selbst Göttliche entwickelt, wenigstens der Phantasie ein Bild gibt, so gibt dies doch für den Verstand keine Wahrscheinlichkeit. Kurz wenn die Vernunft, um mit Luther zu reden, alle ihre Brillen aufsetzet, so vermag sie doch nichts mehr, als das Wunder der Weltentstehung und ersten Menschenbildung weiter hinauszuschieben, das sie nie erklären kann. Denn die Entstehung des Geistigen, der Götter, oder der ordnenden Ideen aus der Materie, die eigentliche Ansicht der heidnischen Poesie und Philosophie, (wenigstens der nichtplatonischen) ist eben so

unbegreiflich, als umgekehrt die Schöpfung der Materie durch ein ursprünglich vorhandenes geistiges einfaches Urseyn. Es ist hier der Ort nicht, den Wortstreit fortzusetzen, der Jahrtausende bereits zum Nachtheil der Religion zwischen Materialisten und zwischen Idealisten, den Anhängern der sogenannten Vernunft und denen der Offenbarung, geführt worden ist. — Wenn unter Vernunft der uns mitgetheilte Götterfunken, das uns ursprünglich Gegebene verstanden wird, so ist ihre plötzliche Entwicklung, das plötzliche Aufleuchten dieses Götterfunkens Offenbarung, und in so fern das alles im Menschen zum Worte ward, Sprache und Ueberlieferung göttlicher Urkunde von Munde zu Munde. Nur Eins ist nicht Wortstreit, eins muß von dem religiösen Glauben gegen die materialistische und atheistische Ansicht, die den Verstand in gleicher Hülflosigkeit und Unbegreifsamkeit läßt, standhaft behauptet werden, nämlich daß es ein eben so trostloser als ungereimter Gedanke sey, wenn man die Welt und die Menschheit in ihrer Wiege ohne eine Seele der Liebe träumt, wenn man wähnt, der Mensch als solcher, der nicht Frosch oder Affe, sondern Mensch war (denn Schöpfungstage mußten allerdings vorhergehn, eh er werden konnte der Lieblingssohn der Schöpfung in seiner gottähnlichen Würde)

dieser wahre Mensch, sage ich, habe sich mühsam dem Schlamm entwinden müssen, habe furchterregend und schauderfühlend in einsamen neblichen Forsten gekreischt, wie ein Lämmergeier, habe als vierfüßiges Thier sich einen Dorn von ungefähr in die Vorderfüße gestochen, und habe so auf zwei Füßen gehn und die Sonne anblinzeln lernen. Nein! die Welt, Erd und Himmel in Harmonie waren vorbereitet, das Höchste der Geschöpfe, den edlen Gast zu empfangen, als der Mensch werden sollte, so wie von liebenden Aeltern vor dem Eintritt des erwarteten Lieblings ins Leben ihm Wohnung, Bett und Hülle bereitet wird. Nur unter einem heiterlächelnden Himmelsstriche, nur in einem Paradiese konnte der vollkommene Mensch erwachen. Geistesarme, liebeleere Zweifler, die ihr eine Erdgeschichte, welche von gestern ist, als das Maß aller Wahrscheinlichkeit aufstellt! was ihr könnt und vermögt, nämlich euren künftigen Kindern ein schützendes Loos zu ihrer Entwicklung vorbereiten, das hätte die Grundkraft des Alls nicht vermocht, nicht gekonnt bei der Geburt des liebsten ihrer Söhne? Wer das zu wähnen vermag, will nur sich selbst und außer sich Nichts, er ist besessen vom Satan des Stolzes, will nur dem Zufalle, nichts einer höhern Liebe schuldig seyn, während selbst der rohste kindische Wilde sich so gern

in den Baum eine Seele hineinträumt, von dem er Schatten und Frucht und Wohlthat bekommt, nur um danken zu können, nur um einem lebenden Wesen etwas schuldig zu seyn. Nein, dem Menschen, als er zuerst wurde, mußte von außen Liebe entgegenstrahlen, wie ihn Liebe innerlich beseelte und an das Licht heraustrieb. Darum schmückte sich die Mutter Erde zu einem Garten Gottes, um ihn zu empfangen, und des unsichtbaren Vaters Wohnsitz, der sichtbare Himmel lächelte ihn an mit dem reinsten Frühlingslichte. Und der erstgeborne Mensch wäre kein Mensch gewesen, ohne die Sprache, ohne das Religionsgefühl der dankbaren Liebe, das Erste was seine Sprache stammelte. Wenn es lächerlich klingt in altmodischen Universalhistorien, daß Adam Wissenschaften in unserm Sinne gehabt, und wohl gar Verse gemacht habe, so liegt dieses Lächerliche nur im Ausdrucke. Der erstgeborne herrliche Sohn der Schöpfung, dem ein reinerer Hauch der Liebe zum Leben vom schaffenden Gott in die Brust gehaucht war, öffnete bei seinem Erwachen den Mund, und hauchte ihn aus den ersten Ton der Bewunderung und der Sehnsucht, und schloß dann wieder stumm anbetend seine Lippen. So ward der erste Vokal in Liebe und der erste Consonant im Gebet geboren. So ward aus dem Gesange der Liebe,

aus der ersten Poesie des Gebets das erste artikulirte Wort, mit dem der aus den Armen der sichtbaren Mutter Natur sich loswickelnde Mensch den unsichtbaren Vater grüßte, und laut aussprechend sich selbst die Gottheit offenbarte. Und die Tradition war fertig, die Religion als ein kindliches Urgefühl mit dem ersten Stammeln gegeben, und in der That geht das Wort, das den natürlichsten Vokal und die natürlichsten Consonante enthält, Aba, Vater, (Indisch Dhada, Englisch Dadda), in welchem die ganze Religion liegt, von den frühesten Ursprachen des Orients an durch alle Dialekte.

Aber diese ursprüngliche kindliche Religion der Liebe, des Glaubens an ein unmittelbar sich ankündigendes Unsichtbare, die zarte, von Gott selbst unmittelbar erzogene Pflanze, ward welk und kraftlos im Geräusche der sich bevölkernden und die Sprachen verwirrenden Erde. Mit diesem Verluste seiner Unschuld stürzte der Mensch herab aus seinem Paradiese. Was der Mensch in seinem Ursprunge war, was er seyn mußte sammt allen seinen Umgebungen, das ist nicht mehr. So viel weiß auch die Vernunft, wenn sie das Ideal ihres Ursprungs mit dem moralischen und physischen Uebel in der Wirk-

lichkeit vergleicht. Aber wie diese große Veränderung geschah, welche neue spätere, in der Hand der Vorsehung wieder zweckmäßig werdende Veränderungen sie vorbereitete, das weiß die Vernunft nicht, inwiefern sie ein menschliches Selbstklügeln ist. Und hierauf antwortet nur in dunklen prophetischen Andeutungen heilige Tradition, fast bei allen Völkern mehr oder minder klar dieselbe. Durch egoistische Klugheit, durch Selbstdünkel ohne Glauben und Vertrauen auf eine unsichtbare Urkraft verführt, wollte der Mensch selbst frei erkennen was gut oder böse sey, wollte in und für die Sinnenwelt, an die er sich einzig hielt, Herr seines Schicksals werden. Und von nun an erkannte er nur seinen sichtbaren Tod, wie er nur sein sinnliches Leben erkannte, von nun an beugte er sich nur vor der Stimme des scheltenden Donners. Von nun an erkannte er sein Leben als nackt und hülflos und umkleidete es mit allem von irdischer Vorsicht ersonnenen Flitterstaate künstlicher Bildung. Von nun an bemeistert sich Mißtrauen und Furcht seiner Seele vor fremden ihm feindlichen Götterwesen. Das Sinnbild, was die meisten heiligen Traditionen aufstellen, um diese Verführung des Menschen zum irdischen Selbstdünkel und das an den Wurzeln seines Lebensbaumes nagende Unheil zu be-

zeichnen ist die Schlange. Die Schlange stellt in ihrer geheimnißvollen Gestalt, in ihren in sich selbst zurücklaufenden Windungen die irdische Zeit dar, wenn sie die Miene der Ewigkeit annimmt. Darum ist sie bei den Orphikern und in andern heidnischen Mysterien das Sinnbild des Kronos, oder Zeitgottes, und des Ganges der Gestirne. In ihrem thierischen Charakter aber stellt die Schlange, die auf der Erde kriechende, mit sinnlicher Macht verbundene List dar. Darum ward sie schon im Alterthume das Sinnbild der Völkerpolitik, dieses Teufels des Menschengeschlechts. Darum nahmen sie Nazionen, welche zu Land und Meer, wie jene furchtbare Amphibien, mächtig seyn wollten, so gern in ihr Wappenschild auf. Darum kannten Eroberer, wie Alexander, keinen süßern Traum, als den von einer Schlange zu stammen, während edlergesinnte Mystiker und Mythologen in der Schlange das Bild des Bösen erkannten, hier den Typhon, den Fürsten der Finsterniß, welcher den Lichtgott Osiris zerriß, mit Schlangenfüßen abschilderten, dort Apoll den Lichtgott über den Drachen Pytho, und den Olymp über die schlangenfüßigen Giganten siegen ließen. Darum endlich ward auch die Schlange das Attribut der meisten Götterbilder und in der Prophetensprache bis zur Apoka-

lypse hinab das bleibende Symbol des Götzendienstes und der heidnischen Religion. Denn mit jenem Abfall des Menschen von seinem lebendigen Glauben an die unsichtbare Ewigkeit, mit der Verbreitung einer bloßen Zeitansicht wandte sich die menschliche Anbetung nur gegen das Sinnliche, gegen die bald nützlichen bald schädlichen, durch Aberglaube und Zauberei, wie es schien, nur zu bannenden Elemente des physischen Lebens, welches allein der Zeit dient. Mit Verbreitung dieses großen, an der Wurzel der Menschheit nagenden, und durch die Geschlechter nun forterbenden Uebels verband sich auch, nach Uebereinstimmung aller heiligen Traditionen der Völker, denen wir folgen können und müssen, ohne gerade an die noch als Reliquien vorhandenen Splitter der Arche Noä, oder an den Thrazischen, Chaldäischen Xysutrus, oder den indischen Menu zu glauben, eine große Revolution des Erdkörpers, der noch einmal mit Wasser bedeckt ward und aus dem Schlamme emporsteigen mußte. Nur weniger Samen des Guten und Bösen aus der Vorwelt wurde bei dieser Verderbniß der Natur und Menschheit in unsere Nachwelt herüber gerettet, und nur unterweilen blickt der tieferwohnende Mensch nach Osten, nach den Höhen seines versunkenen Paradieses zurück, und glaubt noch

immer den Cherub mit dem Flammenschwerte zu sehn, der die Stätte der seligen Kindheit bewacht.

Es ist hier der Ort nicht, diese nach religiöser Tradition entworfene Geschichte der Menschheit, deren Hauptperioden eigentlich in jeder einzelnen Menschenbrust von der Kindheit an im Kleinen wiederholt werden, fortzusetzen, oder auf die Heilmittel aufmerksam zu machen, welche zugleich mit dem Uebel laut prophetischem Zeugnisse der Urkunden geboren wurden, oder den Einzigen zu nennen, welcher den unbekannten Weg zum verlornen Paradiese wieder fand, voran ging und zeigte. Wir haben es nicht mit allen Schicksalen der Urreligion zu thun, sondern mit der Abweichung von derselben im Heidenthum und Götzendienst, und der hieraus entsprungenen mythischen Vorstellungsart.

Während einige Samen der Urreligion mit der Geschichte des menschlichen und des Naturverderbnisses bei dazu bestimmten Völkerstämmen erhalten wurden, während in einigen Priestergesellschaften, oder geheimen Vereinen eine aus der reinen Tradition entsprungene, aber verderbte und mißverstandene heidnische Mysterienphilosophie fortgepflanzt, und in diesen Mysterien von der Weltschöpfung durch Liebe, von einem göttlichen dreieinigen Bewußt-

seyn, von den Leiden eines göttlichen Wesens in der Welt, von dem Verderbnisse der Menschheit, dem Falle der Geister und der Natur, und eines deswegen nöthigen frommen Betrugs oder symbolischen Heidenthums den Eingeweihten vieles gelehrt wurde, das oft einen sehr melancholischen Charakter hatte, sprach sich in der großen öffentlichen Welt das Heidenthum laut aus, als poetische Mythe oder muntere Volkssage.

4.

Ein berühmter Schriftsteller gibt folgende Charakterzüge der eigentlich heidnischen Gesinnung, und zugleich der mythischen Vorstellungsart an: „Vertrauen auf sich selbst, auf das Wirken in der Gegenwart, Verehrung der Ahnherrn und der Kunstwerke, Ergebenheit in Schicksalsübermacht, Unsterblichkeit als Nachruhm auf der Erde, im Genusse, in Aufopferung, im Untergange unverwüstliche Gesundheit.“ Wenn man diese allerdings wahren, vielleicht nur nicht allgemein ausgedrückten und hinlänglich erschöpfenden Merkmale des Heidenthums zusammen nimmt, so lassen sie sich mit dem allgemeinen Worte: religiöse Weltlichkeit oder Zeitlichkeit ausdrücken, welches das Resultat unserer obigen Betrachtungen ist. Der oberste Gott des heidnischen Menschen ist eben darum

Zevs, das heißt die Lebenskraft, in wie fern sie in die Sinne fällt. Der eigentliche, nicht philosophische Heide ist also keinesweges dem ewig lebendigen, ewig sich gleichen Urseyn (Jehova) zugekehrt, sondern dem wechselnden Lebensprinzip in der unbeständigen Scheinwelt. Aber diese heidnische Weltlichkeit ist religiös. Das heißt, man gibt sich der Welt hier mit einer gewissen Empfindung dankbarer Verehrung hin, während so manche, die sich zu aufgeklärter Religion bekennen, und der Welt nicht minder ausschließlich leben, zu ihrem Genusse nur einen rohen profanen Sinn mitbringen. Der Heide verehrt also nur an seinen Göttern, wie die Dichter sich deutlich ausdrücken, die Geber irdischer Güter, aber er beginnt jede Handlung seines Lebens mit dieser dankbaren Verehrung, und läutert, veredelt dadurch seinen Genuß. Der Heide hängt allerdings an der Gegenwart oder nächsten Zukunft. Auch ist alle seine Zukunft nur auf der Erde, oder in einem Scheinleben unter derselben. Dankbar verehrt er den schöpferischen Geist in den Ahnherrn, welche den gesellschaftlichen Verein gründeten und durch Sitten befestigten. Mit ästhetischer Schwärmerei betet er an vor den Kunstwerken, welche das sinnliche Leben in reinern Gestalten wiedergeben. In sich, im Kreise seiner Menschlichkeit sowohl, als außer sich im

Uebermenschlichen sucht und findet er, vermöge seiner ästhetischen Bildung Gestalt, und so gibt er sich mit einem gewissen Gefühl von Harmonie und Anstand selbst bei widerwärtigen Schicksalen den Parzen oder Moiren hin. Gestützt auf Grazien und Musen, sagt Schiller:

„Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit."

So zeigt er Kraft im Kampfe, wo es das Aeußerste gilt, und selbst im Schmerze der Verzweiflung, dem er sich laut hingibt, selbst im Untergange menschliche Würde. So ruht er mehr im Vertrauen auf sich selbst, als auf seine Lebensgötter, und erhält sich bei freier Verehrung ihrer Macht und Schönheit doch in einer gewissen Unabhängigkeit von ihnen. Sie sind zwar mächtiger als er, aber der blinden Naturnothwendigkeit des Schicksals eben so unterworfen, wie er, und über ihre Schwächen und Eigenheiten steht ihm ein Urtheil frei, wodurch er sich, wie wir in der griechischen Tragödie sehn, ihnen gegenüber stellt. Wenn auch der Grieche und Römer seine ihm ungünstigen Götzenbilder nicht wie der Wilde zertrümmert, so verbietet doch selbst ein August es, die Bildsäule des Neptuns in öffentlicher Prozession mit herumzutragen,

weil das Meer dem kaiserlichen Unternehmen nicht günstig war. So gibt der Grieche seinen Lebensgöttern den eben nicht edlen Zug des heimtückischen Neides Schuld, namentlich gegen das Menschengeschlecht. Mißgünstig sehen sie dessen Vervollkommnung, und suchen sie sogar zu hindern. Wohlthäter der Menschheit, Erfinder der Künste, die das Menschenleben verschönern und der Unwissenheit steuern, wie Prometheus, die personifizirte menschliche Vorsicht, sind eben deswegen gemeiniglich Rebellen gegen die Olympier. Eben so dulden die Götter selten das übermäßige Glück einzelner Menschen. Sie verführen den armen Sterblichen zu einem Hochmuth, der sich dem Olympe gleichstellt, um ihn desto tiefer zu stürzen. Von Beispielen dieser Art wimmelt die ganze mythische Geschichte. Arachne webt mit Minerven um die Wette und wird zur Spinne. Thamyris, Thraziens alter Sänger, streitet mit den Musen um den Preis des Gesanges und erblindet. Cassiopeja will eben so schönes Haar haben, als die Nereiden, welche die langen grünen Locken am Meergestade kämmen, und diese schicken ein Meerungeheuer ans Land. Niobe, die Mutter schöner und zahlreicher Kinder, vergleicht sich mit der Latona, der Mutter Apolls und Dianens, und alle ihre Kinder werden an Einem Tage von den Pfeilen

der göttlichen Zwillinge erlegt. So kann man diesen Lebensgöttern nicht vertrauen, weil sie nur die Repräsentanten des irdischen wandelbaren Schicksals sind, weil sie der Tugend der Heroen nur Klippen in den Weg werfen, und kein übermäßiges, beständiges Glück dulden. Sie geben die Güter dieses Lebens, aber mehr nach Laune und Gunst, als nach Gerechtigkeit, und tragen ganz den Charakter des stiefmütterlichen flüchtigen Erdenlebens, und so findet der Heide in seiner Mythe weniger Trost, als in seinem Innern, mit dem er die Götter entbehren zu können glaubt. So zeugt das mythische Heidenthum durchgängig von der höchsten Verfeinerung der Sinnlichkeit, von einer frommen Liebe zur sichtbaren Gestalt des Lebens. Es hat einen Grad von Energie, die sich mit Stolz füttert und in Egoismus verschließt. Aber wahre Gesundheit der Seele ist doch in dem Heidenthume nicht zu finden. Es stößt sein Auge immer nur an das äußere Kleid der Dinge, füllt die Seele weder mit himmlischer Ruhe noch seliger Wonne, wie sie der wahre religiöse Mensch empfindet, der in dem ganzen sichtbaren und unsichtbaren Weltall daheim ist, der das Weltall nicht als einen Schauplatz widerstreitender Kräfte unter schöner Gestalt, sondern als eine väterliche Wohnung betrachtet. Aus eben

dem Grunde lehrten schon Mysterien und philosophische Schulen hin und wieder die Eingeweihten würdigere Vorstellungen von einem höhern, über das irdische Schicksal erhabenen Urwesen. Denn indeß die poetische Volkssage, dem öffentlichen Charakter, dem fröhlichen, leichtsinnigen und tändelnden Charakter der Griechen zufolge, alle Religion in ein Phantasiespiel, in einen weltlichen Taumel verwandelte, indeß der ernste Hauch orientalischer Begeisterung in den griechischen Flöten, um mit Baco zu reden, zum Scherz des Mährchens ward, so nahm dagegen die griechische Philosophie ganz den melancholischen Charakter des alten Aegyptens an, und verband damit manche höhere Wahrheit, die von der Sinnenwelt als einem Kerker edler Seelen abzog. Schon Platos ganze Ansicht gehet dahin, den Menschen auf das Eine einfach gestaltete, heilige und unwandelbare zu verweisen. Dahin deutet auch die Monas des Pythagoras, darum suchen auch die heidnischen Philosophen die Vielgötterei nur allegorisch deutend zu entschuldigen. Seneka sagt, der ganze Olymp sey nur die Benennung eines einzigen göttlichen Wesens, und andre Weltweisen geben nicht undeutlich zu verstehn, die heidnischen Götter wären nur durch das Weltgebäude verbreitete, sich ergießende Tugenden des Unnenn-

baren. Allein auch hierzu sind sie in ihrem Charakter nicht vollkommen genug. Denn dem ganzen Heidenthum ist und bleibt erstlich Vielgötterei, weil ihm nur um eine den Sinnen schmeichelnde Mannigfaltigkeit und Abwechselung zu thun ist, zweitens Abgötterei, weil es den Schein und die äußere Gestalt auf den Thron des Weltalls setzt, und wie irgend ein thörigter, kindischer, ungebildeter Unterthan, den Goldmantel seines Fürsten statt dessen Regierungsweisheit und Vatergüte verehrt.

Der Ursprung der Mythe, welche nur die Mumie oder der Sarg heidnischer Religionssymbole ist, wird demnach allerdings aus der Verderbtheit der Urreligion, aus der Vielgötterei und Abgötterei hergeleitet werden müssen.

Wenn das mythische Heidenthum eine Vergötterung der Zeitlichkeit war, wenn das von der verführerischen Zeitschlange verleitete Alterthum, statt sich vor dem ewigen Urgotte zu beugen, nur vor dem Glanze der Welt kniete, so ist es begreiflich, warum Zevs und alle Lebensgötter vom Kronos oder der Zeit stammen, in dessen Gesetzen ihre Macht beschlossen ist. Alle Kräfte, welche die sichtbare Welt bilden, die das hülflose einzelne Menschenleben unterstützen, bekommen ihre Altäre. Hier treten

nun dreierlei Wesen hervor, welche auf den usurpirten Thron der Gottheit Anspruch machen können, und denselben bei den meisten heidnischen Nazionen bald nacheinander, bald auf einmal eingenommen haben. Erstlich die physisch unterscheidbaren vier Hauptelemente und ihre schönste, beharrlichste, regelmäßigste Erscheinung, das Licht der Gestirne; zweitens, die einzelnen Gattungen kleinerer Naturgegenstände, welche irgend eine dem Menschen überlegene Zauberkraft zu äußern scheinen, und besonders den mit sinnlicher Kraft mehr als der Mensch ausgestatteten, mit dem All in einem engern Zusammenhange erfundenen Organismus der Thiere; drittens der in allgemein wohlthätigen Wirkungen sichtbare Menschengeist, besonders die zwar entschwundenen, aber auf lange Jahrhunderte die Gesellschaft fortbildenden Seelen der verstorbenen Stammherrn, der Weisen und Erfinder, der Gesetzgeber, Krieger und Könige, die man allzusammen Heroen nennt. Daher bezeichnet man zuweilen das Heidenthum mit dem Namen eines Pantheismus, weil die Hauptgeschlechter des sichtbaren Alls der Dinge in ihm vergöttert worden sind. Der Mensch, welcher die Idee einer wirksamen Kraft zwar von sich entlehnt, aber selbige doch in seiner Hülflosigkeit auf höhere Wesen außer sich überträgt,

macht übrigens nie die einzelne Erscheinung, welche allemal Sinnbild bleibt, sondern eine gewisse ihm überlegene beharrliche Gattung von Erscheinungen, mithin bleibende und personifizirte Ideen der Erscheinungswelt, zum Gegenstande seiner Anbetung, welche demnach allemal allegorisch ist. Man kann diese drei Hauptgattungen abgöttischer Verehrung unter den drei Namen, Sabäismus, Fetischdienst und Heroendienst begreifen, welche bei den heidnischen Nazionen entweder einzeln oder zusammen bestehn. Weil aber der eigennützige Dienst dieser drei sinnlichmächtigen Wesengattungen allemal auf irdische Lebensgüter, auf die Zeit, und namentlich auf den dem handelnden Menschen so wichtigen Blick in die Zukunft berechnet ist, so ist mit allen diesen drei heidnischen Verehrungen das Orakelwesen oder die Divination in unzertrennlicher Verbindung. Die Enträthselung der poetischen Hieroglyphen und Symbole des Sabäismus, des Fetisch- und Heroendienstes, und endlich des Orakelwesens enthält alles was sich zur Charakterisirung der Abgötterei sagen läßt.

5.

Was erstlich den Elementendienst betrift, den wir der Kürze halber unter dem allgemeinen Namen

des Sabäismus begreifen wollen, ungeachtet nicht unbekannt ist, daß im engern Sinne nur der Licht- und Gestirndienst, namentlich der Cultus der Sonne, welcher von den arabischen Sabäern täglich Weihrauch angezündet ward, diesen Namen führt, so ist er gewiß uralt, wenigstens so alt als überhaupt das Heidenthum. Die indische Trimurti oder Dreieinigkeit, Brahma, Wishnu und Shiva, welche von dem (nach einigen Resten der Urreligion bei den Indern verehrten), wahren eigenthümlichen Gotte oder Parabrahma noch verschieden ist, deutet, nach der Meinung der meisten Ausleger auf die physisch unterscheidbaren Elemente, indem Brahma den Erdgeist, Erde sammt ihrer Atmosphäre, Wishnu den Geist auf den Wassern und Shiva das allverzehrende, aber auch verwandelnde Feuer bezeichnet. Aus Brahmas des Erdgeistes Kopfe stammen die Brahmanen, aus seinen Schultern die Könige und Helden, aus seinen Eingeweiden die Ackersleute und Kaufleute, aus seinen Hüften und Füßen die Handwerker. Feuer- und Wasserfeste theilen noch jetzt ganz Indien, während Brahma, der überall ist, als solcher keine Tempel hat. Hier zeigt sich nun der heidnische Eigennutz. Man verehrt nur, was schaden kann, und Feuer und Wasser sind die mächtigsten Feinde der Menschen.

Auch bei den Persern, Chaldäern und Aegyptern liegt der Religion die Idee von Feuer, Wasser und Erde zu Grunde, und bekanntlich stritten die Priestersekten häufig wegen der überwiegenden Macht des Feuer- oder Wassergotts, wobei einmal durch Priesterlist der in ein durchlöchertes Gefäß verschlossene Wassergötze über das Feuer gesetzt ward, und den Sieg davon trug. Selbst die minder wissenschaftlichen Pelasger, die vielleicht noch durch keine genaue Physik oder Scheidekunst von dem Unterschiede der Elemente belehrt waren, verehrten doch nach Herodots Zeugnisse den festen vaterländischen Boden, den Herd (Hestia), welcher in unvergänglicher Dauer die nach einander entstehenden und vergehenden Menschengeschlechter nährend um sich sammelte, ferner die Luft (Hára), mit welcher der Mensch Leben und Geist einathmet, weswegen sie späterhin bald des Lebensgotts Zevs Gemahlin, bald seine Tochter (Minerva), die Weisheitsgöttin ward. Endlich galt auch der bei den Griechen verehrte Okeanos für die alte Wiege der Dinge, dessen ungeheure Wogen um den Rand der Erdscheibe verbreitet, noch immer die Erde in ihrem Schoße zu wiegen schienen. Zuweilen galt auch wohl das Chaos für das Wasser, während Zevs von den Stoikern besonders für das natürliche Aetherfeuer erklärt ward, welchem der

Hephästos, die künstlich angefachte und zur Kunst gebrachte Flamme, entgegengesetzt wurde, oder Prometheus, der Feuerbringende Heros, der es erfindungsreich vom Himmel stahl. Besonders ist die Erde bei den Griechen, wie Aeschylus geheimnißvoll andeutet, unter vielen Namen und Gestalten nur das Eine Wesen. Wie sie als Gaia die Mutter der Titanen und Götter, dem Vater Ouranos, Himmel, entgegengesetzt, als Hestia (Vesta) Wohnort und das Heiligthum des Hauses, der Stadt, des Staates ist, so ist sie als Demeter, die pflanzenbringende, ernährende Mutter des Samenkorns, und ihre Mysterien wurden auf diese Weise bald mit denen der phrygischen Cybele, bald mit denen der ägyptischen Isis vermischt. Auch unsre alten deutschen Vorfahren scheinen, wenigstens wenn wir des Tacitus in diesen, wie in mehrern Punkten bezweifelte Autorität anerkennen, unter dem Namen Herthas (vielleicht auch der Freya, fru gaue, γαια, fruchtbare Erde), den Erdgeist angebetet zu haben, welches die alte Verbindung der Weltstämme, wenigstens Gleichheit von Ideen, beweist. Die Reudigner, Anglen, Varionen, Suarionen (Völker, die man an die Küsten der Ostsee setzt), werden, sagt Tacitus, von Flüssen und Wäldern geschützt. Sie haben das gemeinschaftlich, daß

sie Herthum, oder die Mutter Erde verehren, und von ihr glauben, sie mische sich in die menschlichen Dinge und fahre unter den Völkern umher. Es gibt in einer Insel des Oceans (der Ocean müßte hier die Ostsee bedeuten, wenn man Jasmund, Rügens waldiges Vorgebirg, und nicht, wie manche, Helgoland für dieses deutsche Samothrazien hält) ... einen heiligen, Gottgeweihten, von keinem Beile oder profanen Fußtritte berührten Hain. Dort wird ein Wagen aufbewahrt, den ein geheimnißvolles Gewand bedeckt, welches nur einem Priester anzurühren gestattet ist. Dieser allein bemerkt und verkündet, wenn die Göttin in ihrem Heiligthume gegenwärtig ist, und folgt dann dem von weißen Kühen gezogenen Wagen mit vielen Zeichen der Anbetung. Da gibts frohe heilige Tage im Lande, und festlich glänzen die Orte, die der Wagen der Göttin berührt, in die er einzukehren würdigt. Kein Volksstamm greift dann zu den Waffen, oder geht in den Krieg. Stahl und Eisen werden in die Rüstkammer verschlossen. Friede und Ruhe ist nur in dieser Zeit den sonst wilden Deutschen bekannt, oder von ihnen geliebt, bis endlich dieser Priester die von dem Umgange mit den Sterblichen gesättigte Göttin ihrem Heiligthume wiedergibt. Dann wird Wagen und Gewand, und wenn man es glauben will, die

Gottheit selbst in einem geheimen See gebadet. Sklaven verrichten den Dienst, welche eben dieser See sogleich verschlingt, daher ein geheimes Grausen unter dem Volke, eine heilige Ungewißheit, was das eigentlich sey, das allein Sterbende erblicken können."

Noch findet sich in Rügens Vorgebirgen, dessen Gestade bald mit Haide, Sand und Feuersteinen, gleich Todtenschädeln, bedeckt, bald mit romantisch gestalteten waldigen Kreidefelsen, bald mit grünenden Hügeln und lachenden Fluren zu einem Heiligthum der Natur ausgezeichnet sind, ein Ort, ganz der Beschreibung des Tacitus ähnlich. In den letzten Höhen, kurz ehe die schwindelerregende Aussicht der offnen See sich öffnet, deren Rauschen man hier kaum vernehmen kann, tief im hochstämmigen Buchenwald ist ein großer, regelmäßig gerundeter Landsee. Hier hört man keinen Laut als des Raubvogels Geschrei, oder das Geklapper von hölzernen Halsbändern der einzeln herumirrenden Kühe. Ueberall gibt das Echo im Wald ein über den See hinüber gerufenes Wort wie Geisterstimme zurück. Die majestätischen Buchen spiegeln sich in dem schwarzen Wasser des unbeweglichen Sees, der nur durch Kunst so tief gegraben und von Fischen bewohnt scheint, deren Störung nach der Volkssage noch jetzt ein Zauber verbietet. Ein doppelter Umkreis von amphithea-

tralisch über einander erhöhten Erdwällen zur Seite des Sees, mit Gras, Gesträuch und Bäumen bedeckt, öffnet nur Eine Ausfahrt in den See, — wie für den Wagen der Göttin, wo die versanken, welche den Lichtglanz der badenden Hertha sahen.

Aus diesem Cultus der Elemente ist auch die Vorstellung der alten Weltentstehungen oder Kosmogonieen erklärbar, bei welcher zwei Hauptelemente unter dem Namen Erde und Himmel die erste Rolle spielen, die ersten personifizirten mythischen Personen, die ersten liebenden Stammältern des großen Königshauses sind, das die Welt beherrscht. Die meisten Asiaten lassen, so wie nach ihrem Beispiele die Griechen, das große ursprüngliche Weltei plötzlich entzwei gehen, sich in zwei große Hälften theilen, in eine goldene und in eine silberne, Himmel und Erde, welche die geistigen und körperlichen Samen, und die übrigen sogenannten Elemente in sich enthalten, welche dann sich beeifern, Ordnung zu zeugen, und besonders das begünstigte Menschenleben wechselsweise an ihre Brust zu ziehn. Aehnliche riesenhafte, nur minder liebliche und friedliche Vorstellungen enthält die nordische Mythologie Skandinaviens. Ein großer Riese Ymer wird von seinen Feinden zerrissen, sein Haupt wird der

Himmel, sein Fleisch die Erde, und aus seinem Blute, vermuthlich dem Wasser, entstehn wie Würmer die Dverge, das Gewimmel der lebendigen Kräfte. — Kurz der Mensch, dieser eingeborne Säugling der Natur, muß sich also, wenn er zuerst zu unterscheiden, und das große Gemälde der Dinge mit Sinnen und Verstande zu entwirren beginnt, vorkommen, als wenn er selbst aus einer Puppe gekrochen sey, welche sich in die zwei großen Hälften Himmel und Erde getheilt habe. Die Erde, samt dem in und neben ihr gefundenen Wasser gibt ihm einen festen, gesunden, nährenden Wohnplatz, der Himmel mit den Millionen Augen goldener Gestirne, die Luft vom Sternenlicht durchdrungen, von Feuer erwärmt, gibt seinen Gliedern Regung, Leben und Geist, und bald richtet er sich von der Erde empor, und was von oben kommt, was sich glänzend oben wölbt, erscheint ihm als dasjenige Element, was die Raupe zum geflügelten Schmetterling macht, was ihn der Gottheit oder dem Heiligthume des Alls näher bringt. Diese Vorstellungen können auch im dunkeln Gefühle der Urreligon Statt gefunden haben. Im Heidenthume werden sie zur Abgötterei.

Je mehr Ordnung in die Geschichte des Menschenlebens kommt, desto verehrungswürdiger werden dem

heidnischen Menschen auch die großen Lichter, Sonne, Mond und Sterne, deren regelmäßige Bewegung seinem Leben Wachen und Schlaf, seinem Wohnplatze die Abwechslung der Jahreszeiten, seinen Arbeiten die Tagesstunden gibt. Daher enthält schon das alte Pelasgische Wort Theos, nach Herodot und Plato, Begriffe von einer Ordnung setzenden und in ihrem Glanz angestaunten Bewegung. Der mystische Sphärentanz der unsterblich dauernden, immer neu erglänzenden, in freier Luft wundervoll fortschwebende Himmelskörper wird nun ein Hauptzweig der alten Abgötterei, vor welcher Moses sein Volk nicht genug warnen kann, da er selbiges auf höhere Eingebung belehren sollte, nicht die Schalen des zerbrochenen Welteneis, sondern den einfachen Keim anzubeten. Da Sonne und Mond durch ihren Glanz den übrigen Sternenhimmel verdunkeln, so kann man sie daher unter dem Namen der meisten alten Gottheiten verborgen glauben, während die übrigen Planeten und Fixsterne nur von fern anbetende Trabanten, Generale und Hofleute dieses Herrscherpaares sind, die nur bei abstrakteren Denkern, wie etwa Plato, gleiches Recht der Verehrung genießen. Daher bringen auch noch jetzt die nordöstlichen Asiaten und Gränznachbarn Amerikas, die durch die neuesten Reisen besser

bekannt worden, der Sonne die Erstlinge ihrer Nahrungsmittel dar, daher sind die Fürsten und Könige, in Indien wie in Mexiko, Kinder der Sonne, und die Thaten oder Reisen der irdischen Könige und Helden, eines Dionysos, Osiris und Herkules werden mit den Thaten und Reisen jener Himmelswesen durch den Weltraum vermischt, die Geschichte des Himmels wird in Indien, wie in Aegypten oder Island, auf die Erde und die Geschichte der Erde wieder an den Himmel gesetzt.

Mit der Verehrung des Sternenlichts oder Sternenfeuers und der Erde verbinden sich noch zwei Ideen und Gegensätze der früheren Mysterienphilosophie, welche durch die Systeme aller spätern Weltweisen hindurchgehn, erstlich der Hauptgegensatz vom Guten und Bösen, zweitens der Hauptgegensatz von einer ursprünglich thätigen und ursprünglich leidenden, einer männlich zeugenden und weiblich gestaltenden Grundursache. Was den ersten Hauptgegensatz betrifft, so ist das Licht bei allen Völkern das Sinnbild des Guten, des Urbewußtseyns, der alles beseelenden Liebe, es heiße Osiris (der Vieläugige), Oromasdes, Mithras, Horus, Apollo, Dionysos, Herakles, Adonis, Sheirama (wie bei den Indern), oder Ju-

terbog (das weiße Urseyn), wie bei den Wenden. Gott ist, sagen die persischen Magier, nach dem Körper dem Lichte ähnlich, nach der Seele der Wahrheit. Die Finsterniß hingegen ist bei allen Völkern das Sinnbild des Bösen, der widerspenstigen Materie, der Hölle, des in sich verschlossenen Egoismus und Stolzes, sie heiße Typhon, oder Ariman oder Hades (der Nichtsehende), oder Ravana, wie bei den Indern, oder Czerenbog (das schwarze Seyn), wie bei den Wenden, oder Teufel, Tybellin. Ob wirklich die Mysterienphilosophie bei allen Völkern hier an zwei gleich mächtige Grundwesen gedacht habe, die ewig im Kampf liegen, oder nur an ein besiegbares, dem alleinigen guten Urwesen untergeordnetes Böse, welches wahrscheinlicher ist, die Beantwortung dieser Frage würde uns zu weit führen. Genug, in Hinsicht des Lichtdienstes theilen sich die alten Dämonen und Götterfamilien in gute und böse Geister, die in einem steten Kampfe liegen, und das Licht ist in der Schöpfung vertheilt, zerrissen, in Kerker eingeschlossen, und erweckt ewige Sehnsucht bei allen edlern Wesen nach der Heimath. Das ist die Ansicht der Osirispriester, wie der Magier: der Bramanen, wie des Plato. In Rücksicht des Lichtdienstes wird auch die Welt im Orient nach guten

und bösen Zeitaltern, guten und schlimmen Jahrszeiten eingetheilt, heilsamern oder schädlichern Neigungen der Erdaxe; besonders seit Astronomie und Kalenderwesen sich mehr zu bilden begann, und Indier und Aegypter vereinigen sich mit den nordischen Mythologien und griechischen Philosophen, die Welt bald unter Wasser zu setzen, bald zu verfinstern, bald zu erleuchten, bald zu verbrennen. Der zweite Hauptgegensatz in der Mysterienphilosophie von einer männlich zeugenden und weiblich gestalteten Grundursache mag nur aus den Verhältnissen der Erde zu dem Sternenhimmel, die wir schon unter dem mythischen Bilde einer Vermählung kennen lernten, oder aus dem kräftigern Sonnenlichte, und dem schwächern abgeleiteten der Planeten herstammen, so stammt er doch in beiden Fällen aus dem religiösen Licht- und Elementenkultus, und ist dem menschlichen Geiste auf der höchsten Stufe der Naturphilosophie, wie in der rohesten Ansicht gleich natürlich. Entstehen und gezeugt werden ist dem von Menschen zweierlei Geschlechts gezeugten und alles auf menschliche Verhältnisse zurückbringenden, ungebildeten Naturssohne gleichbedeutend. Daher in dem vielleicht schon aus Schamhaftigkeit geheimern Mysteriendienst die Verehrung gewisser den Geschlechts-

unterschied anzeigender Sinnbilder, des Phallus, Myllus u. s. w. Daher die mythische Personifikation männlicher und weiblicher Gottheiten, die sich vermählen. Daher die Isis, oder die Materie, um welche sich der Lichtgott und der Feind des Lichtes, zwei Männer, zanken, und welche von dem einen zu dem andern schwankt. Daher der große Streit in den griechischen alten Religionen, ob Sonne und Mond, und überhaupt Gottheit, männlich, weiblich oder beides sey, und der große Unterschied der Völker und Sprachen auf diesem Punkt.

Von dem ältern Sternendienste, den wir bisher geschildert haben, muß man übrigens einen jüngern unterscheiden, welcher letztere eine genauere Sternkunde, einen nach Constellationen oder Sternbildern eingetheilten himmlischen Thierkreis voraussetzt, welcher allerdings die mythischen Attribute der alten Gottheiten, z. B. die Stier- und Widdergestalten, selbst religiöse Symbole, z. B. Lamm und Jungfrau u. s. w. erklärt, und welcher eine unter bildlicher Sprache verborgene Kalenderweisheit ausdrückt. Fälschlich wird von manchen neuern Gelehrten, die diese beiden Gattungen von Sternendienst verwechseln, das ganze Wesen der Mythe, welches doch, wie wir sahen, zugleich theologische und moralische Ideen bezeichnet, in eine kalte

allegorische Astronomie verwandelt. Aber auch jener jüngere Sternendienst war gewiß nicht blos Kalenderhieroglyphe. Er verband sich mit der Idee der Seelenwanderung. Die Sterne waren die ewig flammenden Wohnungen für die Einkehr der auswandernden Götterseele eines Osiris, einer Isis, und waren also doch immer mehr als bloße astronomische — Sterne.

6.

Nächst der Verehrung der Elemente, hat zweitens der Fetischdienst das Heidenthum in zahllose Sekten getheilt, womit der Mensch die ihm überlegene Naturkraft auch in einzelnen kleinern Gegenständen verehrt: Neger und Amerikaner nennen Fetisch was für sie Charakter der Zauberkraft hat, was entweder durch künstliche, magische, abergläubische Weihung, oder durch natürliche Organisation mit dem großen Weltgeiste in näherer Verbindung zu stehn scheint, als selbst der Mensch. Man sollte hier eher die Bescheidenheit des Fetischdieners rühmen, als seine Thorheit bespötteln, daß er nicht, wie Griechen und Römer, die Menschengestalt in stolzer, anmaßlicher Würde, sondern eine Zusammensetzung von Pflanze, Thier, Mensch und Stein zum Sinnbild der Schöpferkraft macht und zur Verehrung hinstellt.

In Nichts zeigt sich die thörigte Anmaßung des zweibeinigen Vernunftthieres ohne Federn größer, als in dem griechischen Olymp, der selbst in den herrlichsten Resten alter Bildhauer doch nur eine schöne Sünde ist. Wenigstens zeugen die vielen Köpfe und Aerme der indischen, scythischen, wendischen Götzenbilder bei aller Geschmacklosigkeit von der bescheidnen Ueberzeugung, daß zu einem Gotte mehr Geist und Kraft gehört, als Ein eingebildeter Menschenkopf verschließt oder zwei Arme verrichten können. Das Christenthum verehrt zwar auch im religiösen Sinnbilde eine Menschengestalt, aber die Einzige, welche Verehrung verdient, die leidende, hülflose, sterbende, in Demuth und Liebe an das Kreuz geschlagen, während der Affe der Gottheit, der griechische Götterkönig alle Schwachheiten hochgeborner Sterblichen theilend auf einem Throne sich brüstet und Sklaven zu Füßen hat. Vor allen ist die Verehrung des Thieres dem heidnischen Menschen zu vergeben, wenn er einmal zum Heidenthume herabsank. Denn eine gewisse Ueberlegenheit der Thiere kann der zur Weltherrschaft durch die später entwickelte Vernunft bestimmte Mensch keineswegs verkennen. Das Thier hat schärfere Sinne, die es in den Augen der Menschen zu Propheten machen, lebt vertraut mit allen Elementen, schlägt seinen Wohn-

platz hoch in der Luft, tief unter der Erde, im unergründlichen Schlunde des Ozeans, ja selbst, wie man wenigstens vom Salamander behaupten wollte, im alles verzehrenden Feuer auf. Der Thierkörper scheint so nach nur eine Hülle für alle Elementarkräfte der Schöpfung. Es weiß den für Menschen unbetretbaren Weg, den die Berg- und Wassergeister wandeln, der Adler schwingt sich in die Luft und der schwache Herr der Schöpfung muß ihnen nachsehn, bis er später bei völlig entwickeltem Wissen es ihm gelingt, das Meer und die Atmosphäre zu beschiffen, oder den Schoß der Erde zu durchgraben. Der Mensch soll nach seiner Bestimmung alles lernen, das Weltall in sein Bewußtseyn aufnehmen. Allein desto mehr Mühe hat er zur Reife zu kommen, desto mehr bewundert er das Thier, das auf dem leichten Wege des Naturtriebes ihm vorangeht. So mag sich die Thierverehrung besonders in dem, wie schon der Name zeigen soll, an wunderbaren Thieren reichen Afrika, namentlich in Aethiopien gebildet haben, gleichwie der Sternendienst mit der Astronomie in den Ebenen Asiens. Aegypten, das in der Mitte lag, vereinte beide religiöse Ansichten, gab seinen Göttern Hunds- und Ibisköpfe, oder sonst groteske Gestalten und veranlaßte die spätern Griechen zu singen, die Götter hätten sich am Nil aus Furcht

vor dem bösen Typhon unter Thiergestalten verborgen. Wenn freilich der vom ägyptischen Könige aus Politik genährte Sektenhaß wegen der Heiligkeit gewisser Thiere eben so viel Mißbilligung verdient, als die Kriege um ein falsch verstandenes Wort der Bibel, so ist die Grundidee des Fetischismus doch gewiß nicht unedler, als die des ganzen Heidenthums, und umsonst spottet Juvenal, der Satyrendichter, über die Verehrung der Pflanzenwelt, die aus ähnlichem Grunde Statt fand: der Aegypter Götter wüchsen auf Krautfeldern und in Gärten empor. Auch verwechselt man zu oft heilige Scheu, die den Isispriester vom Genusse gewisser Pflanzen, wie Knoblauch und Zwiebeln, abhielt, mit eigentlicher, göttlicher Anbetung. Uebrigens gibt es eben so einen ältern und einen jüngern Fetisch- und Thierdienst, wie es einen ältern und jüngern Sternendienst gibt. In der spätern Zeit, wo die Allegorie klarer erkannt ward, war das Thier wenig mehr als nur ein Zeichen des Thierkreises, Kalendersymbol, und der unter Donner und Blitz gezeugte Wunderstier Apis, nach Ideen der Seelenwanderung nur die Wohnung einer Götterseele, nicht der Gott selbst.

7.

Heroen sind nicht diejenigen, welche ihrer Per-

son in der abgestorbenen Weltgeschichte einen Namen machen, sondern die fortleben in der Menschheit durch eine wohlthätige wahrhaft große Idee, welche sie zu verwirklichen wußten. Die eigentliche Geschichte hat keine wahre Heroen, weil sie nur das Individuum der einzelnen Menschen darstellt, und auch hier heißt es doch mit Tacitus: das Menschengeschlecht lebt in wenig Männern. Aber nächst der Religionsgeschichte hat die Mythe, welche niemals den Menschen, sondern den Stamm, nicht die That, sondern das Resultat der Thaten für das Ganze schildert, Heroen, oder personifizirte Ideen göttlicher Ordnung. Der Mensch, der fühlt, daß sein Werk der Nachwelt angehört, lebt durch seine Sorge für diese Nachwelt als ihr Schutzgeist fort und greift über die Schranken seines engen Lebens hinaus, und dankbare Enkel verehren in seinem Namen die heilige Form, welche die Gottheit durch ihn beleben ließ, durch ihn langen Jahrhunderten einprägte. Daher die Vermischung der Religionslehrer und Priester mit den Göttern, denen sie opferten, der Stämme mit dem Ahnherrn, der Erfinder und der Erfindung durchs ganze Alterthum, daher die Idee von Dämonen oder Mittelwesen, die ihr Volk beim höchsten Wesen und das höchste Wesen bei ihrem Volke vertraten. Wie die Sonne jeden Tag neuglän-

zend emporsteigt, so erneut sich jeden Tag eine Kunst, eine Sitte, welche das Menschengeschlecht beglückt. Bald ward es den Menschen klar, daß in ihnen selbst eine ähnlicher Funken schöpferischen Urfeuers lebte, wie in der übrigen Natur, die durch ihre große Masse ihn anfangs niederdrückte. Er fühlte, daß er in ihr nur das anbete, was ihm mit ihr gemein sey, daß der Geist in ihm den Körper um ihn auf die Knie werfe. Seine Sprache brachte von nun an in alle Kräfte, welche die Naturmassen, Flüsse, Meere, Wälder bewegten, menschenähnliche Gestalt, die sich selbst Welttheilen, Ländern und Städten, kurz allen todten Naturdingen zum Behuf der historischen Memnonik mittheilte. Zevs der Gott des menschlich gestalteten Lebens verdrängte die ungestalteten Titanen oder Elementargötter, die Thiere wurden Attribute der Menschengestalt, und der menschliche Gott König in irgend einem ihm angewiesenen Kreise der Natur. Auch hier that man dem Heiden unrecht, wenn man glaubt, er habe den einzelnen Menschen vergötzt. Das that erst der spätere verderbte Heroendienst, der eben so an die Stelle eines frühern trat, wie wir dies in den andern Zweigen der Abgötterei bemerkt hatten. Unedle Schmeichelei, welche die Gewaltigen auf Erden in der Person ihrer Kreaturen zu allen Zeiten umgibt

und verdirbt, vergötzte auch späterhin einzelne Menschen, schwache Sterbliche, oft ganz leer von dem Götterfeuer, das sie zu Wohlthätern des Menschengeschlechtes machen sollte. Aber in älterer Zeit war der Heide so sehr davon entfernt, das einzelne Individuum zu verehren, daß selbst jede außerordentliche wunderbare Gemüthsstimmung und Kraft im Einzelnen einem höhern, aber freilich menschenähnlichen Wesen zugeschrieben ward, worauf das Wesen der Epopee beruht, in welcher der Mensch geführt von den Göttern erscheint. Die ganze Mythologie ward episch, das heißt, der Mensch Werkzeug der Götter, und der größte Held, wie Homers Achilles, ist nur dadurch geehrt, daß die Götter am meisten durch ihn thun.

8.

Der durch die Urreligion auf die Ewigkeit gerichtete, in der Ewigkeit selige Mensch, hat sich selbst nach Verlust des Paradieses in die Zeit herabgestoßen. Von nun an erscheint er als mühselig, arbeitend, und alle Urkunden und Mythen verknüpfen die Idee der Arbeit mit dem Ende der goldenen Weltjugend. Selbst das Heidenthum beginnt schon mit dem silbernen Zeitalter des Zeus eine Epoche der Anstrengung. Darum

ist der handelnde Mensch auf die Zukunft gerichtet, und alle seine Lebensgötter verehrt er, weil sie ihn in der Zukunft unterstützen, für die Zukunft Rath geben sollen. Elemente und Gestirne verehrt er, weil sie die Zukunft ordnen und bringen, und der weissagende Geist von dem Himmel herabgerufen wird durch Zauber und Aberglauben selbst leblosen Dingen, Statüen, Talismanen u. s. w. mitgetheilt, so wie die ganze Astronomie zur Astrologie wird, die dem künftigen Menschenleben aus den Constellationen das Horoskop stellt. Das Sternenlicht, das alle Finsternisse vertreibt, zerstreut auch die Schatten, welche die Zukunft verhüllen. Dem prophetischen Thiere wird mit hetruriſcher Kunst das Eingeweide durchforscht, um darin Zeichen der Zukunft zu finden. Der Vögelflug, der den Umschwung der ganzen Natur, wie der Erde zu fühlen scheint, begleitet nach der Ansicht der Augurn die menschlichen Begebenheiten. Apis, der heilige Stier, ertheilt aus ähnlichem Grunde seine Orakel. Endlich müssen natürlich die Heroen, die für die Nachwelt arbeiteten, auch der Nachwelt ihr Loos weissagen können. Daher hat jede der drei von uns genannten Gattungen der Abgötterei ihre Orakel, und die Orakel wohnen da, wo die Erde durch besondre Naturwunder, Dampfhöhlen im Gebirg, finstre

Eichenwälder und Felsengebirge sich auszeichnet. Uebrigens thut man dem Alterthume Unrecht, wenn man glaubt, es habe den Schleier der Zukunft mit frevelnder Hand wegziehn, nicht blos lüften wollen. Vielmehr sind nach der Mythe alle Propheten unglücklich von Tiresias bis zur Cassandra, ihre Divinationsgabe ist ein krampfhafter, halb wahnsinniger Zustand, nächstdem, daß ihnen nie geglaubt ward. Das Leben ist eine Uebung in der Zeit. Eben so wie ein Spiel mit offnen Karten nicht vergnügen, noch üben kann, eben so wenig darf das Menschenleben, ohne sich selbst zu zerstören, den Vorhang der Zukunft ganz aufheben wollen. Das wußten die Heiden, wie wir. Aber sie verlangten nur Rath, nur einen mutheinsprechenden Wink von ihrer Wahrsagerkunst, und sie glaubten, die ganze Natur könne diesen ertheilen. Und in der That ein Blitz, der zur rechten Zeit vom Himmel fällt, ein auf dem Altar erwachendes Feuer, ein Adler, der sich über dem Haupte des Helden in die Luft schwingt, ein Vogelzug auf die rechte Seite hin, auf die Seite der Hand, die alles geschickt macht, — alles dies kann Wunderdinge verrichten — mehr als eine ängstliche Berechnung der Wahrscheinlichkeiten nach Bernoullis Calcul. Am allerwenigsten war das Orakelfragen den Königen und Staatsmännern zu ver-

denken, da ihre Verantwortung leider so groß ist. Un roi ne doit se conduire, que par ordre des Dieux immortels sagt Voltaire scherzhaft, aber wahr genug. Darum ehrten die Weisen bis auf den nüchternen Sokrates im Xenophon herab die Orakel. Daß alles dies zur Gaukelei, Zweideutlerei, Betrug, zum Werke der Parteilichkeit und Bestechung herabsank, ändert in der Hauptsache nichts. Denn was wäre wohl, das Menschen nicht entweihten? So riß Alexander mit Gewalt in einer Zeit, da der Pythia das Heiligthum bei Lebensstrafe verschlossen war, die sich sträubende Priesterin nach den Dreifuß. „Mein Sohn, rief sie, die Stufen mit Zittern betretend, Du bist unüberwindlich — und mit diesem Ausspruche zufrieden, erließ er ihr die förmliche Mühe den Gott zu fragen. Wir schließen diesen Artikel mit Curtius Bericht von eben diesem heldenabenteuerlichen Zuge nach dem Orakel Jupiter Ammons in Lybien, weil uns nichts besser das Orakelwesen in seiner Verderbniß zeigt."

„Alexander bricht mit auserwählter Mannschaft aus Aegypten in jene heiße, wasserarme Sandwüste auf. In den ersten Tagen scheinen die Aegypter die Gefahren der Reise übertrieben zu haben. Aber immer mehr starb die Erde ab. Unermeßliche Gefilde voll

Staubes öffnen sich, und das Heer wie in ein tiefes Meer gerathen, in Sand versinkend, muß die Erde mit den Augen suchen. Kein Baum, keine Spur von Landbau, alles versengt von der Sonne. Aber Zufall oder Göttergunst bedeckt plötzlich den Himmel und die Sonne mit Wolken, bald trinken die Wanderer, statt des Wassers wenigstens kühle Luft, und der Sturm schüttelt endlich einen Platzregen herab, den die Lechzenden mit dem Munde auffangen. Vier Tage waren hingegangen, als mehrere Raben dem Heereszuge entgegenflogen, bald die Fahnen des Welteroberers umschwebten, bald sich auf den Boden niederließen, bei langsamerer Bewegung des Heeres, kurz sich als Wegweiser anzukündigen schienen. Endlich gelangte man zu dem Heiligthume, welches wundervoll mitten unter diesen Syrten mit so dichten alten Bäumen bedeckt war, daß kein Sonnenstrahl in die heiligen Schatten drang. In dem ehrwürdigen Haine, der 50 Stadien ins Gevierte einnahm, murmelten Quellen süßen Wassers, das frische Grün und die Kühlung zu erhalten. Hier wohnten die Hammonier unter zerstreuten Dächern. Drei Mauern umgaben in der Mitte des Waldes eine alte Veste uralter Fürsten. In der äußersten war die Einkehr für die Kriegsknechte und Fürstenbegleiter, der Platz für die Wachen. In der zweiten Mauer wohn-

ten die Kinder und Weiber, und weiterhin war hier der eigentliche Tempel. In einem heiligen Bach daneben reinigte man zuvor die den Gott zu bringenden Geschenke. Ein andrer Wunderquell am Heiligthume, das Sonnenwasser genannt, vermehrte als Naturwunder die geheime Würde des Orts. Des Morgens war das Wasser lau, mit dem Tage wurde es kalt und stand Mittags auf dem Gefrierpunkte, dann erwärmte es sich wieder mit abnehmendem Tage, und um Mitternacht war der Wärmegrad bis zum Sieden. — Was man als Gott verehrte, war ein Stück Menschenkörper aus Smaragden und andern Edelsteinen zusammengesetzt und mit einem Widderkopfe versehn. Achtzig Priester trugen es in einem goldnen Schiffe (dem Sinnbilde der Weltregierung) auf den Schultern nach jeder Gegend hin, wo das Bild zufällig winkte. Silberne Becken an dem Schiffe herabhängend, und Weiber und Mädchen den Zug begleitend mit Liedern, vereinten sich in unharmonischen Tönen, um den Gott zum Orakelspruche zu bewegen. Alexander trat kaum dem Götzenbilde gegenüber, als ihn der älteste der Priester im Namen des Gottes als Sohn grüßte, und ihm diesen Namen für alle Zeiten ertheilte. Schon Philipp Alexanders Vater, war vom delphischen Orakel an das hammonische verwiesen wor-

den, und hatte des letztern Gunst gesucht. Die geheimen Priestergesellschaften waren im Bunde, die Welt zu betrügen und die Begebenheiten derselben mittelst der Könige zu lenken. So bedarf es nicht der boshaften Erklärung einiger Alexanders Glück beneidenden Schriftsteller: „der Hohenpriester hätte den Welteroberer, auf griechisch Söhnlein (Paidion) nennen wollen, habe aber einen Sprachfehler gemacht und ihn Sohn des Zevs (Pai-dios) genannt, — wenigstens ein sehr glücklicher Schnitzer, ein Zufall, der die Würde des Orakels annehmen kann. Dem sey wie ihm wolle; Alexander erklärte in stattlicher Gegenrede, daß er diesen Namen anerkenne und annehme. Mehr als um die Göttlichkeit war ihm um die Welteroberung zu thun. Er nahm daher den neuen Namen nur unter der Bedingung an, daß sein Vater ihm zum Beweise die Weltherrschaft zukommen lassen möchte. Der Oberpriester ging noch einmal in das Heiligthum. Man schüttelte das Götzenbild, welches nicken mußte, und sogleich erklärte man, die Weltherrschaft könne nicht ausbleiben. Noch einmal vergaß sich der neue Gott Alexander, vielleicht absichtlich, um neue Bestätigung seiner Würde zu veranlassen. „Hab ich, großes Wesen, fragte er, alle Mörder meines Vaters bestraft, oder sind einige entflohn?" — „Rede wahrer, rief der Hohe-

priester. Welcher Sterbliche könnte deinem Vater nach dem Leben trachten? Aber die Mörder des Philipp haben ihren Lohn. Deine Geburt aus Gott werden deine großen und glücklichen Thaten bezeugen. Niemand hat dich besiegt, und in Zukunft wird dich keiner besiegen! Dies ist dein Loos, bis du zu den Göttern gehst!" Natürlich war der König über diese Aussprüche höchlich erfreut, und lohnte sie mit königlichen Geschenken. Hierauf ward den Freunden Alexanders auch eine Frage frei gegeben. Sie fragten den Gott, ob sie ihrem Fürsten göttliche Ehre erzeugen dürften? Auch dies ward von dem Oberpriester bejaht. Kurz Alexander zog vergnügt zurück durch den Sand, der Befehl über seine Gottheit ward in die Länder ausgefertigt, und von Stund an nahm sein Wahnsinn zu.

Curtius, Alexanders Geschichtschreiber, seufzt bei dieser Gelegenheit. Glücksgöttin, die du deine Söhne und Lieblinge zu übermäßigem Selbstvertrauen verführst, warum machst du sie gieriger nach Ruhm, als fähiger den Ruhm zu ertragen?

VII.

Die Erbschleicherin

von

Kähler.

Mein Vater war ein Baron, wie viele Barone; er hatte viel Geld, und noch unendlich mehr Schulden, viel Verstand, doch unendlich mehr Launen, viel Herzensgüte, doch noch viel mehr Leidenschaftlichkeit, viel körperliche Stärke und Wohlgestalt, doch nebenbei eine unersättliche, alles verschlingende Lüderlichkeit. So starb er vierzig Jahr alt, die Mutter war schon länger todt, und weder Grahams himmlisches Bett, noch irgend ein Leibarzt in Europa hätten seine Nerven zuletzt stärken können,— seinen zwei Söhnen aber, wovon ich der jüngere war, hinterließ er nichts, als einen Namen, von welchem die Welt gewohnt war, viel Gutes und viel Böses zu hören.

Mein Bruder Heinrich kam zu einem Onkel, einem reichen Majoratsherrn, dessen Erbe er seyn sollte. Ich zu einer Tante im fernsten Winkel von Preußen, die steinreich war. So schien das Glück, welches oft, wie junge Genies an sich selbst, die Zügellosigkeit für Genialität gelten läßt, es recht darauf

anzulegen, daß wir beide den väterlichen tollen Lebenslauf wieder beginnen, und mit dem Aufwande einer halben Million, gleich einer Rakete, in der Welt einen kurzen, aber glänzenden Lärm machen sollten.

Tante war eine gute, gute Frau. Sie fand, daß ich ihrer Schwester, meiner Mutter, ähnlich sähe, und das gewann mir ihr Herz im ersten Augenblick für immer. Ihre Haushaltung war das Gegentheil von der meines Vaters. Dort wechselte alles schnell, wie die Laune selbst; hier schien das Ganze eine mit dem strengsten Aufseherfleiß bewahrte Sammlung alter Sitten, jeder Tag ein Exemplar einer mit stehenden Lettern gedruckten Lebensordnung zu seyn. Groß ging alles zu und glänzend, aber dieser Glanz war wie die Dezembersonne starr und ohne Wärme. Selbst das Kleinste durfte nicht fehlen; doch erfüllte die sichtbare Abgemessenheit stets mit heimlicher Furcht, daß es fehlen könnte. So jung ich war, erst zehn Jahr alt, so fühlte ich das so deutlich, daß ich in den ersten Wochen, selbst auf Tantens freundliche Einladung, von den Makronen, die bei jeder Mahlzeit regelmäßig beim Konfekt waren, keine zu nehmen wagte, und gerade von den liebsten Gerichten mich mehr in Gedanken sättigte. Unter der Dienerschaft war keiner kürzer als

zehn Jahr im Dienst; man konnte die Stunde berechnen, wo, und in welcher Beschäftigung man jeden antreffen würde. Schnupfen, Migräne, Krämpfe, und jene übrigen Plage- und Störgeister häuslicher Ordnung hatten hier ihre Gewalt verloren; Tante trug ihre Unart still in den Stunden der Ruhe; wenn die Glocke zum Frühstück klang, war sie in vollem Staate da, und führte die Unterhaltung immer gleich zierlich und freundlich; nur die Gesellschaft des Hausarztes deutete zuweilen auf verborgene Leiden. Wie die Menschen, so die Thiere; die Hunde, jeder auf seinem Bettchen an fester Stelle, das sie nur verließen, um jeden Eintretenden, ohne Bellen mit liebreichem Wedeln, kurz zu bewillkommen; die Pferde im gravitätischen Trott so abgemessen auftretend, daß die Dauer unsrer Reisen, die nie über eine Meile gingen, sich auf die Minute berechnen ließ.

Dagegen welcher sprudelnde Wirrwarr in Vaters Hause! Zwanzig Diener durcheinander rennend, in jeder Ecke mit Dienerinnen schäkernd; bald in dem, bald in jenem Zimmer Tapezierer, Tischler, Maler; wie irgend ein bedeutender Gast sich sehn ließ, ein wildes Arbeiten, ihn mit beispielloser Verschwendung zu sättigen und zu ergötzen; um drei Uhr früh Nacht, und oft um zwölf Uhr Mittag erst Morgen; bald Ge-

tümmel der Jagd, bald eine Reise, die einer Auswanderung glich: die Pferde Parforcerenner vor leichtem Kabriolet, die Hunde ungeheure Rüden, die mit furchtbarem Gebell empfingen und begleiteten; Vater selbst aber heute sanft, zärtlich, wunderfreundlich; morgen scheltend, knurrig, ächzend; das war die Welt, oder vielmehr das Chaos wildempörten Lebens, woraus ich plötzlich in diese Stille festlicher Ruhe und Ordnung trat.

Von Natur liebt der Mensch die Unordnung, als eine Gesellin der Freiheit, die er mit Stolz für sein geistiges Erbe erkennt; hat er aber einmal die Ordnung gefunden, dann schätzt er sie über alles, als das einzige Mittel seiner Freiheit froh zu werden. Gar trübselig schien mir anfangs Tantens Haus und Manier, ich weinte oft heimlich darüber. Aber bald heftete mich ihre stets gleiche mütterliche Zärtlichkeit eben so innig an ihre Person, als das Gefühl innrer Zufriedenheit an das Leben, welches ich bei ihr führte. Denn es fehlte mir nichts, was sich mit strengem Anstand vereinigen ließ, und wenn zuweilen einer kleinlichen Gravität ein Opfer gebracht werden mußte, so war es unbedeutend, und über unzähligen Vortheilen leicht vergessen.

Ich erhielt einen Hofmeister, einen guten, ernsten, gesetzten, geschickten Mann. Er zähmte, durch die Umstände unterstützt, leicht eine mir eigne Heftigkeit, und einen Trotz, welche im väterlichen Hause mehr als zu viel Spielraum gefunden hatten. Ein hoher Ehrgeiz, noch zu kindisch, um zum adlichen Stolz, oder zur brittennachahmenden Sucht bizarren Aufsehens ausgeartet zu seyn, gab ihm das Mittel mich leicht zu regieren. Ich lernte, wohl nicht zu viel, da es an Zerstreuungen nicht fehlte, und Tante in ritterlichen Uebungen mir volle Freiheit ließ; aber doch mehr, als gewöhnlich Jünglinge meines Standes, und die Hauptsache war, daß die Regelmäßigkeit des Ganzen auch meinen Studien eine gewisse Ordnung, und mir dadurch einen Sinn für das Ernste und Schwere gab, der sich bei den hervorstechendsten Talenten ohne eigentliche Arbeit nicht gewinnen läßt, und ohne welchen sie in unfruchtbare, abenteuerliche Spielereien ausarten.

So war ich zwanzig Jahr alt, und mit jedem Jahr in höherem Grade meiner Tante Liebling geworden. Mit etwas mehr Laune wäre es mir vielleicht nicht schwer gefallen, in ihrer Art und Weise manches zu ändern. Aber die große Güte ihres Herzens machte jeden bald ihre Förmlichkeit vergessen; und gern richtete ich mich nach ihrem Geschmack, da sie, oft mit

sichtbarer Ueberwindung, alles that, den meinigen zu befriedigen. Es fehlte mir gar nicht an Lust, oder an einer tieferen Ansicht des Lebens; aber lange Gewohnheit hatte mich zum vollkommnen Kammerherrn gebildet, eh' ich noch einen Hof gesehen; Tanten aufwarten, mit den Damen zierliche Diskurse führen, steife Feten arrangiren, und die männlichen Honneurs dabei machen, nebst manchen eleganten Gesellschaftskünsten, waren, außer Wissenschaften und Leibesübungen, mein tägliches Geschäft; und mein Herz war, bei allem ursprünglich darin lodernden Feuer, so nüchtern dabei geblieben, daß es in jeder Hinsicht von innen so anständig, als mein Betragen von außen war.

Tante wollte nicht, daß ihr lieber Wilhelm Soldat würde. Zum Hofdienst als Page war ich zu stolz; mein Lehrer hatte mir so etwas von Römersinn eingehaucht, der bis jetzt wenigstens negativ wirkte. Doch fühlte meine Pflegerin selbst, daß ich, bei allem Glanz des Reichthums, in ihrem Hause nur eine veredelte Spielart von Landjunker werden könnte; und von ihren, und aller alten Damen und jungen Fräulein in der Nachbarschaft Thränen eingesegnet, ging ich nach Göttingen ab. Es erschütterte mich tief, als ich die alte, stattliche Frau beim Abschiede zum ersten-

mal der Gewalt einer Zuneigung und eines Schmerzes erliegen sah; ich fühlte, daß der Mangel meines muntern Daseyns ihrem steifen Formenleben den letzten geistigen Reiz entziehen würde; und die Betrachtung, wie viel meine Wohlthäterin dadurch verlor, milderte gar sehr die Freude, welche sich so mächtig in mir regte, endlich einmal mit offnem Sinn und frischer Kraft in das anmuthige Leben einer mannigfaltig wechselnden Welt zu treten.

Doch von Natur heftig, aber auch ernst und überlegt, hatte ich den Sinn für Ehre und Anstand schon zu kräftig gefaßt, um die Freiheit zu mißbrauchen. Ich wurde freilich anfangs selbst gesetzten Männern lächerlich mit meiner antiken Hofmanier des Betragens. Doch ein gesunder Kopf findet die Gränze der Thorheit leicht, wie sie ein gesundes Herz ohne Schwierigkeit vermeidet; was mich wenigstens vor Unbesonnenheit schützte, als es für Narrheit galt, wurde, als es aufhörte sie zu seyn, ein von allen rühmlich erkannter Vorzug meines Charakters. Ich würde es nicht sagen, wenn die Achtung braver Männer und der edelsten Jünglinge mir es nicht rühmlich und erfreulich bestätigt hätte. Mein Geist und Herz setzten sich selbst das Ziel männlicher Tugend, nicht im Anfall poetischen Rausches, sondern mit klarem Bewußtseyn und festem

Entschluß. Meine Manier machte mir leicht zu scheinen, was ich zu seyn begehrte; aber wenn ich, wie alle, nicht ganz war, was ich schien, so gründete sich doch selbst dieser äußerlich veredelnde Schein auf das aufrichtige Bestreben meiner Seele, es wirklich zu seyn.

Wie hätte ich Tanten nicht doppelt lieben sollen, da ich jetzt deutlicher als jemals erkannte, wieviel Bewunderung und Verehrung ein Herz verdiene, das, von Jugend auf im Streite mit steifer ertödtender Form, sich dennoch in seiner vollen Liebenswürdigkeit und Güte behauptet hatte! Ich drückte ihr diese Gesinnung in meinen Briefen mit einer Herzlichkeit aus, welche sie oft mit Rührung erkannte und erwiederte. Anfangs schrieb sie sehr traurig, ja mit ergreifender Resignation, als ihre alte Freundin und Gesellschafterin, eine gutmüthige alte Jungfrau, welche kein Verdienst hatte, als das Abbild ihres Thuns, das Echo ihrer Meinungen, und das Wörterbuch alter und neuer Begegnisse und Personen zu seyn, ihr bald nach meiner Abreise durch den Tod entrissen wurde. Eine Nichte, Amalie von Helfenstein, leider noch sehr jung, sollte ihre Stelle ersetzen. Sie klagte in der ersten Zeit viel über ihre regellose Lebhaftigkeit. Ich bediente mich des Rechts, das sie mir einräumte, Amaliens

Partie zu nehmen, indem ich mich auf die Früchte bezog, die sie durch ihre Nachsicht, wie sie selbst rühmte, von meiner Bildung eingeerndet. Allmählig verwandelte sich die Klage in Zufriedenheit, endlich in begeistertes Lob. Ich freute mich darüber, wenn ich auch nicht vermochte zu beurtheilen, ob schlaue Klugheit oder wahre Vorzüge diese Veränderung bewirkt hätten.

Die gute Tante starb. Ich betrübte mich, wie über den Tod einer Mutter, ohne an die Erbschaft zu denken, welche mir dadurch zufiel. Ihr Beamter meldete mir zugleich, daß das Testament noch nicht eröffnet, aber vorgefunden sey. Ich war deswegen nicht in Sorgen, ihre Liebe gegen mich war außer Zweifel. In einem zweiten Brief, einige Wochen später, schrieb er, es sey geschehn: meine Tante hätte mich zum Erben der einen Hälfte, Fräulein Amalie von Helfenstein zur Erbin der andern eingesetzt, falls ich diese heirathete; außerdem sollte sie das Ganze und ich nur dreitausend Thaler, wie mein Bruder Heinrich, und einige Kostbarkeiten bekommen.

Es ist mir unmöglich zu sagen, wie tief mich diese Nachricht erschütterte. Nicht des Verlustes wegen, ich hatte nicht genialischen Leichtsinn genug, um ein glänzendes Glück, wohl über drei Tonnen Goldes, gleich

einer Seifenblase, lächelnd verschwinden zu sehn; aber so viel Philosophie, um mich nicht für unglücklich zu halten, weil ich arm war. Aber daß eine edle, mir mit der mütterlichsten Zärtlichkeit ergebene Seele durch die schlaue Klugheit eines Mädchens dahin vermocht worden war, mich in ihren letzten Augenblicken als einen Fremdling zu verstoßen, das that mir unendlich weh. Denn für was weiter konnte ich die hinzugefügte Bedingung ansehn, als für ein Hülfsmittel der listigen Unterhändlerin, sich in den Besitz des Ganzen zu setzen, indem sie ohne Liebe einen Mann heirathete, der sie nahm um sich seine Hälfte der Erbschaft zu erhalten? Eine Habsucht wie diese, in zarter Jugend, warf den Stempel der Häßlichkeit auf die Person, die ihrer fähig war, und hätte sie, die ich nicht kannte, Reize einer Houri besessen; und ich fühlte mich gänzlich unfähig, auch nur einen Augenblick zu berathschlagen, ob es der Mühe verlohnte ihre Bekanntschaft zu suchen.

Zwar meine Freunde dachten größtentheils anders. Man sage was man will, daß große Aufopferungen leichter sind; gewöhnlich sind sie nicht. Was man im Schauspielhause beklatscht und in Romanen mit Thränen der Rührung bewundert, erregt Achselzucken im gemeinen Leben. Junge Männer, deren Gesinnung ich schätzte, fanden dreihunderttausend Thaler so wichtig,

daß sie eine Megäre sich als Zugabe hätten gefallen lassen. Nicht blos Wüstlinge, selbst Männer von Charakter behandeln die Ehe so leicht, so ganz als Sache des Bedürfnisses, daß ich Gelächter erregte, wenn ich die Bedingung, ein junges Mädchen zu heirathen, als unerfüllbar angab, weil ich es nicht liebte, und unter diesen Umständen nie versichert seyn konnte es zu lieben. Erfahrne Männer und Frauen von gesetztem Alter urtheilten eben so, nur aus andern Gründen, die ich, als Belehrungen des eignen Lebens, nicht zu fassen, also nicht zu beurtheilen vermochte. Nur wenige riefen mir zu, wie Thekla im Wallenstein dem geliebten Max, zu thun, was mein Herz entschieden; die waren es, deren Verstand ich nie mit dem Herzen, deren Thun ich nie mit dem Willen in langem und bedenklichen Widerstreit gefunden. Ihnen folgte ich und mir selbst, und schrieb an den Beamten zurück, daß ich bedauerte, die von meiner Tante gesetzte Bedingung nicht erfüllen zu können, und Fräulein Helfenstein den Besitz des Vermögens überließe.

Darauf erhielt ich einen Brief von ihr selbst. Er war sehr gespannt; ich fühlte Unbehagen und doch zuweilen, wie dunkle Ahndung, eine wehmüthige Erschütterung dabei. Ich hätte gewünscht, ihr glauben zu können. Aber die That sprach zu deutlich, und ich

erwiederte auf ihr Anerbieten, mir meine Hälfte uneingeschränkt zu überlassen, die bestimmteste Versicherung, daß Achtung für das Gesetz und für das Andenken meiner Tante mir nicht erlaubten, irgend eine Aenderung in ihrem Willen zuzugeben, so wenig, als meine Gesinnungen, von den darin angebotenen Vortheilen Gebrauch zu machen.

Mehr Lust und Hoffnung des Lebens, als ich geglaubt, war mir durch diese Begebenheit zertrümmert. Dreitausend Thaler waren nichts für einen Jüngling, der mit so viel Ansprüchen erzogen war. Ich fühlte mich eingeengt von dem Loose eines armen Edelmanns, dem ein Ehrgefühl, welches er nicht leicht überwinden kann, und wenn sein Stand einige Bedeutung behält, nicht überwinden soll, verbietet, Erwerbszweige zu suchen, welche dem Bürgerlichen frei stehn; und dem also nur übrig bleibt, die Hülfsmittel einer Gunst zu wählen, die ihm leicht zu Theil wird, aber eine edle Seele durch das Gefühl nicht verhältnißmäßigen Verdienstes zu Boden drückt.

In Ungewißheit, was zu thun, verlebte ich ein Jahr. Meine Armuth hatte meinen natürlichen Trotz vermehrt, und, die meine Gönner seyn wollten, empfanden ihn jetzt mit doppelter Empfindlichkeit. Mein kar-

ges Erbtheil nahm ab, weil ich nicht verschwenderisch, aber mit altem Glanze lebte. Mit finstrem Gemüth nach einem Entschlusse suchend, der leicht zu finden, aber schwer zu ergreifen war, besann ich mich plötzlich, daß ich einen Bruder hatte, oder vielmehr ich wurde daran erinnert, als ich vernahm, daß der Onkel gestorben war und ihm das sehr ansehnliche Majorat hinterlassen hatte.

Es scheint befremdend, daß er mir so lange fremd geblieben. Aber — ohne die weite Entfernung zu rechnen — die Liebe aller Art gedeiht nicht im wilden Taumel verschwenderischer Zerstreuung; es war Ein Name, was uns verband, weiter nichts; und die damals liebenswürdige Leichtigkeit meines Bruders, im Geiste des im Vaterhause herrschenden Tones zu leben, hatte den Rest natürlicher Anhänglichkeit in mir erstickt, der ich weder Lust noch Talent hatte, darin mit ihm zu wetteifern, folglich ihm nachgesetzt wurde. Der Onkel war, durch seine natürliche Art zu leben und Familienverhältnisse, mit der Tante gespannt, und die funzig Meilen, welche zwischen uns lagen, hatten bald die kindische Korrespondenz der ersten Monate aufgehoben. Ich wußte gar nichts von Heinrich, als daß er lebte, groß wuchs, erst Student, dann Soldat wurde, zuletzt auf Reisen ging, und dem Onkel viel Geld kostete.

Indeß liegt ein eigner Nachdruck in der brüderlichen Liebe, selbst bei ungleicher Gesinnung. Hier gebietet die Natur eine Mittheilung, eine Nachsicht, ein Vertrauen, eine Bereitwilligkeit zur Hülfe, die bei freiwilliger Wahl durch unzählige Bedenklichkeiten erschwert werden. Längst gewöhnt, das menschliche Leben in idealer Vollkommenheit zu lieben und zu suchen, ergriff ich das Glück, einen Bruder zu besitzen, plötzlich mit Voraussetzungen, die mich entzückten und mit einer Liebe erfüllten, welche zu ihrer Begründung der Hoffnungen nicht bedurfte, die ich jetzt auf ihn setzte. Voll des Gefühls dieser reinen Liebe, ja brennend vor Verlangen sie gegen die seinige auszutauschen, setzte ich mich auf, um ihn in seinem jetzigen Eigenthum aufzusuchen.

Ein junger Mann von sehr einnehmender Bildung empfing mich. Baron Wartenberg? fragt ich, „der bin ich.“ Ich bin dein Bruder Wilhelm! und indem ichs hastig aussprach, lag ich mit der mir eigenthümlichen Glut der Empfindungen in seinen Armen und herzte und küßte ihn. Er erwiederte einige Worte mit jener kühlen matten Freundlichkeit, welche bei feinen Personen den Mangel, und bei denen erstorbenen Herzens die Unfähigkeit der Liebe verdeckt.

Ich war zu erschüttert, um mich daran zu stoßen, und ging mit ihm ins Haus. Dort war eine Gesellschaft, die ich gemein nennen möchte, wiewohl von der feinsten Haltung — aber nach meiner derben Art zu denken und zu fühlen, haben mir jene Unterhaltungen, wo alle Wahrheit in Gedanken und Empfindungen verbannt ist, und ein unaufhörlich springender, gehaltloser Witz das Nichts, welches kursirt, in seinem Nichts zu verbergen sich müht, immer ein nur zu treues Bild der Kraftlosigkeit geschienen, welche in höhern Ständen so häufig einer ausschweifenden Lebensart folgt. Einige koquettirende Damen, welche für ein gesundes Auge keinen Reiz besassen, als eben diese Koquetterie, konnten die Scene nicht interessanter machen. Nach den ersten gewöhnlichen Fragen verstummte ich, und that, was stumme Zuschauer von einigem Geist immer thun, und weswegen sie jenen, deren ganzes Streben dahin geht, ihre sittliche Blöße durch erzwungenen Geistesglanz zu verbrämen, so unausstehlich sind — ich beobachtete die Personen.

Ich schweige von den andern; aber das Bild, welches sich von meinem Bruder in meine Seele allmählig drängte, betrübte mich tief. Bei aller Anmuth, die er seinem Gespräch zu geben wußte, bei allem Geist, der daraus hervorblitzte, bei aller edlen Haltung

seines Körpers, war Schlaffheit, Ermattung, ein in sich selbst beunruhigtes Gemüth, in seinem Wesen, wie in seinen Zügen ausgedrückt. Unwillkührlich dachte ich an meinen Vater, dem er sehr ähnlich sah; es schien, da das väterliche Leben so kurz gewesen war, das des Sohnes, als der zweite Theil, es nur vollständiger entwickeln zu sollen. Die in sichtbarem Einverständniß sich begegnende Buhlerei mit einer jener Damen, die ich an einem andern als etwas an sich Erbärmliches kaum beachtet haben würde, kränkte mich schmerzlich an einem Bruder, den ich liebte, und von dem ich foderte, daß er dieser Liebe durch ein Streben nach innerer Würde verdiene, wozu ein reich ausgestatteter Geist und Gemüth ihn berechtigten.

Damals wußte ich noch nicht, woher das Gift, das diesen edeln Keim zerfraß, seinen Ursprung genommen. Ein alter Freund vom Hause sagt' es mir. Mein Onkel, von welchem ich außer seiner Gestalt keine Erinnerung mehr hatte, war meinem Vater nur an zügelloser Lebensart gleich, sonst ein Mann ohne Geist, ohne Zartheit der Empfindung. Ein elendes Leben an elenden Vergnügungen hinschleppend, zeichnete er sich in nichts aus, als daß er bis zum Tode Mädchen verführte und Maitressen hielt. In solcher Schule wurde

Heinrich erzogen, und der schwachsinnige Mann fand an dem kecken Muthwillen Vergnügen, womit sein noch knabenhafter Neffe seinem Beispiel folgte. In einem Alter wo sonst Scham schützt, und das noch unbefleckte Herz der erwachenden Natur höchstens in einer romantischzärtlichen, ihren Gegenstand wohlthätig veredelnden Liebe huldigt, leerte der unglückliche Jüngling den ekelhaften Kelch der Wollust bis auf die Neige, und zerstörte sich selbst durch die ausschweifendste Sinnlichkeit für immer den Zauber der Empfindung, wodurch ein unsichtbares Reich der Schönheit sich an jedes noch so körperlich irdische Verhältniß verklärend knüpft. Ein Sklave thierischer Lust konnte sich sein Gemüth nur bis zu einem poetischen Spiel der Einbildungskraft erheben, das, ohne alles Band mit seinem ertödteten, verunreinigten Herzen, ein leeres, in Ziererei ausartendes Träumen war. Aller Macht über sich selbst durch frühe Lasterhaftigkeit beraubt, entbehrte er gänzlich des Verständnisses, wie der Macht der Tugend, die sich in ihrer Gottheit, als dem schwachen sinnlichen Menschen von Natur widerstrebend, nur durch Enthaltsamkeit, und eben so gewaltige als ausdauernde Anstrengung an das irdische Leben fesseln läßt. Alle Belehrung, alles Studium, alle Erfahrung, alle Strafe führte hier zu nichts.

Die Blitze der Wahrheit konnten, indem sie die grauenvolle Tiefe eines sündlichen Gemüths erleuchteten, nur seine Unruhe vermehren und es mit Widerwillen dagegen erfüllen; die Wissenschaften blieben ein hohler Klang für den, der sie blos als geistreiche Kombinationen auffaßte; die Erfahrung machte nur satt durch Ekel, und lüstern nach neuem Reiz; und die Strafe erbitterte statt zu bessern, und blieb rächend, aber fruchtlos, als eine innere Empörung zurück, die, manchmal dem Wahnsinn gleich, in jedem elenden Zeitvertreib, jeder kleinlichen Auszeichnung, ein Mittel ergriff, sich übertreibend mit der Einbildung eines Werthes zu täuschen, der für eine so unharmonische Seele in Ewigkeit unerreichbar blieb.

So war mein Bruder Heinrich — und mit heimlichen Thränen verfolgte ich dieses Bild in seinem mattschleppenden Gange, seinen unmerklich zitternden Armen, in der düstern Wolke auf seiner schön gewölbten Stirn, in dem launenhaften Wechsel seiner Heiterkeit und Freundlichkeit, in seiner geistreichen aber schielenden Art zu philosophiren, in seinen nach Größe strebenden, aber bizarren Unternehmungen, in seinem kindischen, sich selbst für Energie achtenden Trotz, in seinem feinen, aber durch Uebersättigung aller Art in leeres Künsteln ausartenden Geschmack, endlich in sei-

ner Kälte für alles, was von dem Herzen, als der eigentlichen Quelle menschlicher Vollkommenheit, veredelnd und den Egoismus mäßigend ausgeht. Liebenswürdig war er dennoch, und ich verlebte sehr angenehme Stunden bei ihm; auch war er nicht böse, wie viele glaubten, nur unfähig der Güte, die sich in Herrschaft über sich selbst bewährt; — ein Herrmann von Löbeneck, nur mit dem Unterschiede, daß jener, obschon ernstlich kämpfend, meistens unterlag; dieser von sich selbst tyrannisirt, sein besseres Ich ohne Kampf dem schlechtern, wenn dieses gebot, unterordnete.

Einige Tage nach meiner Ankunft schlug er eine Spazierfahrt nach dem nahen Städtchen vor. Unterwegens erzählte er mir, daß er mich seiner Zukünftigen, einer alten Bekannten von mir, vorstellen wollte. Auf meine Frage nach ihrem Namen verwies er mich lächelnd zur Ruhe.

Wir kamen an, und hielten vor einem artigen Hause still; ein Bedienter sprang heraus, und fragte mit der Miene eines Bekannten nach unsern Befehlen; mein Bruder ließ sich und einen Fremden melden, und wir eilten hinauf.

Oben empfing uns eine ältliche, und eine junge

Dame, mir beide unbekannt. Aber kaum sah ich diese, so durchdrang ein heimliches Zittern vom Herzen aus meinen Körper, und, was ich nie geglaubt, und als ein Uebermaß von Empfindsamkeit in dichterischen Werken oft verlacht hatte, das empfand ich halb erstaunt, halb betrübt, an mir selbst; ich fühlte augenblicklich mit brennender Liebe ewig der Sklave des Mädchens zu seyn, das seine blauen Augen mit unerklärlich düsterm Ernst auf mich heftete.

Bei Tanten hatte ich mit einem empfindsamen niedlichen Fräulein, in Göttingen mit einigen gebildeten Mädchen von angenehmer Gestalt in solcher Verbindung gestanden, wie sie das Alter des Gefühls gleichsam zur Uebung für eine ernstere Wahl zu haben pflegt. Eine stärkere Anhänglichkeit, als an andre, und ein ergötzlicher Tausch von Aufmerksamkeiten, deren Werth nur im unmittelbaren Gefühl eines jeden seine Bestimmung findet, war alles, was diese Verbindungen auszeichnete; keine hatte mein Herz so angeregt, daß sie meiner Vernunft den vollen Gebrauch ihrer selbst auch nur in einer Minute zu rauben fähig gewesen wäre.

Jetzt aber, welcher Aufruhr, welcher Krieg in meiner klopfenden Brust! Diese zartgewundene Gestalt, wie aus der Phantasie eines genialischen Bildners ohne

Mühe gerufen, diese jugendliche Fülle, deren Ebenmaß gleichwohl so fern von Ueppigkeit war, dieser frische Glanz der weissesten Haut, und vor allem diese edeln, geistvollen Züge, dieses scharfe, blitzende, und doch Unschuld und Güte mit Ehrfurcht gebietender Macht aussprechende Auge — ach ich stand verzaubert, stumm, verlegen, anbetend, und bemerkte nur am Erröthen des Engels, daß er mich durchschaute, und durch meine forschenden Blicke beunruhigt zu werden schien.

Mein Bruder betrachtete uns anfangs lächelnd, dann etwas verlegen. Der Sinn seines Blicks brachte mich zum Nachdenken; eine dunkle Ahndung ergriff mein Herz, und ich zitterte vor dem, was folgen sollte.

Nun, schöne Kusine, sagte er, dies ist mein Bruder aus Göttingen. Sie scheinen ihn nicht mehr zu kennen.

Ich kenne ihn, erwiederte sie, und heftete auf mich einen durchbohrenden Blick. Aber Ihr Herr Bruder kennt mich nicht. Ich bin Amalia von Helfenstein; und dies ist meine Mutter.

Sie hatte das Urtheil meiner Schuld und meines Unglücks ausgesprochen; wie vernichtet stand ich, von seinem Wetterstrahl getroffen, und sein Sinn hallte donnernd in der Tiefe meines Geistes. Sie sagte es

mit Selbstgefühl, aber ohne Uebermuth; ja wie ein Schatten wandelte ein Zug des Schmerzes über ihr Gesicht.

Sie wandte sich wieder an meinen Bruder, und erklärte ihm, wie sich die Sache verhielt, kurz, und ohne nähere Beziehung auf unser Verhältniß. Dann führte sie ihn mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Feinheit auf einen andern Gegenstand; und ihre, und Heinrichs ungemeine Gewandtheit, würden mir in dem Gespräch, woran ich fast keinen Antheil nahm, großes Vergnügen gemacht haben, hätten nicht Scham, Reue, Eifersucht, mich mit unbeschreiblicher Qual erfüllt.

Einigemal redete sie auch mich an, erröthend und bewegt. Was ich antwortete, stotternd und scheu, konnte sie nicht einladen es oft zu thun. Um so lebhafter und angelegner unterhielt sie sich mit meinem Bruder. Was sie sagte, war interessant, richtig gedacht, fein und tief gefühlt. Die Art, wie sie es sagte, bezauberte durch die zarteste Bescheidenheit, wie durch ein Wohlwollen, das mein Herz zerriß, indem es sich gezwungen fühlte, sie darum um so mächtiger zu lieben. Mit großer Kunst wußte Heinrich diesen Ton zu erwiedern; und ich würde ihn für einen En-

gel des Lichts gehalten haben, hätte er sich je die Mühe gegeben, dieselbe Kunst gegen mich anzuwenden.

Der Besuch wurde abgebrochen, und mein Bruder äußerte mir unterweges seine Verwunderung. Ich sagte ihm kurz meine Gründe. Er lächelte nach seiner Art. „Jeder nach seiner Neigung, sagte er. Du hättest die schönste Gelegenheit gehabt, aus einem armen Kadet, Stifter einer eigenen Linie unsers Hauses zu werden. Du hast es nicht gewollt, und wirst mir nicht verübeln, wenn ich von Deiner Laune Nutzen ziehe. Amalie ist ohne Tadel — wäre sie arm, so würde ich sie geliebt haben; denn es hat einen eignen Reiz diese erhabnen Seelen in den Banden zärtlicher Schwachheit zu halten. Aber sie hat drei Tonnen Goldes, und darum will ich sie heirathen, so sehr mir davor graut — aber ich sehe keine Möglichkeit, mit zwanzig tausend Thaler jährlich auszukommen."

Ich antwortete wenig. Wir trennten uns zu Hause bald; denn ich konnte meine Verstimmung nicht verbergen.

Ich Elender, welchen Schatz hatte ich verschleudert! Des Geldes, so sehr ich dessen bedurfte, dachte ich nicht mehr; das Gefühl, den Besitz eines Engels, wie dieser, verscherzt zu haben, folterte mich mit un-

nennbaren Qualen. Konnte ich denn so unsinnig seyn, und meiner Tante zutrauen, daß sie mich einem nichtswürdigen Geschöpf verkuppeln wollte — der feinen, überlegten, durch zehnjährige Liebe so fest an mich geketteten Frau? War es nicht der Mühe werth, wenigstens zu kommen und zu sehn? Diese Einfalt aus eingebildeter Seelengröße war es, was mich von Sinnen brachte über meinen Verlust; mit Wuth höhnte ich mich selbst durch die Erinnerung, wie ich so philosophisch vornehm in Göttingen mich entschlossen, Reichthum und Liebe, die mir das Glück aus der Weite von hundert Meilen plötzlich verschwenderisch anbot, pah! — weit, weit wegzuwerfen; und mit großen Schritten, selbstgenügsam wie ein König, im Zimmer umherging, und, mich selbst bewundernd, weder an der Welt, noch selbst an der verschmähten Bewunderung zweifelte!

Und muß es nicht eben so jedem Jünglinge gehn, der philosophisch fest und groß einhertreten will, zu einer Zeit, wo mit der Neigung sich erst die Kraft des Gemüths entfalten, und so die Masse der Selbständigkeit geben soll, die, rein aus Idealen entsprungen, eitel Schaum und Traum, eine Art Nachtwandlung ist? die Weisheit ist fast immer Narrheit — a priori.

Jetzt war die Gelegenheit auf leichtem Fittig entflohn — sie kam nicht wieder. Sollte ich mit zweifelhaftem Erfolg versuchen, das Verlorne wieder zu gewinnen? Was ich damals als Recht fodern, und unbestritten erhalten konnte, jetzt, meine Schande bekennend, als ein Geschenk der Barmherzigkeit suchen? und vielleicht, — wie ich verdiente — verschmäht werden? Nimmermehr! meine Wangen glühten vor unwilliger Scham bei der bloßen Idee — und doch — ich hätte mich wohl entschlossen, und schüchtern von weitem mich zu nähern gesucht; es riß mich fort mit der Allmacht zuerst in voller Kraft empfundner Liebe — aber sie war die Braut, und wie mir gar nicht mehr zweifelhaft schien, mit voller Einstimmung des Herzens die Braut meines Bruders!

Ach daß sie das war, daß ein Herz, wie es aus jedem ihrer Worte, jeder ihrer Geberden sprach, würdig der höchsten männlichen Tugend, und der zärtlichsten und treusten Liebe, nur das Spielwerk eines in krankhafte Reizbarkeit aufgelösten Wollüstlings, nur das elende Mittel, einer rasenden Verschwendung zu genügen, werden sollte, das schmerzte mich unendlich, und tiefer als der eigne Verlust. Es schien eine Wohlthat, sie von diesen Banden zu befreien, — es hätte sich wohl erweisen lassen, daß ich überschwenglich

moralisch handeln würde, wenn ich sie meinem Bruder raubte. Doch zu dieser Sophistik war ich zu ehrlich; und die Leidenschaft verblendete mich nicht in dem Grade, daß ich hätte verkennen sollen, der eigne Antheil meines Herzens verbiete mir hier jedes Recht der Einmischung. Um so mehr beklagte ich sie und mich, und Thränen, wie ich sie nie geweint, benetzten das Lager, auf welchem ich mich schlaflos umherwarf.

Am Morgen fühlte ich mich nach solchen Betrachtungen wenig aufgelegt, mit meinem Bruder beisammen zu seyn. Das Wetter war rauh, stürmisch, regnicht, es stimmte zu meinem Innern: und als es Tag war, nahm ich Büchse und Hund, um, durch einen scheinbaren Zweck mich selbst täuschend, in einsamer Jagd meiner Seele volle Freiheit in sich selbst zu verschaffen.

Ich schoß natürlicherweise nichts, wie ich denn auch nicht wollte; durch meinen Hund geleitet, vertiefte ich mich in mir unbekannten Wildnissen, und hätte vielleicht die Nacht dort zubringen müssen, hätte mich nicht ein Förster gefunden, als es schon dunkel wurde, und mich auf geradem Wege zu Hause gebracht. Ich war müde, hungrig, und der Tumult meiner

Seele durch körperliche Anstrengung beruhigt; folglich eilte ich, da es nach meines Bruders Lebensweise ungefähr Essenszeit war, nach abgelegtem Jagdgeräth, in den Versammlungssaal. Doch wie vor dem Schilde der Gorgo blieb ich unbeweglich an der Thür stehn, den Drücker in der Hand behaltend; denn mein erster Blick fand meinen Bruder und Amalien, die in traulichem Gespräch auf dem Sopha saßen.

Amalie sprang, wie es schien, erschrocken auf, mein Bruder begrüßte mich mit der ihm gewöhnlichen freundlichen Geschliffenheit. Ich schwieg, weil ich fühlte nur stammeln zu können; so wenig unerwartet mir ein solcher Auftritt seyn konnte, so jagten dennoch Kränkung, Wuth, etwas Unnennbares das Blut zu meinem Herzen. Beide ersparten mir den Anfang, und bestürmten mich mit Fragen, wo ich gewesen; mit Aeußerungen des Erstaunen, daß ich in solchem Wetter herumgelaufen, da doch mein Bruder gestern Frau und Fräulein von Helfenstein deutlich zu sich eingeladen, die Mutter auch mir beim Abschiede gesagt, daß sie sich freue, mich morgen wieder zu sehn. Mir blieb nichts als die Entschuldigung, daß ich nichts gehört; Scham verdrängte den Zorn; ich mußte als ein Verrückter in ihren Augen erscheinen, ohne daß ich hoffen durfte, sie werde den Aufschluß dazu in

ihrem Einflusse auf mein Herz, und darin meine Rechtfertigung finden. Das peinlichste Gefühl auf Erden, das vor der Geliebten albern, ungelenk, tölpisch zu erscheinen, lähmte mir Körper und Geist, daß ich in der That wurde, was zu scheinen ich besorgte.

Nicht lange, so kam die Mutter, welche die alte würdige Kastellanin besucht hatte; auch einige Tischgäste von der Hofhaltung. Wir setzten uns zur Mahlzeit: ich suchte mich zu ermannen, und unbefangen, ja heiter zu seyn. Vergebens — ich versank in jeder Minute wieder in stilles Träumen über dem, was mein Inneres mit furchtbarer Gewalt erschütterte; jedes freundliche Wort meines Bruders, jeder gütige Blick, mit dem sie es aufnahm, strahlte mir durch alle Nerven; ich wagte nicht sie anzureden, weil ich das verrätherische Beben meiner Stimme im voraus fühlte; und hörte gedankenlos, der Quere antwortend, auf die Gespräche der Mutter mit mir, weil ich mit der peinlichsten Anstrengung nur jedes Wort aus Amaliens Munde zu erlauschen, und bei jedem den verborgnen Sinn innerlich zu enträthseln strebte.

Sie sprach fast nichts mit mir, doch zuweilen streifte sie mich mit einem ernsten Blick, der mich in ihre Seele wie in eine dunkle Tiefe voll Beklommenheit und heimlichen Grames blicken ließ. War etwas klä-

rer, als daß der Anblick meiner Person unaufhörlich das Andenken der von mir erfahrnen Verachtung aufregte? O ich hätte laut weinen mögen bei dem Gefühl! Allmählig verstummte ich. Der leidenschaftliche Aufruhr in meinem Innern war bis zu jenem Punkt gediehen, wo jedes andere Interesse, wie nahe es liegen mag, erlischt, etwa wie im Schiffbruch, von Todesangst blind und rasend, der Bruder den Bruder hinabstößt, um ein elendes Leben auf schmalem Bret zu retten. Eine Kleinigkeit, eine spöttische Miene hätte mir Veranlassung zum Morde werden können; es gab keine dergleichen, und so starrte ich ohne die Gesellschaft weiter zu achten auf meinen Teller. Die Tafel wurde aufgehoben. Mein Bruder entfernte sich auf einige Minuten, ich blieb mit Amalien und ihrer Mutter allein.

„Sie wohnen recht angenehm" — begann ich, um etwas zu sagen. —

„Recht sehr in der Nähe so lieber Verwandten" — erwiederte sie — mir wurde heiß — ich öffnete hastig die Lippen, und schloß sie eben so schnell. —

Sie betrachtete mich zum erstenmale lange, durchdringend, wehmüthig, hocherröthend — ich zitterte, wie im Fieber — endlich begann sie wieder leise, und bebend — „wie sehr wünschte ich, lieber Kousin,

daß Sie geneigt seyn möchten, von mir eine Rechtfertigung anzunehmen." —

„Wecken Sie Todte nicht auf — unterbrach ich sie mit Heftigkeit — es bedarf keiner Rechtfertigung." —

O, rief sie aus, und Thränen stürzten plötzlich über ihre Wangen, dieser Unwille, diese unerschütterliche Verachtung zehren wie ein Wurm an meinem Herzen, und der Himmel sey mein Zeuge, ich verdiene das nicht! —

In diesem Augenblick, wo ich in Begriff stand, mich zu ihren Füßen zu stürzen, und ihre Hand mit einer Liebe, die keine Gränzen mehr kannte, an meine Lippen zu drücken, trat mein Bruder ein, sein Anblick rief, wie durch ein Zauberwort, alle finstern Dämonen der verflossnen Viertelstunde in meine Brust zurück, und ich verstummte. Sie faßte sich schnell — er fragte betroffen, was ihre Thränen bedeuteten. —

„Wir dachten an die selige Tante" sagte sie, und verbarg stillweinend ihre Augen. —

„Ich habe die würdige Dame nicht gekannt — sagte Heinrich — aber die Wahl ihrer Zuneigung beweiset, daß sie vortrefflich war." —

Ich bückte mich, wie ein Narr, der ein Weiser genannt wird. Amalie erwiederte nichts. Der Abend verging mühsam in allseitig geschraubter Unter-

haltung. Amalie verneigte sich kalt und stolz beim Abschiede gegen mich. Ich aber warf mich auf mein Lager, und in gräßlicher Klarheit enthüllte sich mir meine Zukunft in dunkler Nacht, wie sie die furchtbar zerstörende Gewalt des Vesuvs seinen unglücklichen Anwohnern sichtbar macht.

Meinem Bruder gefiel ich so wenig mehr, als er mir. Kalter Witz war die Speise unsrer Unterhaltung; nicht blos das Herz, auch der Geist versagte uns ein gemeinschaftliches Interesse. Ich wär am folgenden Tage abgereiset; die Leidenschaft hatte meine Entschlossenheit gelähmt; ich konnte von ihr und der Gegend, wo sie wohnte, mich nicht losreißen, ohne mich zu verbluten.

So schleppten sich acht Tage hin ohne Entschluß, im stillen Brüten über einem Ausgang, der ohne gräßliche Entscheidung nicht möglich schien; hohnlachend vernahm ich zuweilen die Eingebungen einer alten Weisheit, die den Sturm in mir Raserei nannte, ohne das ihn bewegende Element beschwören zu können. Sie sah ich nicht, obschon mein Bruder mich einlud, ihn zu ihr zu begleiten; lieber ließ ich ihn allein gehn, und knirschte daheim vor Wuth, ihn bei ihr zu wissen. Da rief Friedrich Wilhelm die Seinigen auf.

Mir reichte ein Gott in dem königlichen Wort die rettende Hand; ich hatte die Leiden meiner Brüder gesehn, gefühlt; ich hätte zur ruhigsten Zeit Glück und Leben aufgeopfert, um die allgemeine Schmach blutig zu rächen; zerfallen mit dem Leben, umringt von eitel Schreckniſſen, die mich am ſträubenden Haar zu wilder Unthat und Verzweiflung hinzureißen drohten, fand ich in dem Ruf einer heiligen Pflicht plötzlich Beſänftigung und einen leichten Pfad, auf welchem ich mit der ganzen entzügelten Gewalt der Leidenſchaft mich einem edeln ruhmbringenden Ziele zuſtürzen konnte. Fröhlich empfing ich meinen Bruder, als er von Helfenſteins zurück kam, zeigte ihm das Zeitungsblatt und berichtete ihm meinen Entſchluß. Er billigte ihn und äußerte gleichen Sinn; nur war er unentſchloſſen, ob er als Anführer einer Huſarenkompagnie, oder eines Koſakenpulks, den er ſelbſt aufgerichtet, auftreten wollte.

„Ich, deſſen Stolz ſich nicht über einen gemeinen Reiterdienſt für das Vaterland verſtieg, bedurfte keiner Vorbereitung, und wollte folgenden Tages fort. Er drang alles Ernſtes in mich, morgen zu bleiben, und bei Helfenſteins Abſchied zu nehmen. Auch das, dachte ich — ein edler Sinn hatte wieder Macht über mein Gemüth, und ohne Mühe erfocht ich den erſten und ſchwerſten Sieg über Eiferſucht und verlangende Glut der

Leidenschaft. Ja ohne allen triumphirenden Uebermuth freute ich mich, vor ihr, die mich schwankend, kindisch, rasend gesehn, als ein Mann, den Schmerz ruhig und fest bekämpfend, und nur für eine heilige Sache dem gewaltigen Zuge des Herzens folgend, erscheinen zu sollen.

Ganz so war es freilich nicht, als ich wirklich vor ihr stand; die neue Heldenkraft schmolz vor dem Liebreitz, der sie doppelt verführerisch umgab. Doch ich behauptete mich. Mein Bruder äußerte gleich beim Eintritt die Absicht unsers Besuchs. Sie schrak zusammen, wurde bleich; ein schnell auf mich geworfener Blick drang mir bis ins Mark; sie wandte sich, ohne mir etwas zu sagen, an Heinrich, und fragte gespannt: „und Sie?"

„Ich gehe auch! nur da ich nicht allein gehen will."—

„Auch Sie? sagte sie gerührt, und Thränen perlten in ihren Augen; o wie beneidete ich den Glücklichen! „Und, was treibt Sie, liebe Freunde, eine zu jedem Genuß einladende Jugend dem blutigen Ohngefähr Preis zu geben?"

Mein Bruder entwickelte mit schimmernder Beredtsamkeit die erhabnen Gründe unsers Entschlusses.

Sie bekämpfte ihn mit Eifer, doch nahm sie die Gründe nur von seiner Person her; tiefbewegt setzte

sie endlich hinzu: „nun, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich bewundre und ehre Sie wegen dessen, was Sie thun wollen, und könnte Sie im Ernst nicht davon abmahnen; aber verzeihen Sie mir, wenn ich, die gräßliche Schönheit des Krieges, selbst des gerechtesten, von Natur zu fühlen unfähig, hier den Schmerz meines Verlustes tief, tief, und vor jedem andern empfinde und nicht die Kraft besitze, ihn zu verhehlen."

Als sie das gesagt, ging sie schnell in ein Nebenzimmer. Mein Bruder blickte ihr mit einem Triumph nach, der mich empörte. Ich fühlte, daß ich ihre Betrübniß in seiner Lage besser ehren würde, und es schnitt tief in mein Herz, daß mir nicht vergönnt war, sie auf mich zu beziehn. Frau von Helfenstein fragte mich, wie ich meinen Entschluß auszuführen gedächte. Ich erzählte ihr kurz, daß ich erst so schnell als möglich meine Angelegenheiten in Göttingen berichtigen, und dann unverzüglich, weil ich mich für einen Nationalen Preußens erkennte, dorthin eilen würde, um beim Yorkschen Korps angestellt zu werden.

Amalie kam wieder, verweint; und eine äußerliche mühsamgehaltene Fassung, welche doch aus ihren Gesichtszügen das Zeugniß des bittersten Schmerzes nicht vertilgen konnte, gab ihrem ganzen Wesen etwas ungemein Rührendes; ich zögerte, weil ich fürchtete,

in der eignen Erschütterung die ihrige nicht ertragen zu können, und zu sagen und zu thun, was ihrer oder meiner unwürdig wäre. Endlich faßte ich Muth, sie wurde blaß und schrak auf; als ich ihre Hand nahm, um sie zu küssen, fühlte ich daß sie zitterte, und die kalten Finger klammerten sich krampfhaft an die meinigen. Wunderbar ergriff's mich, kaum enthielt ich mich auf meine Knie zu stürzen und laut über ihrer Hand zu weinen; rasch ließ ich sie fahren, fast wegschleudernd, und wandte mich, ohne sie wieder anzusehn. Im raschesten Trott ritten wir stumm nach Hause, und am folgenden Morgen früh eilte ich in leichter Postkalesche Göttingen zu.

Bei der Trennung von meinem Bruder drückte ich ihn herzlich an meine Brust und hätte ihn gern gebeten, das Glück, welches ihm in Amaliens Liebe beschieden war, zu verdienen, und mir dadurch die Möglichkeit zu geben, es ihm zu gönnen. Aber diesem Erschlafften war nur Genuß und Witz von allem übrig, was den Menschen vergöttern soll, und ich fühlte, daß nach einem dargebrachten Opfer von solchem Werth sein fühlloses Lächeln mich fast mehr, als der letzte Akt jenes Opfers schmerzen würde.

Es war vollbracht. Als ich so dahin flog, an

einem kalten aber heitern Tage, stumm in meinen Mantel gehüllt, da sank die Vergangenheit wie ein finstrer Traum mit der verlaßnen Gegend in die unsichtbare Tiefe, und die Zukunft winkte mir reizend und groß, wie die vom Morgenstrahl besonnte Landschaft, der ich entgegeneilte. Die Welt der Heroen that sich mir auf, und in ihrem erhabnen Kreise verschwand das Glück der Liebe, wie eine Alpenrose vor dem majestätischen Felsenringe, der sie einschließt. Kühn und ruhig entschlossen, das Leben in jedem Augenblick, wo die Pflicht es foderte, für mein Vaterland hinzugeben, wurde es mir leicht geliebten Wünschen zu entsagen, deren Erfüllung nur am Leben hing. Vermochte das Andenken an Amalien etwas, so war es die Verstärkung dieses Entschlusses; das Leben hatte weniger entmuthenden Reiz, das ich ohne sie leben sollte; und zum zweiten Mal gab ich sie auf, aber leichter und ruhiger, da ich sie liebte, als da ich mit ihrem Besitz nur Glücksgüter verlor.

In Göttingen war in acht Tagen alles abgethan; schon war ich zur Abreise fertig, als ein Kaufmann zu mir kam, und mir im Namen eines Onkels in Polen, auch eines Baron von Wartenberg, zwei ausgesuchte Pferde und hundert Friedrichsd'or einhändigte, mit dem Zusatz, daß er Anweisung, mir monatlich

zwanzig Friedr. auszuzahlen, und deshalb in Berlin Adresse gegeben hätte. Der Onkel war grundgeizig, und darum immer ein Feind meines Vaters gewesen; mich befremdete seine Freigebigkeit und ich äußerte das seinem Agenten. Dieser erwiederte, mein Onkel stände mit ihm in alter Bekanntschaft, hätte sich oft nach mir erkundigt und jetzt geschrieben, er erwartete, daß ich dem Beispiel meiner Ahnherrn folgen, und mir den ritterlichen Sporn jetzt mit doppelter Ehre verdienen würde; auf diesen Fall wollte er mich, trotz seiner Abneigung gegen meinen Vater, so und noch kräftiger unterstützen, verbäte aber, bei seiner Lage in einem feindlichgesinnten Lande, alle Korrespondenz.

Um so fröhlicher eilte ich nach Preußen, wo mich der wackre, tapfre York väterlich empfing. Wie glühte mir das Herz, in der Reihe dieser Männer zu stehn, die alle von Begierde brannten, bald auf Leben und Tod den Kampf für Recht und Freiheit, für König und Vaterland zu fechten! Ich horchte entzückt, ich wagte nicht einzustimmen; ein Jüngling, wie ich, thatenlos, mußte erst zeigen, was er wolle und könne, ehe er sprach. Aber mit welcher Ungeduld trieb ich die Ausrüstung, mit welcher zitternden Erwartung harrte ich des Aufbruchs! Endlich, endlich! wir zogen durch ein halbzerstörtes, hart gedrücktes, aber jetzt auflauch-

zendes Land, in des Volkes frohlockendem Zuruf schon jetzt triumphirend über Siege, welche sein Zutrauen von uns hoffte und foderte; wir sahen den König, ernst und freundlich, den Mann, der so lange rühmlich geduldet und jetzt, den Augenblick ergreifend, den Thron seiner Väter, das geliebte getreue Land zu retten, uns vertrauend ansah, als Stützen und Helfer seines Heldenwerks; wir kamen auf den Kampfplatz, wir stritten, wir siegten; und so gewaltig trieb der Geist eines heiligen Muths die Edlern im Heer, dessen Seele sie waren, daß an jenem blutigen Tage bei Lützen der Glückliche, den Schwert und Kugel verschont, fast den todten Bruder beneidete, der mit Verlust des Lebens den ersten Sieg, das glorreiche Unterpfand einer schönern Zukunft, hatte erringen helfen.

Was sind Schmerzen der Liebe, wie hart getäuscht sie sey, wie ungeduldig sie sich gebehrde, gegen jene edlen Thränen, welche über das bärtige Gesicht so vieler Helden flossen, als nach solchem Tage sie dennoch dem Feinde weichen mußten! Und bei diesem Gram kein Unwille, bei dem natürlichen Zagen keine Furcht; nur ungeduldiger, brennender, lauter Wunsch aufs neue, und, wenn es möglich, angestrengter, muthiger zu kämpfen! Und so oft der Monarch, dem für so harte, mit

voller Mannskraft der Tugend geduldete Prüfung, eine Liebe und Bewunderung seines Volkes zu Theil ward, wie sie selten ein Fürst besessen oder verdient, so oft er den Seinigen sichtbar wurde, kein lautes aufplärrendes Beifallgeschrei, aber eine frohe rührende Begeisterung in jedem Gesicht, ein Aufstrahlen inniger Liebe und Hoffnung, eine Zärtlichkeit, wie sie kaum jemals ein Jüngling für den Freund seiner Seele empfand, gemischt mit jener Ehrfurcht, welche die Hoheit seiner Person und seiner Seele gebot! Ich darf sagen, ich schwelgte in dieser Wollust. Für mich war, was verloren gegangen, kein Verlust; mein Herz, und ich glaubte fest, auch mein Vaterland hatte tausendfach durch die sittliche Kraft gewonnen, welche die steigende Gefahr jedem sittlichen Gemüth entlockte. Ja ich konnte begeistert an den Tag denken, wo im letzten blutigen Streit der edle Fürst und seine Getreuen, und sein Reich und ich selbst in diesem erhabnen Kreise vielleicht für die Erde auf immer untergehn würden, um mit ewiger Glorie in dem Andenken edler Menschen zu leben.

Dieser Tag schien gekommen! Wer sich kannte und liebte, hatte sich das Wort gegeben, bei Bautzen zu sterben oder zu siegen. Die Reihe traf mich es zu lösen und, der im Himmel sey mir Zeuge, ich wollte

es. Aber, als wir im gestreckten Lauf auf die feindlichen Reihen uns gegenüber anſprengten, öffneten ſie ſich, und aus zwanzig Feuerſchlünden brüllte uns der Tod in hohnlachender Ferne entgegen. Eine Kartätſchenkugel ſtreifte mich am Schenkel, eine andre riß mir den linken Arm weg, und entſeelt von Schmerz ſank ich vom Pferde.

Als ich erwachte, fand ich mich eilig fortgetragen von vier Kameraden. Ich fragte nach der Schlacht. Die braven Jünglinge, auch Freiwillige aus Preußen, winkten mir kopfſchüttelnd mit der Hand, und Thränen rollten über ihre Wangen. Ich blickte zu Gott auf und verſtummte.

Ein Wagen fand ſich, auf welchem ich weiter gebracht wurde. In Görlitz wurde ich auf mein Verlangen eilig unter dem Ellbogen amputirt, dann ſogleich weiter nach Schleſien geſchafft. Hinter mir brüllte ein Kanonendonner, wie ihn Europa vielleicht nie gehört; neben, vor mir, gingen Bagage, Bleſſirte, Koſaken, Flüchtlinge mit Sack und Pack, bunt und ſcheckig durch einander. Flammen rötheten ringsum den Horizont. Entſetzlicher faſt war noch die Nacht, wo die Schlacht nicht mehr erſchütternd erklang, aber das Geraſſel eilender Wagen, das Fluchen der Führer, das angſt-

volle Wechselgespräch der Fliehenden in schwarzer Stille und Unsichtbarkeit, um so deutlicher und peinlicher ins Ohr fiel. Ich war matt und fast sterbend; in meiner am Körper nur noch mit losem Bande flatternden Seele stieg eine Ahndung ihres höheren Ursprungs auf; das Andenken des überwundenen, vernichteten Vaterlands und seines Fürsten, den ich still wie ein Sohn geliebt, füllte mein Auge noch einmal, aber zum letzten Mal mit Thränen; ich blickte mit heiligem Muth auf zu den freundlichen Sternen über mir, wo der gerechte Richter die ernste Wage hält und eine verklärte Gestalt, in deren leisen Lichtumrissen ich Amaliens Züge erkannte, winkte mir von oben, um mich dahin zu führen,

wo die geliebten Wünsche wohnen,
und Zutrauen den Anker auswirft!

Ja dieser Laut zarten Gefühls, so oft zu Reichards seelenvollen Tönen gesungen, erklang in meinem Geist in voller Kraft seines innern rührenden Sinnes; mir wurde wohl und immer wohler, obschon ich fast kein Glied mehr regen konnte; der Lärm draußen verlor sich leiser werdend, schwächer summend, mit seinen Dissonanzen in eine sanfterzitternde Harmonie; das innere Heiligthum eines Herzens, das, bei allen Fehlern, die Tugend ernstlich geliebt, schloß sich in mir auf,

und ich trat demüthig, aber ruhig ein in seinen stillen Glanz — o jene Stunde! nie werde ich sie vergessen, nie kann ich sie beschreiben, und habe ich nicht schon zu viel von Geheimnissen gesagt, die es ewig für jeden bleiben, dem sich der verhüllende Schleier nicht in sich selbst aufrollt?

Aus tiefen Träumen wachte ich zum zweiten Mal auf und fand mich in einer Bauerstube, und zunächst meinem Strohlager einen unbekannten Mann von militärischem Ansehn, der mich theilnehmend betrachtete, und, wie ein Flakon in seinen Händen bewies, geschäftig gewesen war, mich aus Elysium nicht in die beste Welt zurückzuführen. Ich seufzte laut, halb unwillig, halb betrübt darüber. Nicht weit von mir ächzte ein sterbender Krieger, andre jammerten laut, noch andre saßen oder lagen wimmernd umher, mit blutigen Kleidern und Verband; mit bleichem Kummergesicht und gefalteten Händen stand ein Bauer, wahrscheinlich der Wirth des Hauses, und betrachtete mit starren Blicken die gräßliche Szene; und um den Kontrast zu vollenden, war ein Kommissär an der Ofenbank eifrig mit Packung und Schnürung seines Mantelsackes beschäftigt, und zwei Kosaken am Kaminfeuer würfelten mit thierischer Sorglosigkeit um Brantewein.

Mich fesselte vor allen der Mann, welcher freundlich besorgt, wie ein himmlischer Gesandter, mir zunächst stand. Er fragte mich nach meinem Befinden, und gab mir eine belebende Arznei. Nach einigen Minuten, eh' ich noch der dunklen Gefühle, die sein Anblick in mir erregte, Herr werden konnte, traten zwei Infanteristen hastig mit zerstörter Miene ein, und foderten fluchend zu trinken. Mein Pfleger fragte sie heimlich, wie es stünde? Alles hin, riefen sie laut; laßt die armen Schelme liegen, und macht, daß ihr fortkommt. Sie stürzten ein Glas hinter und stürmten fort; der Kommissär und die Kosaken nach; der Bauer rang verzweifelnd die Hände; meine unglücklichen Kameraden schrieen laut; einige rafften sich wankend auf, um wo möglich sich noch zu retten.

Wir müssen reisen, rief der Mann bleich vor Schreck. O schnell, schnell! fleht' ich, nur nicht mein Leben unter dem Hohn dieser Wütriche enden! Er eilte hinaus und kam augenblicklich mit einem andern wieder herein; der Bauer mußte helfen und so trugen sie mich hinaus auf einen breiten, mit zwei starken Pferden bespannten Wagen, der mit einer Leinwand bedeckt, und wo für ein bequemes Lager gesorgt war. Fahren Sie mit Gott, sagte der Bauer. „Und jene Unglücklichen drin im Hause? rief ich!" Mein Beschützer

zuckte die Achseln. O! rief ich von Schmerz durchdrungen: es sind Männer, die für ihr Vaterland bluteten, seyn Sie ihr Engel, wie der meinige!

„Gott im Himmel! erwiederte der Mann händeringend, es ist nicht möglich."

„Es ist Raum da, und ich will gern Bequemlichkeit entbehren, um diese Braven zu retten."

„Nun Gott wird helfen zu dem, was wir nach seinem Willen thun, sagte er, setzte die Laterne hin und holte mit Hülfe der übrigen noch drei. Mehr hatten nicht Platz, und auch so konnte ich nicht liegen, nur mit dem Rücken am Korbe lehnen. Wir fuhren rasch vorwärts; der Morgen graute, die Gebirge zogen langsam, wie schwarze Wolken, an uns vorüber; die Wunden schmerzten fürchterlich beim Schütteln des Wagens, und kummervoll schweigend unterbrachen alle die Stille nur durch Laute des Schmerzes; endlich ging die Sonne auf und strahlte freundlich durch eine Lücke in unsre bewegliche Hütte, ein von der Zerstörung noch nicht berührtes, friedlich in seiner Schönheit sich ausbreitendes Land, gaukelte, wie Zauberbilder wechselnd, vor meinen starr darauf gehefteten Augen, und trotz dem Fieber, das mein Mark glühend ausbrannte, und trotz den finstern bärtigen Gesichtern schien mir abermals aus der wirklichen Welt ein Strahl

der Hoffnung und des Friedens in meine Seele zu dämmern, wie vorher aus der unsichtbaren des Gemüths ein himmlisches Licht in sie geflossen war.

Gegen Mittag hielten wir in einem Städtchen; wir waren in Böhmen und gerettet. O Leben, Freiheit! ihr höchsten unersetzlichen Kleinode, wie jauchzten wir in dem Augenblicke, wo wir euch gesichert glaubten. Unser Führer besorgte ein Quartier, wo wir abgeladen wurden. Ich lag in der Hitze des Wundfiebers, kaum mit angestrengtem Geist phantastischer Verwirrung widerstehend; nur um so lebhafter empfand ich die Erlösung von drohender Gefangenschaft, und die liebreiche Fürsorge eines Unbekannten. Ich fragte ihn jetzt erst, wer er sey. Mein Name ist Ergebenheit bis zum Tode; erwiederte er. Beruhigen Sie sich dabei, fuhr er nach einer Pause fort: Sie sehen, daß Liebe sie schützend umgibt; und es ist ja so wunderbar nicht, daß diese schützende Liebe, die sonst so gern im Verborgnen wirkt, sich Ihnen heute einmal sichtbar macht!

Gerührt drückte ich ihm die Hand und betrachtete mit steigender Bewunderung sein jugendliches edles Gesicht; immer schien mir darin eine Erinnerung aufzudämmern, aber ich fand sie nicht. Endlich gab ich ermat-

tet das Nachdenken darüber auf, und überließ mich geduldig seiner freundlichen Hülfe. Am folgenden Morgen fand ich mich durch einige Stunden Schlaf gestärkt. Er bemerkte es und that mir den Vorschlag, weiter zu reisen, um bequemere Pflege zu gewinnen; ich überließ ihm alles. Es wurden gleich Anstalten gemacht. Meine Kameraden blieben zurück. Ich gab ihnen Geld, sich heilen und verpflegen zu lassen. Noch sehe ich die von der Sonne braungebrannten Männer mit ihren ehrlichen Augen voll Thränen, als sie mir dankten und Abschied gaben! Einer konnte wieder dienstfähig werden, er freute sich auf den Augenblick, wo er wieder in den Reihen stehn würde, und schwermüthig verstummten die andern.

Ich lag jetzt bequem. Die Reise ging schnell und bis in die Nacht hinein. Ich schlummerte, als wir still hielten. Mehrere anständig gekleidete Männer schafften mich aus dem Wagen und trugen mich in ein Gebäude, welches ich beim Sternenlicht für ein altes adliches Schloß erkannte. Man brachte mich in ein heitres geschmackvoll verziertes Zimmer, in ein weiches Bett, und als alle weggingen, blieb eine ältliche, freundliche Frau zurück, antik gekleidet, und fast in Gestalt und Kleidung einer der Elisabethanerinnen in Breslau gleich, die dort, ihres Meisters so würdig, das Glück ihres

Lebens darin finden, die Schmerzen anderer zu lindern und hinwegzunehmen.

Es war mir alles, was geschehn war, zu überraschend, daß ich, ohnehin körperlich ermattet, mich einer unruhigen Neugier gleich anfänglich überlassen hätte. Das schöne von Kerzen erleuchtete Gemach, an dessen Wänden einige ausgesuchte Gemälde die Betrachtung reizten, und wo dem Auge überall die Spuren des langentbehrten freundlichen Genius des Wohlstandes und zarter Fürsorge entgegen kamen, war mir ein Feenpalast, dessen Bezauberung die mit der herzlichsten Mutterliebe jeder meiner Bewegungen folgenden Blicke der Matrone neben meinem Bett vollendeten. Mit unaussprechlich süßen Gefühlen schlief ich ein; und als mich erwachend am folgenden Morgen der heiterste Strahl des jungen Tages begrüßte, schienen mir die so lebhaft empfundnen Schreckensszenen der verflossenen Tage plötzlich wie ängstliche Träume versunken zu seyn.

Doch als ich nun beim hellen Licht alles musterte, und alles trefflich, aber doch menschlich und in meiner Wärterin eine ganz gewöhnliche alte, nur unaussprechlich treuherzige Frau fand, da erst trieb es mich lebhaft, nach dem Wie? und Wo? meines Zustandes zu

fragen, den ich Abends vorher in der magischen Schönheit, die mein aufgeregtes Gefühl ihm geliehn, als eine Gabe der Götter stumm und dankbar aufgenommen hatte. Der Versuch, etwas zu erfahren, vermehrte die Neugier, indem er die Bezauberung noch vollkommner löste; meine Pflegerin antwortete, wie eine gute, einfältige Oberschlesierin antworten kann, wenn sie um Dinge gefragt wird, die sie nicht sagen soll und will. Ich wurde empfindlich und schämte mich nur es zu äußern; doch um so ungeduldiger bestürmte ich meinen Führer, der mich später mit einem Arzt besuchte, und bemühte mich, wie Kinder und Frauen pflegen, stärker mit ihm zu schmollen, als mir es um's Herz war, nur um so gewisser ihn zur Erfüllung meiner Wünsche zu zwingen.

Aber es war nichts. Ich empfand das Uebergewicht einer Seele, wo Geist und Wohlwollen sich zu einer harmonisch leuchtenden und wärmenden Flamme vereinigt haben; die Art, wie er alle meine Erkundigungen ablehnte, wälzte alles Unrecht fernerer Versuche auf mich allein; und ich fühlte mich gedrungen, ihn in dem Augenblicke noch herzlicher zu lieben, wo er mich durch sein hartnäckiges Verhehlen kränkte. Nur so viel erfuhr ich, daß ich mich in der Grafschaft Glaz auf einem adlichen Landgut befände, und von dem Be-

ſitzer jeden Beiſtand erwarten könnte, welchen die Liebe gebietet und der Reichthum vermag.

Doch wenn ich mit dem unerklärlichen Manne, der mir ſogar ſich ſelbſt zu nennen verweigerte, nicht zu rechten wagte, ſo konnte ich doch dem innern Verlangen, das Geheimniß zu erforſchen, nicht widerſtehn, und erſchöpfte mich in Vermuthungen. Ich erinnerte mich keines Bekannten aus dieſer Gegend. Und welcher Freund würde auf den ſonderbaren Einfall kommen, ſich ſelbſt demjenigen zu verbergen, der durch ſeine erquickende Gegenwart um ſo ſichrer geneſen würde? Einmal war es, als flüſterte mir jemand Amaliens Namen ins Ohr. Es war wohl nur, wenn ich ſo ſagen ſoll, der elektriſche Funke, in welchen ein lang im Innern zu ihrem Andenken hinarbeitendes Sehnen ausbrach, aber mich erſchütterte dieſes klare Andenken unter dieſen Umſtänden tief. Nun fand ich die Auflöſung leicht, ſie war die Braut meines Bruders, ſie wollte mir wohlthun, um mein ungerechtes Mißtrauen zu beſchämen; doch aus beiden Gründen ſollte es mir verborgen bleiben; ich ſollte weder die Urſachen, welche ſie mir wohlzuthun trieben, mißkennen, noch zu eignem Verderben mich abermals ungerecht ihrer Fürſorge entziehn. Ja nun war mir alles klar in ſich; wenn ich auch das innre Gewebe ihrer

Verbindung mit meinem jetzigen Schicksal durchaus nicht enträthseln konnte.

Wie hätte ich diesen Gedanken fassen können, einsam, unthätig, durch körperliche Schwäche doppelt reizbar, ohne einen neuen, viel gefährlichern Kampf! Auf mein Lager gefesselt, fand ich bald an allem, was mich umgab, keine Reize mehr, und so drehte sich mein Denken am Tage, mein Träumen bei Nacht, nur um Amaliens Bild. Die Reue, sie verschmäht, der Schmerz, sie verloren zu haben, die Eifersucht, sie in meines Bruders Gewalt zu wissen, peinigte mit erneuerter, doppelter Gewalt mein Herz. Durch solche Erschütterungen der Seele wuchs das Fieber, welches meinen Körper durchbrannte, und wirkte abermals verstärkend auf jene Ursach. Wie ein Ball wurde mein innres Wesen von Seelenangst zu Körperschmerz hin und zurück geschleudert; und deutlich fühlte ich Kraft auf Kraft verschwinden, und ahndete freudig den nahen Tod.

Täglich deutlicher bekümmert wandte mein Helfer, vom Arzt unterstützt, alles an, um meine sinkende Natur zu erhalten. Eines Tages, als die Zeichen meiner Schwäche wegen einer leidenschaftlich durchträumten Nacht sich viel stärker offenbaren mochten, brach er

das Stillschweigen, welches er bisher über meinen Zustand beobachtet hatte.

Herr Baron, sagte er, Sie leiden an der Seele. Sprechen Sie, was fehlt Ihnen? —

Ich sah ihn starr an — konnte er mir helfen? Doch eine Gewißheit konnte er mir geben, als eine Quelle mancher andern — rasch erwiederte ich — „sagen Sie mir, wem gehört dieses Haus?“ —

Einen Augenblick schwieg er, verlegen erröthend. „Also das? rief er endlich, mich fixirend. Ist es möglich? Sind Sie ein Mann?“ —

Der Ton dieser Worte, der nicht verachtende, aber stolze Blick, der sie begleitete, drangen beschämend auf mich ein. Ich hörte wenig von dem, was er sich selbst erläuternd hinzu setzte; er würde mich unheilbar verwundet haben, wenn er meiner Schwäche in diesem Augenblick nachgegeben und mir endeckt hätte, was nicht zu wissen mich bis dahin marterte. Aber der wackere Mann beharrte fest bei seinem Geheimniß!

„Ich werde es seyn — rief ich aus, und reichte ihm die Hand. Besuchen Sie mich oft — Ihr Anblick, Ihr Gespräch wird meinen Vorsatz unterstützen, wenn er wankt! —

Er versprach's und hielt Wort. Ich auch. Zum zweiten Mal erkannte ich, daß eine Liebe, deren gün-

stigen Augenblick ich einst verscherzt, jetzt thörigt und unrecht sey. Mit Gewalt zwang ich mich ihr zu entsagen. Mein Freund brachte mir auf mein Verlangen Bücher; wir sprachen darüber; ich studirte in einsamen Stunden, um mit ihm zu sprechen; allmählig kehrte Ruhe in Körper und Geist zurück, und ich fand Amalien nicht mehr in meinem Herzen, weil ich mich sorgfältig hütete, ihrem Bilde zu begegnen. Meine Heilung wurde vollendet durch das wachsende Interesse der kriegerischen Angelegenheiten zu Ende des Waffenstillstandes, und im Anfang des neuen Feldzugs. Schon hatten meine Brüder an der Katzbach gesiegt, und noch war mein Fuß gelähmt, mein Arm zerschmettert! Die Kunst, welche Götz von Berlichingen die eherne Faust gab, sollte auch den Mangel der meinigen ersetzen. Mein Freund mußte mir versprechen, nach Berlin zu schreiben, um einen künstlichen Arm, damit ich wieder gesund in die Reihen meiner Brüder treten könnte. Ich brannte vor Ungeduld, völlig hergestellt zu werden, und fast glaube ich, die Gewalt dieser Sehnsucht gab den ermatteten Nerven neues schnelleres Leben; denn mein Arm heilte schnell, und mein so lange gelähmter Fuß regte sich täglich mit verdoppelter Leichtigkeit.

Schon konnte ich am Stabe das Zimmer durchschleichen, und mein Auge weiden am draußen schimmernden Reize einer paradiesischen Natur; schon warf ich die Krücke weg, und wanderte von Fenster zu Fenster; die milde Luft, die heitern Sonnenstrahlen erweckten jeden schlummernden Lebensfunken; und nach sechszehn peinlichen Wochen durfte ich das erste Mal, in Begleitung meiner Wärterin, ausgehn.

Fast wurde ich ohnmächtig, als zum ersten Mal wieder Luft und Himmel mich in ihrer Unendlichkeit umfingen; als grünende fruchtbedeckte Bäume und zahllose Blumen, und auf jedem Zweige ein gefiederter Sänger mich so nahe und traulich bewillkommten; ich stand still, zitternd, tief bewegt, die Augen voll Freudenthränen himmelan gerichtet; aber schnell durchdrang mich die belebende Balsamkraft der Natur, und nun eilte ich vorwärts mit so begeisterter Schnelligkeit, daß die Alte mir kaum zu folgen vermochte.

Sie zeigte mir, nach langer Wanderung durch den schönen und großen Garten, unter lieblichen Schatten einen Pavillon, wo ich eintreten und ruhen könnte. Sie selbst verließ mich am Eingang, und verhieß gleich wieder zu kommen. Die umstehenden Bäume verdunkelten das Innre; ich brauchte einige Zeit um die Gegenstände zu unterscheiden. Drei Porträts an der

Wand zogen meine Aufmerksamkeit an; ich betrachtete sie genauer, und fand mit wunderbarem Grauen mich selbst als werdenden Jüngling, zur Rechten die selige Tante, zur Linken Amalien abgebildet.

O welche Erinnerungen trafen mein so sehr erweichtes Herz! Mein ganzes Leben in seiner sonderbaren Verflechtung, vor allem in seinen so hart getäuschten Ansprüchen, stellte sich mir in diesen Bildern dar. Ich wurde zu schmerzlich von solchen Vorstellungen getroffen, um von der bloßen Neugier, wie diese Gruppe herkäme, lebhaft gerührt zu werden. Wechselnd heftete ich meine Augen auf die Selige und ihre Pflegetochter; ich hatte jene nach der ersten Trennung für immer verloren; ich konnte und wollte diese nicht wiedersehn. Und doch waren beide meinem Herzen die nächsten auf Erden; und doch blickten beide so freundlich, so voll inniger Liebe zu mir herab, als wollten sie sagen, sie freuten sich des Platzes in meinem Herzen, den ihre Bilder an meiner Seite behaupteten!

Während ich so da stand und wehmüthig träumte, und im blutenden Herzen, wieviel ich verloren, schmerzlicher als jemals wieder empfand, trat ein Bauermädchen ein, und bot mir mit leiser schüchterner Stimme Früchte an. Ich war unwillig gestört zu werden, und wies sie zurück. Sie sind aus diesem Garten,

sagte sie mit stärker bebendem Ton. Plötzlich fiel mir aufs Herz, daß ich jetzt erfahren könnte, was ich so lange zu wissen gewünscht hatte; und das Interesse, es zu wissen, war durch diesen Anblick zu stark geworden, daß ich der Versuchung hätte widerstehn können; rasch fragte ich das Mädchen, wem Garten und Schloß gehöre? —

„Amalien von Helfenstein! erwiederte sie" —

Nein, ich hatte es nicht erwartet! Eine Sekunde vermochte ich nicht zu sprechen! O Gott — rief ich endlich sinnlos von schnell mit zerreißender Gewalt sich durchkreuzenden Bewegungen der Seele, und hob den verstümmelten Arm gen Himmel — o warum traf diese Kugel nicht mein Herz, das die Beute ewiger Qual seyn soll! —

Jesus! preßte schreiend aus ihrer Brust das Mädchen, und sank. Kaum konnte ich mit dem rechten Arm sie auffassen, und außer Stand den Linken zu gebrauchen, blieb mir nichts übrig, als die ohnmächtig zusammensinkende an meiner Brust festzuhalten. Jetzt schaute ich ihr unter den ländlichen Hut, der ihr Gesicht verdeckte — ach es war Amalie selbst! —

Und nun bezwang ich mich nicht mehr; ich heftete meine Lippen auf ihre Wange, schloß die Augen zu

und überließ mich der langersehnten, nie gehofften Wonne. Die Wärme, welche elektrisch jeden meiner Nerven durchstrahlend von ihr ausging, war meinem hochklopfenden Herzen ein Zeuge ihres Lebens, und als könnte sie es hören, sprach ich in geflügelter Eile Worte und Namen der zärtlichsten Liebe aus. Ohne sie aus meinem Arm zu lassen, oder selbst die Augen zu öffnen, that ich es mit verdoppeltem Eifer selbst dann noch, als sie, in gewaltigen Schauern sich schüttelnd, erwachte, und von mir sich loszuringen strebte. Erst dann, als sie, die Macht meines Einen Armes leicht überwindend, sich wirklich losgerissen hatte, sah ich auf. Bleich, die Augen voll großer Thränen, in den gespannten Zügen bittern Schmerz und entsetzliche Erwartung, starrte sie mich an. Ihr Anblick durchbohrte mich — ich streckte den Arm bittend nach ihr aus, und wiederholte, was mir die Liebe eingab.

„O um Gotteswillen, rief sie, sank vor mir auf die Knie und faltete die Hände flehend zu mir empor — um Gotteswillen, täuschen Sie mich nicht!“ —

Aufs tiefste erschüttert, bemühte ich mich sie aufzuheben, und sprach ihr zu voll der zärtlichsten Leidenschaft; sie stand auf, blieb aber fern von mir, und in ihren Zügen waltete fort für fort ein finstrer, unglückahnender Ernst —

„Sie hassen mich, Sie verachten mich, sagte sie, und ihre Stimme brach vor Schmerz und Kränkung — o nur Mitleid bewegt Sie, mir zu schmeicheln, aber Sie tödten mich durch dieses Mitleid! —

„Amalie, rief ich, bei dem hohen Geist, dem Quell der Wahrheit und der Liebe, schwör ich, ich liebe Dich unaussprechlich! —

Sie erwiederte nichts — eine Sekunde prüfte sie mich mit zweifelndem aber gemildertem Ernst — wie ein düstrer Traum zog Angst und Schmerz von ihrem lieblichen Gesicht, und entschleiert blüthen alle seine Grazien in neuer Schönheit; sanft niederthauend löste sich die Thränenwolke auf, und mit dem Glanz der Andacht und des Entzückens hoben sich ihre Augen empor zu Tantens Bilde. — „O meine Wohlthäterin, rief sie, jetzt erst geht dein Segen in Erfüllung!" — und als sie das gesagt, umschlang sie mich zärtlich mit beiden Armen, und drückte freiwillig die brennende Lippe und das nasse Auge an meine Wange.

Aber mein Bruder, Amalie! sagte ich traurig, als mein Geist sich dem übermächtigen Entzücken wieder so weit entwunden hatte, um nachzudenken — mein Bruder, und dieser Arm! —

Dieser Arm? — erwiederte sie gerührt und küßte

ihn, eh' ichs verhindern konnte; wenn ich ihn sehe, scheint sich, wär' es möglich, meine Achtung und Liebe zu verdoppeln — und Dein Bruder, setzte sie lächelnd hinzu, hat zwar zwei Arme, aber ich begreife nicht, warum Du seiner mit diesem Accent erwähnst? —

Du warst seine Braut? —

Ich? nie in meinem Leben! —

Dies führte zu Erläuterungen, und endlich auf die frühesten Verhältnisse zurück.

„Tante, sagte sie, hing an Dir mit unaussprechlicher Zärtlichkeit. Der Schmerz über Deine Abwesenheit nagte heimlich an Ihrer Ruhe, und ihr einziges Vergnügen war, Deine Briefe zu lesen und vorzulesen. Was Du schriebst, und was sie von Dir sagte, ergriff mein Herz. Dein Bild, dasselbe, was dort hängt, gab mir eine Vorstellung von deiner Gestalt; es wurde bald das wichtigste Geschäft meiner einsamen Stunden, mit diesen Zügen zu vergleichen, was ich von Deinem Geist und Herzen erfuhr. Ich sprach zu Dir, was eine unschuldige Liebe mich sagen hieß, ich glaubte Deine Antworten zu hören; und, wenn kein Lauscher in der Nähe war, küßte ich wohl mit schüchternem Erröthen das Gemälde eines Mannes, den ich nie gesehn, und dem ich ohne ehrerbietige Scheu mich gewiß nicht persönlich genähert haben würde."

„Die wachsende Innigkeit, mit welcher ich in Dein Lob einstimmte, und an dem Inhalt Deiner Briefe Theil nahm, kettete die Tante, welche anfangs sehr kalt gegen mich war, bald näher an mich. Du, und fast Du allein warst der Inhalt unsrer Gespräche. Einst, als ich mit unbesorgter Begeisterung von Deinem Lobe überströmte und Tante mit nassen Augen mir zuhörte, reichte sie mir plötzlich die Hand, zog mich an sich und sagte, meine Wange streichelnd — Mally! wenn ich es noch erlebte, Dich als seine Braut zu sehn! Ich habe keine Kinder, aber wenn ich sie hätte, zärtlicher könnte ich sie nicht lieben, als Euch beide!" —

„Das Wort Braut verwirrte mich. Meine Wangen glühten; ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Ich küßte ihr die Hand, und sie sagte für den Augenblick nichts weiter."

„Aber wie ganz anders erschien mir nun Dein geliebtes Bild! Mein Herz klopfte vor Sehnsucht, und doch scheute ich mich ihm zu nähern; ja ich konnte den Blick Deiner Augen nicht mehr ertragen, an dem ich oft die meinigen geweidet. Erröthend erwähnte ich Deiner seltner als sonst; und mein ganzes Seyn kam in Aufruhr, wenn ein andrer es unerwartet that. Der klugen Tante entging meine Veränderung nicht. Sie lockte ohne Mühe aus meinem Herzen ein Ge-

ständniß, das ihr die höchste Freude machte. Sie nährte diese schon übermächtige Liebe, indem sie trotz ihrem Alter mit einem Feuer der Phantasie, welches ich der meinigen nicht erlaubte, die Zukunft herbeirief, und mir die glücklichen Szenen malte, die meiner warteten, und an denen sie als Zuschauerin sich mütterlich zu ergötzen gedachte. O lebte sie! gute, gute Tante!"

„Oft überfiel mich Furcht, ihre Hoffnung und mein Wunsch würde vergebens seyn, und in dem erschütternden Eindruck, den sie auf mich machte, glaubte ich eine Ahndung zu finden, daß diese Liebe ohne Erwiederung das Unglück meines Lebens machen würde. Weinend sprach ich das zuweilen vor unsrer Mutter aus. Sie blieb standhaft bei ihrem Vertrauen, ohne doch meine Besorgniß gründlich entkräften zu können; sie berief sich auf Deinen Charakter und auf Vorzüge, die ihre Liebe an mir selbst zu finden glaubte. Ach ich selbst fühlte nur zu lebhaft, wie wenig ich mich mit Dir messen könnte, und nur in dem brennenden Eifer, mir jeden Vorzug zu erwerben, der mich Deiner Liebe würdig machen könnte, fand ich Beruhigung. Sieh, Wilhelm, wie ich bin, bin ich Dein Werk; und nicht am Willen lag es, wenn es weniger vollkommen ausfiel, als Du wünschen möchtest!" —

„Schon dachte die ehrwürdige Matrone ernstlich

daran, Dich einmal zurück zu rufen; da überfiel sie plötzlich eine tödtliche Krankheit, und führte sie schnell der Auflösung entgegen, daß sie wohl erkannte, sie könne Dich nie wieder sehn. Sie sprach, sie träumte fast nur von Dir; Dein Bildniß mußte an ihrem Bett hängen. Trostlos wachte ich bei ihrem Lager; meine Thränen flossen häufiger bei solchen Erwähnungen. Sie machte ihr Testament, als ihr Ende nahte. Als ich nun allmählig den Athem des mir theuersten Lebens ersterben sah, und in lauten Schmerz ausbrechend mich nicht länger bezwingen konnte, da reichte sie mir die schon kalte Hand und lallte mühsam: Weine nicht, Mally, ich habe für Dich gesorgt. Du wirst erlangen, was Dein Herz wünscht, und Eure Pflegemutter wird Euch segnend umschweben. Nach einigen Minuten verschied sie."

„Ich verstand ihre Worte nicht: so tröstend sie klangen, so fühlte ich doch nur zu wohl, daß meine liebsten Hoffnungen, von der mütterlichen Freundin nicht mehr beschützt, so gut als vernichtet waren, und beweinte tiefgebeugt meinen doppelten Verlust. Doch wie entsetzte ich mich, als das Testament geöffnet wurde, und sein Inhalt mir die Erklärung gab! Ich begriff aus meinem eignen Gefühl und der Idee, welche ich von Deinem Charakter hatte, daß eine Maßregel, welche

ihre Zärtlichkeit, getäuscht durch ihre gleiche Liebe gegen uns, in der Todesangst als unfehlbar ergriffen, unsre Vereinigung fast bis zur Unmöglichkeit erschweren würde. Ich ahndete mit Grausen die Verachtung dessen, den ich mit der reinsten und glühendsten Leidenschaft liebte! Nur zu bald bestätigte sich meine Ahndung. O Wilhelm, ich verdiente das nicht, und darum mag ich wohl bitten, ersetze mir, was ich litt, durch Liebe!" —

Ungewiß was ich thun sollte, gefoltert von der Furcht, durch jedes Bemühen um Deine Liebe nur Deine Abneigung zu verdoppeln, und von der Lebhaftigkeit einer Neigung, die sich nicht verschmäht sehen konnte, ohne die Ruhe meines Herzens zu zerstören, kehrte ich endlich zu meiner Mutter zurück, die in einem Städtchen in der Nähe deines väterlichen Hauses wohnte. Dort hoffte ich Dich zu sehn, und nicht eher wollte ich verzweifeln, bis es mir mißlungen wäre, Dich persönlich von meiner Unschuld zu überzeugen. Und in diesem Augenblick gestehe ich Dir gern: in dem fröhlichen Traum mancher Stunde hoffte ich noch mehr." —

„Nach einiger Zeit kam Dein Bruder von seinen Reisen zurück und besuchte uns. Ich sah ihn gern, und munterte ihn auf die Bekanntschaft fortzu-

setzen; denn so hoffte ich am ersten mit Dir zusammenzutreffen. Er machte allerdings einen Versuch sich mit mir zu amüsiren, gab ihn aber bald auf. In der Folge hat er mich immer mit Artigkeit und Achtung behandelt; und wenn er seine Gefühle für mich erwähnte, so nahm ich das lächelnd für nichts weiter, als es bei einem Manne gelten kann, der, wenn nicht jedes edlere Gefühl, doch das der Liebe für immer verloren hat."

„Du kamst; ich sah Dich; Dein finstrer Blick klagte mich an, verdammte mich; mein Herz brannte, zu Dir zu sprechen, ja Deine Kniee zu umfassen; Furcht, weibliches Selbstgefühl, und die stets gleich finstere drohende Furche auf Deiner Stirn schreckten mich zurück. Endlich zogst Du in's Feld — ach, und so sichtbar von Dir gemieden, und, wie ich glaubte, gehaßt, behielt ich keinen Trost als den, einsam um Dich zu weinen." —

„Und mir wohlzuthun, fiel ich ein, denn erst jetzt erkenne ich den Onkel aus Polen." —

„Still! — sagte sie, und legte mir den Finger auf den Mund — ach, diese kleine List machte mich so glücklich — aber noch glücklicher, daß ich einen Mann fand, der Dir mit gleichem Enthusiasmus der Liebe anhängend, in seinem Stand und Geschlecht die mir

versagte Macht fand, in drohender Gefahr Dich als Genius zu umschweben!" —

Ich fragte mit froher Begierde nach dem Namen meines Erretters. — Es war Rollwitt, den ich als bettelnden Knaben einst aufgenommen, und für dessen Erziehung ich gesorgt hatte. Seit acht Jahren, wo er in die Lehre als Chirurgus ging, hatte ich ihn nicht mehr gesehn; doch nun dämmerten mir die treuherzigen und geistreichen Züge des Knaben wieder in den edeln und gebildeten des Mannes auf —; er war auf Reisen gewesen, hatte mich bei meinem Bruder gesucht, und gern von Amalien den Auftrag übernommen, als Freiwilliger zur Armee zu gehn und sich in meiner Nähe zu halten. —

„Es lag mir viel daran, fuhr Amalie fort, daß meine Theilnahme Dir verborgen bliebe. Die Gefahr des Krieges hatte mich hieher getrieben, wo ich durch die Güte der Tante Herrin war — solltest Du nicht mehr wissen, daß sie hier ein Gut besaß? — und Rollwitt war angewiesen mir Nachricht zu geben. Er brachte Dich selbst — schwer verwundet, in Gefahr des Todes — o wie könnte ich aussprechen was ich da empfunden! ach wie oft, Wilhelm, habe ich im Nebenzimmer knieend mit heißen Thränen zu Gott ge-

betet, wenn ich an der Thür gelauscht hatte, und Dein Stöhnen und Jammern hörte!" —

„Der Arzt gab Hoffnung, und nach langem peinlichen Harren endlich die Gewißheit Deiner völligen Herstellung. Mit dieser Gewißheit wuchs meine Bangigkeit. Ohne die Furcht, die entsetzliche Furcht, mit Abscheu von Dir gestoßen zu werden, wie hätte ich deine Pflege einer Fremden überlassen können? Jetzt oder nie, dachte ich endlich — und als der Arzt glaubte, daß es ohne Gefahr geschehn könnte, hing ich diese Gemälde hierher, in Hoffnung, wenn Du sie sähest, in ihrem Anblick und Deinem erweichten Herzen einen Fürsprecher zu finden. Aber als die schüchterne Nennung meines bloßen Namens Dich reizte, mit solcher Heftigkeit Worte auszustoßen, die mir den alten Abscheu auszudrücken schienen — o Wilhelm, da erlag ich einer Verzweiflung, der ich lange mühsam gewehrt; und noch kann ich nicht recht fassen, ist mein Glück ein Traum, oder war es meine Furcht?" —

Deine Furcht, rief ich, und drückte sie freudig an mich. Leicht wurde jetzt jedes Mißverständniß gehoben; und eine so lange unnatürliche Entfernung vergalt sich uns beiden durch ein Vertrauen, das Seele für Seele plötzlich aufschloß, und jeden mit Entzücken sich selbst in der Tiefe des geliebten Herzens als in

alter und eigenster Wohnung zeigte. Der zärtliche Bund, vor Tantens Bilde geschlossen, erhielt nach einem Monat die heilige Weihe der Kirche; der hölzerne Arm kam von Berlin, aber ich hatte die Begeisterung verloren, ein zweiter Götz zu seyn und hielt mich für berechtigt, nachdem ich dem Tode fürs Vaterland mit frohem Herzen Trotz geboten, das verstümmelte Leben der Liebe des Engels zu widmen, dessen Fürsorge es mir erhalten hatte.

Rollwitt, der brave Rollwitt ging wieder zur Armee, mit dem Versprechen, wenn er zurück käme, als Freund für immer in unserm Hause zu bleiben. Sechs Monden später besuchte uns mein Bruder. Die veränderte Gestalt meiner Frau bewog ihn zu einer vertrauten Aeußerung gegen mich, die ich verschweige; und als ich vom Glück meiner Ehe sprach, blickte er zweideutig lächelnd auf meinen hölzernen Arm. Mein Herz aber straft den Sinn dieses Blickes Lügen — und Du, Leser, der Du Amalien kennst, welcher Bruder scheint Dir Recht zu haben?

VIII.

Das befreite Deutschland.

Eine Cantate

in zwei Abtheilungen.

Von

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Singende Personen:

Ein Greis.
Ein Mann.
Ein Jüngling.
Eine Frau.
Ein Mädchen.

Chor der deutschen Völker, des Russischen, des Französischen und des verbündeten Heeres.

Erste Abtheilung

1812.

Recitativ.

Der Mann.

Ihr Völker Deutschlands, die seit Jahren schon
Das fremde Joch mit Eisenschwere drückt!
Ein neues Drangsal komm' ich euch zu künden,
Des Krieges wilder Brand
Wird bald auf's Neue sich entzünden,
Die müde Welt darf noch nicht ruh'n.
Noch ist Europa ganz nicht unterjochet,
Im Norden steht noch unbesiegt ein Volk;
Auch dies soll in dem Weltreich untergehen,
Dann kommt die todte Ruh,
Und auf dem Grab der Völkerfreiheit wird
Als Friedensgenius der Todesengel stehen.
Schon ziehn die Ueberwinder stolz heran,
Durch unsre Gauen geht ihr Weg,
Und unsre Jugend muß sich an sie schließen,

Selbst müssen wir die Kette schmieden helfen,
Die noch ein Volk in Knechtschaft uns gesellt.
O wann wird das Geschick ermüden?
Wann hat es uns genug gequält?

Chor der deutschen Völker.

Weh uns! Weh uns! Welche Schrecken
Ruft uns deine Stimme zu!
Soll aus kurzer dumpfer Ruh
Uns ein neues Unheil wecken?

Eine Stimme.

Haben wir nicht schwer gelitten?
Ist die Freiheit nicht dahin?
Nicht die väterlichen Sitten,
Nicht der alte deutsche Sinn?

Zweite Stimme.

Schleppet man nicht unsre Kinder
Hin zum Krieg ins ferne Land?
Löset nicht der Ueberwinder
Selbst der Sprache heilig Band?

Chor der deutschen Völker.

Weh uns! Weh! Die alten Wunden
Werden grausam uns erneu't,
Und die Hoffnung ist verschwunden
Einer künftig bessern Zeit.

Recitativ.

Die Frau.

Du sagst, die fremden Heere ziehn heran?
O nun beginnt der alte Jammer wieder!
Sonst wenn es drauß im Weltgetümmel stürmte,
Verschloß der Mensch sich in sein Haus.
Dort an dem väterlichen Herde,
Des rechtlichen Besitzes froh,
Ruht' er in Mitte seiner Lieben aus.
Und jetzt? — Wer kann des Hausstands sich erfreu'n?
Unsicher ist Erwerb und Eigenthum,
Die Kinder sind nicht unser mehr, wir dürfen
Im eig'nen Haus nicht schalten, wie wir wollen,
Und mit der stillen Sitt' und Häuslichkeit
Entfloh die Zucht, entfloh die Frömmigkeit.

Arie.

O häuslich stiller Frieden!
Der Ruhe süßes Glück!
Du bist von uns geschieden,
Es flehn die Lebensmüden
Vergebens dich zurück.

Vergebens sind die Klagen,
Kein Gott erhört das Fleh'n.
So müssen wir verzagen,
Und unter steten Plagen
In Kummer untergehn.

Recitativ.

Das Mädchen.

Der Kriegstrompete Schall ertönt
Durch das erschrock'ne Deutschland,
Sie rufet seine Söhne auf,
Ach! nicht für's Vaterland zu streiten.
In ein unwirthlich eisbedecktes Land
Geht der endlose Zug,
Wo, von des rauhen Himmels Strenge
Gehärtet, ein gewaltig Volk
Voll wilder Kraft, voll höherer Begeist'rung
Für Thron und Glauben ihrer muthvoll harret.
Was wird ihr Schicksal seyn? Wie Mancher wird
Nicht mehr die theure Heimath wieder grüßen,
Und trauernd werden wir am stillen Herd
Die Weitentfernten, die Verlornen missen!

Der Jüngling.

Nur die, die zahm dem Ueberwinder folgen!
Wer Kraft und Muth im Busen fühlt,
Wird sich dem schmählichen Gebot nicht fügen.
Ich gehe nicht.
Wo ist denn Freiheit noch zu finden?
Das Meer selbst, das unendliche,
Ist nicht mehr frei. Das unsichtbare Band,
Das ferne Zonen aneinander knüpfet,

Des Handels gold'ne Faden sind zerrissen.
Vereinzelt, unbeachtet, bald verödet
Liegt unser Welttheil da, auf dem sich nichts
Mehr regen darf, kein Geist den Aufflug wagen,
Kein freies Wort aus freier Brust ertönen.
Nein! Nein! Ich folge diesem Rufe nicht.
Wer ist es unter Deutschlands Söhnen,
Der mit mir fühlt, und seine Ketten bricht?

Der Mann.

Was soll das tolle Widerstreben,
Der frevelhafte Aufruf? Wehe dir!
Und wehe uns, hört ihn, der ihn nicht hören sollte!
Nur Unterwerfung, kluges Schweigen kann
Die Trümmer uns'res Glückes retten,
Dem Strom entgegen kämpft vergebens man,
Und schüttelt, aber bricht nicht seine Ketten.

Terzett.

Der Mann.

Und sie rasseln dann noch lauter,
Drücken noch einmal so schwer.
Laß, o Jüngling, laß dich warnen!
Widerstreben hilft nicht mehr!

Der Jüngling.

Weg mit Furcht und zahmen Sweigen!
Länger duld' ich es nicht mehr,

Blutig drücken diese Ketten,
Und der Tod ist minder schwer.

Das Mädchen.

Ach, was denkst du zu beginnen?
Sieh der Feinde zahllos Heer!
Nie wird dieses Wagniß glücken,
Und wir leiden desto mehr.

Der Jüngling.

Eins muß ich erwerben,
Freiheit — oder Tod!

Der Mann.

Du wirst uns verderben;
Denke, was uns droh't!

Das Mädchen.

Gehst du hin, zu sterben,
Folg' ich dir im Tod!

Der Jüngling.

Ja, besser todt, als schmählich leben!
Komm, reiche mir als Braut die Hand!
Kann ich die Freiheit nicht erstreben,
So lös't der Tod das kurze Band.

Das Mädchen.

Nein, ich bin dein in Tod und Leben!
Mit Freuden geb' ich dir die Hand!

Kannst du dein Ziel dir nicht erstreben,
So folg' ich dir in's bess're Land.

Der Jüngling und das Mädchen.

So sey denn fest das Band geschlungen,
Nicht blos für diese dunkle Welt
Oft hat der Muth das Glück bezwungen,
Das ist die Hoffnung, die uns hält.

Beide.

Der Mann.

Wie frevelnd wird dies Band geschlungen?
Was ist die Hoffnung, die sie hält?
Das Schicksal schreitet unbezwungen
Hin über die besiegte Welt.

Recitativ.

Der Greis.

Auch hier noch Zwiespalt? Hier getheilte Stimmen?
Und über das, was Jedem unter uns
Das Erste, Eine, Heiligste seyn sollte?
Ja, dieses Volk ist tief gesunken!
Wo ist das alte Deutschland? Wo
Die starken, muthigen Germanen,
Vor denen einst das Römerreich erzittert,
Die es in seinem Innersten erschüttert,
Und dann zerstört mit starker Hand?
Wie tief gefallen! Aber jammert nicht!
Klagt Schicksal, Vorsicht, fremde List nicht an!

Ihr selbst tragt eures Unglücks ganze Schuld!
In Lauheit, gegen Gott und Vaterland
Dahingesunken, ewig unter euch
Uneins, war euer Herz dem Fremden zugewandt;
Des Fremden sklavische Verehrer
Habt ihr mit Sprache, Modetand und Sitten
Auch seine Ketten willig übernommen.
Jetzt tragt, was ihr verschuldet!
Klaget nicht!
Nach Norden blicket hin!
Europa's Schicksal, — euer Schicksal wird
Auf jenen eis'gen Feldern nun entschieden —
Zu welchem Ausgang? — steht in Gottes Hand.
In Norden wird sich Alles enden,
Nach Norden wies der helle Stern *),
Den wir mit Freude halb, und halb mit Grauen —
Zwölf Monden sind's — in hellen Nächten sah'n,
Nach Norden muß auch jetzt die Welt erwartend schauen.

Arie.

Du schöner Stern!
Seltsamer Fremdling in des Himmels Tiefen!
Wenn rings die müden Sterblichen entschliefen,
Wie sah ich dein bedeutend Licht so gern!

*) Der Comet vom Jahre 1811.

Geheimnißvoll
Standst du, den hellen Lichtstrom hingewendet,
Wo jetzt der Vorsicht hoher Plan vollendet,
Der Welt Geschick entschieden werden soll.

Noch unbekannt
Ist, was uns droht — in Nebel noch verborgen.
Dies nur ist Trost in Schmerzen und in Sorgen,
Was auch uns trifft — es kommt aus Gottes Hand.

Recitativ.

Die Frau.

Horch! Was erschallet für ein dumpf Getümmel
Aus jener Gegend, wo die Heere steh'n,
Und ein blutrother Schein
Erhellt den mitternächt'gen Himmel?

Der Greis.

Verwirrte Stimmen — Angstgeheul, Verzweiflung
Vernehm' ich, mit dem Donner der Kanonen,
Mit des Geschützes Prasseln wild vermengt!

Die Frau.

O großer Gott! Was muß geschehen seyn?
Was droht uns?

Der Jüngling.

Nichts Unglückliches! Vernehmt
Die seltsame, die schaudervolle Kunde,

An der sich die gesunk'ne Kraft erhebt!
Der Russen alte Hauptstadt, Moskau brennt! —

Die Frau.

O Himmel!

Der Jüngling.

Zaget nicht! Nicht Feindes Macht,
Nicht der Verheerer Grimm hat sie entzündet,
Hochherzig hat der Russe selbst den Brand
Hineingeworfen, hat mit eig'ner Hand
Der alten Herrscher heil'gen Sitz verheeret,
Er hat des Feindes Hoffnung mit zerstöret.
Der flieht nun durch das wüste Land,
Verfolgt von dem entschloß'nen Volk, dem nichts
Zu theuer war, gen feindliche Gewalten
Der Güter Höchstes, Thron und Freiheit zu erhalten.

Chor des fliehenden französischen Heeres.

Weh! Weh! Weh!
Alle Mächte der Natur
Sind erwacht uns zu vertilgen.
Flieht die eisbedeckte Flur,
Diese unwirthbaren Zonen,
Wo des Winters Schrecken wohnen!
Flieht auf blutbefleckter Spur!

Chor des verfolgenden russischen Heeres.

Flieht! Flieht! Flieht!
Uebermuth und Ehrsucht nur
Führt' euch in des Nordens Grenzen.
Nicht die Schrecken der Natur,
Euch verfolgen Rachegeister!
Flieht, der Welt geträumte Meister!
Kehrt zurück auf blut'ger Spur.

Chor der deutschen Völker.

Was dürfen — was können wir hoffen?
Erscheinet ein rettender Strahl?
Es zeiget ein Ausweg sich offen,
Es dämmert das Ende der Qual!

O Gott! Du kennst die Herzen,
Zu dir dringt unser Fleh'n;
Laß uns nach so viel Schmerzen
Den Tag der Rettung seh'n!

Zweite Abtheilung

1813 und 1814.

Chor der deutschen Völker.

Auf! Auf nach langem Zagen!
Stillt die gewohnten Klagen!
Erhebt den müden Sinn!
Das Glück scheint sich zu wenden
Ergreift's mit raschen Händen,
Dem Starken blüht Gewinn.

Eine Stimme.

Der Mensch ist nicht verloren,
Bleibt nur der Muth ihm treu,
Er ist zum Leiden nicht geboren,
Die Kraft ist mit dem Glück verschworen,
Und ernster Wille ewig frei.

Zweite Stimme.

Viel Uebles haben wir erduldet,
Und was dem Schmerze Stachel leicht,
Viel Uebles haben wir verschuldet
Durch Schwäche, Zwietracht, Lauigkeit.

Chor der deutschen Völker.

Jetzt ist der alte Sinn erstanden,
Der Deutsche reißt an seinen Banden,
Er reißt und sprenget sie mit Kraft,
Er hebt zum Himmel fromm die Hände,
Daß Gott ihm Schutz und Segen spende;
Er ist's, der das Gelingen schafft.

Recitativ.

Der Jüngling.

Wie prächtig dringen diese muth'gen Töne
In's Herz mir! Ja, wir sind vereint
Zu einem schönen, großen, heil'gen Zweck,
Ein Geist beseelt das ganze Vaterland,
Und Einer stählt sich an des Andern Kraft.
Seht dort die edlen Preußen!
Wo ist ein Volk, das so mit Heldenkraft
Und beispiellosen Opfern vorgeleuchtet?
Ihr strahlend Wirken zieht die Andern nach.
Von Süden her erhebt sich Oesterreich,
Großmüthig der Vergangenheit vergessend,
Das edle Oesterreich, das zwanzig Jahre
Gekämpft, und mit dem Riesenfeind
Allein noch rang und blutete, als schon
Die Andern all vor ihm im Staube lagen.
So steht es mächtig jetzt als Schützer,

Als Schild des Reichs, das nicht mehr sein ist, auf.
Ihm folgen, von dem Strome fortgerissen,
Auch Baiern, Wirtemberger, und der Bund,
Der sie dem Feind verrathen, ist zerrissen.

Der Mann.

Auch fremde Völker seh ich auf dem Boden
Des deutschen Vaterlands — nicht so, wie sonst,
Es zu zerfleischen und zu theilen. Nein,
Ein edler Eifer für die heil'ge Sache,
Für Deutschlands, für Europa's Freiheit führt
Die Schweden über von der Ostsee Ufern,
Vereinigt uns die sieggewohnten Scharen
Der Russen, die von Moskau's Trümmern her
Den flieh'nden Franken an den Fersen waren,
Und Englands Söhne steigen aus dem Meer.

Der Jüngling.

Und Alle sind ein einzig Bruderheer,
Kein Unterschied der Völker gilt jetzt mehr,
Die Adler schlagen drohend ihre Schwingen,
Der Leu, der Pardel folgt, es muß gelingen!

Arie.

Horch! Hörst du die Adler rauschen?
Hörst du ihrer Flügel Schlag?
Wie mit Lust die Völker lauschen!
Denn es gilt den großen Tag,

Gilt das letzte hohe Streben,
Heißen Kampf auf Tod und Leben.

Deutschheit! Freiheit! Holde Klänge,
Die das Ohr so lang entbehrt!
Euch entglüht das Herz der Menge,
Euch entblößet sich das Schwert!
Eure Gottheit muß ich sehen,
Oder kämpfend untergehen!

Was sind Wunden? Was ist Sterben?
Heldentod ist süß und schön,
Bringt dem stolzen Feind Verderben,
Wird ein glorreich Auferstehn,
Wenn wir auf des Liedes Schwingen
In das Herz der Nachwelt klingen.

Recitativ.

Der Greis.

So recht! So lieb' ich dieses Volk,
Und nun erkenn' ich meine Deutschen wieder,
An deren festem Felsensinn die Herrschaft
Der Welt sich mehr als einmal schon gebrochen.
Von Deutschland ging Europa's Freiheit aus;
Auch dieses Mal wird Meer und Land
Freiheit empfangen aus der Deutschen Hand.

Die Frau.

Ihr deutschen Frau'n! Euch ruft das Vaterland!
Auf! Laßt uns Theil am großen Werke nehmen,
Daß uns der Ahnfrau'n Schatten nicht beschämen!
Sie walteten im Haus, und fanden
Doch Kraft und Sinn in starker Brust,
Um für das Vaterland zu fühlen,
Sie folgten ihren Gatten in die Schlacht,
Und fielen die, war Alles aufgegeben,
So starben sie, um nicht in Schmach zu leben.

Das Mädchen.

Ja, lasset uns nach Frauenkraft und Weise
Für die geliebten Helden sorgen! Laßt
Uns Labsal, lindernden Verband, und, was wir können,
Bereiten, der Verwundeten zu pflegen!
Sonst ist uns ja kein Trost erlaubt,
Als für sie sorgen, und des Himmels Segen
Herab zu flehen auf ihr theures Haupt.

Quartett.

Der Mann.

Uns treibt kein frevelndes Verlangen,
Des Rechten sind wir uns bewußt;
Sie, die uns zur Verzweiflung zwangen,
Trifft nun die Schuld der bösen Lust.

Der Greis.

Aus langem Leidensdruck entsprangen
Die schönsten Keim' in uns'rer Brust,
Wir sind die Prüfung durchgegangen,
Und nun der Kraft uns stolz bewußt.

Das Mädchen.

Ach! Mich verfolgt ein düst'res Bangen!
Es liegt so schwer mir auf der Brust,
Mein Herz kann keinen Trost empfangen,
Nicht theilen meiner Freunde Lust!

Die Frau.

Nicht diesen Schmerz! Nicht dieses Bangen!
Dein Jüngling flog in's Feld voll Lust,
Und schöne Narben auf den Wangen
Kehrt er zurück an deine Brust.

Das Mädchen.

Darf ich der Hoffnung mich ergeben?

Der Mann.

Ja, uns beginnt ein neues Leben.

Der Greis.

Laßt muthig uns zum Ziele streben!

Die Frau.

Der Himmel wird uns Segen geben.

Der Mann, der Greis, die Frau.

Auf! Auf zum Freiheitskampf, ihr Brüder!
Die Zukunft hellt sich unserm Blick,
Die guten Zeiten kehren wieder,
Und unsre Kraft schafft uns das Glück.

Zu Vieren.

Das Mädchen.

Ach! Kehrt auch mir die Freude wieder?
Noch liegt es trüb mir vor dem Blick,
Ein düst'res Ahnden schlägt mich nieder,
Der Theure kömmt nicht mehr zurück!

Kurze Symphonie, die Schlacht von Leipzig bezeichnend, dazwischen accompagnirtes Recitativ.

Die Frau.

Jetzt kämpfen sie — Hörst du das Schlachtgetöse?

Das Mädchen.

Ach wohl! Wie Mancher blutet jetzt vielleicht!
Wie Mancher sinkt!

Die Frau.

Dann sank er für das Recht,
Für Alles, was dem Menschen theuer ist!
Auch meine Söhne kämpfen dort. Ich habe
Sie Gott und ihrem Vaterland gewidmet,
Für die ich sie geboren.
Doch täuscht das Ohr mich nicht, so scheint

Der Lärm der Schlacht sich weiter zu entfernen.
Man kommt.

Der Greis.

Heil euch und uns! Wir sind befreit!

Die Frau.

Befrei't? O Wort des Glücks!

Der Greis.

Die Feinde fliehn —
Die Völkerschlacht ist aus — Deutschland, Europa,
Das Meer ist seiner Sklavenketten los.

Die Frau und das Mädchen.

O Dank dir, großer Gott!

Der Greis.

Ja, danket, Frauen!
Dort auf dem Schlachtfeld dankten unsre Fürsten,
Das Haupt entblößt, im Staube knieend,
Und huben betend Hand und Herz empor,
Und rings um sie in feierlicher Stille
Das Siegesheer, wie sie, die Häupter richtend
Zum Herrn der Heere, zum Gott Zebaoth,
Der ihnen Kraft und Muth und Sieg verliehn!

Der Mann.

Die Zeit der Furcht, der Unterdrückung ist
Vorüber. Durch die deutschen Gauen eilt,
Gejagt von Schrecken, der zerstörte Feind.
Jetzt geht's zum Rhein, zur alten Krönungsstadt,

Er öffnet hell und strahlend sich die Zukunft
Vor unserm Blick, und tausend neue Freuden
Und Hoffnungen, Genuß und Ehre
Ziehn durch des Sieges weite Pforten ein.
Hörst du das Jubellied? Die Heere nah'n —

Chor des verbündeten Heeres.

Geschlagen ist die Völkerschlacht,
Der stolze Feind entflieht,
Mit uns war Gott und seine Macht,
Stimmt an das Siegeslied!
Verfolgt den Feind! Rasch auf ihn zu!
Und gebt dem Dränger keine Ruh!

Zum Rhein! Zum Rhein! — Und über'n Rhein!
Frei sey die heil'ge Fluth!
Zur Weihe taucht die Schwerter ein,
Gefärbt mit Feindes Blut!
Wo deutsche Sprache klingt, da sey
Das deutsche Volk auch ewig frei!

So sey denn rastlos fortgekriegt,
Bis auf der Heimath Flur
Der Feind ermattet uns erliegt;
Das führt zur Ruhe nur.
Dann reichen wir in seinem Land
Zum Frieden ihm die Siegerhand.

Recitativ.

Der Greis.

Da ziehn sie hin! Wo zeiget die Geschichte
Ein Beispiel eines solchen Heer's,
Gemischt aus Völkern aller Länder,
Getheilt durch Sprache, Glauben, Sitte,
Und fest vereint durch Tugend und den Willen
Für's Eine Gute, das sie gleich erkannt?

Der Mann.

Ein reges Leben fängt nun für uns an,
Die scheuen Künste heben nun das Haupt,
Die Wissenschaft entfaltet schöne Blüthen,
Des Handels unsichtbares Band
Knüpft hin und wieder zwischen Völkern sich,
Und aus entfernten Zonen bringt das Meerschiff
Die seltnen Gaben fremder Sonnen uns;
Zum Glück, zur Freude ist der Mensch erwacht,
Die Welt ist frei durch Eine Schlacht.

Der Greis.

Und nicht Genüsse nur in Glück und Ruhe
Versichert uns der neue Stand der Welt.
Die Menschheit selber ist veredelt,
Der Eigensucht, der kleinen, engen Staatskunst
Verbrauchte Schlacken fallen von uns ab,
Ein heilig Band der Treu und Redlichkeit

Verknüpft die Fürsten, und die Völker lernen,
Daß Menschlichkeit und Tugend an ihr Ziel
Weit sich'rer und weit rühmlicher gelangt.
O der Gewinn ist mit dem edlen Blut,
Das vielfach jetzt den deutschen Boden tränkte,
Zu theuer nicht erkauft!
Die hohen Opfer an des Vaterlands
Altar, sie strahlen hellen Sternen gleich
Weithin in alle Zukunft, und entzünden
In fernen Zeiten noch der Enkel Herz,
Die so, wie sie, für Recht und Pflicht empfinden.

Das Mädchen.

Wie gern wollt' ich zu dieser Höh mich schwingen,
Wie gern mit solchem Heldenblick die Welt,
Mich, und was ich verloren, schauen!
Umsonst! Das Herz, in seinen innern Tiefen
Zerrissen, blutet, zittert, und vermag
Nichts als den schrecklichen Verlust zu fühlen!
Er fiel als Held — ich soll nicht um ihn klagen —
Ach und ich kann kaum meinen Schmerz ertragen!

Arie.

Er war so gut, er war so bieder,
So fleckenlos dies starke Herz,
Und kehrt so früh zum Himmel wieder,
Und läßt mich hier in meinem Schmerz!

Die Welt ist neu zu Glück und Lust geboren,
Ich fühle nichts — als daß ich ihn verloren!

Keine Freude blüht mir mehr,
Oed' ist Alles um mich her,
Reizlos, was ich sonst geliebet habe;
Nirgends strahlet mir sein Blick,
Eines kenn' ich nur als Glück,
Ruhe, wo Er schläft, im kühlen Grabe.

Recitativ.

Die Frau.

O stille diese Klagen! Laß die Thräne
Versiegen, die nur Einem Todten fließt,
Und richte deinen Geist auf, daß er fasse,
Wie über'm Rhein Europa's Schicksal sich
Nun endlich seinem hohen Ziele nah't!

Der Mann.

Es naht! — Es naht! Die Bundesheere dringen
Bis an die Hauptstadt vor, und senden Schrecken
Und Furcht in jene Mauern, die die Welt
Erst mit des Tandes seid'nen Faden lenkten,
Dann mit des Zwanges Schwere sie zerdrückt,
Und Alles, was wir litten, wird gerächet.

Der Greis.

Nicht also! Weg mit niedrigen Gedanken
Von Rache, von Vergeltung! Diese laßt

Dem heimgestellt, der Herz und Geist durchschau't,
Und greift nicht vor der Vorsicht heil'gen Schlüssen!
Ganz anders zeigt der Ausgang sich.
Hört, und erstaunt!
Des großen Reiches Hauptstadt ist erobert!

Die Frau.

Wie? Schon erobert?

Der Greis.

Ja, und nicht mit Schrecken,
Nicht rächend zogen unsre Fürsten ein,
Sie kamen als Befreier, als Erretter,
Und jubelnd drängte das erlös'te Volk
Sich freudejauchzend ihrem Zug entgegen.
Zerbrochen ward das schwergetrag'ne Joch,
Gestürzt die Tyrannei, siegprangend kehren
Nach düst'rer, banger Zeit die lang verbannten,
Die königlichen Lilien zurück,
Es fügt sich Alles in's gewohnte Gleis,
Der Spanier hat die Freiheit sich erstritten,
Und seinen König, Holland richtet sich
Vom schweren Druck auf, Deutschland ist befreit,
Und unsrer Kirche heilig Oberhaupt
Kommt aus unwürd'ger Haft zurück, und feiert
Zum ersten Mal das Auferstehungsfest
In freier Kirche wieder, und die Welt

Steht mit ihm auf zu neuem besser'n Leben.
So laßt uns den Gesang erheben,
Und preis't den Herren, dessen Hand uns hält!

Schlußchor.

Nun ist das große Werk vollbracht,
Freiheit und Frieden sind gegründet,
Der Uebel schwarzes Heer verschwindet,
Der Tag bricht an nach langer Nacht.
Heil uns! Es ist das Werk vollbracht!

Die Friedenspalme steigt empor,
Was unterging durch lange Stürme,
Erhebt sich unter ihrem Schirme,
Entblühet neu zu schöner'm Flor.
Heil uns! Die Palme steigt empor!

Vier Stimmen.

Theures Blut hat sie begossen
In Gewittergrau'n und Nacht,
Hoch und kraftvoll aufgeschossen
Trotzet sie der Stürme Macht.

Einen Schatten wird sie geben,
Der den Enkel noch erfreut,
Denn es kommt ein schön'res Leben,
Eine freie, starke Zeit.

Chor.

Auf! Erhebet den Siegesgesang!
Preiset den heiligen Gott,
Der uns geweckt durch der Zeiten Drang,
Der uns beschirmt in der Noth!
Bleibet der Freiheit durch Tugend werth!
Bleibet, ihr Deutschen, euch treu!
Rufet: Durch Gott und durch unser Schwert
Frei ist das Vaterland, frei!

IX.

Blätter

aus

Agathens Papieren.

Von

Fr. Ehrenberg.

hen müßte das schwer Beladene, wenn du Gott nicht dich freundlich mir entgegen neigtest, deine Arme und dein Herz mir öfnetest? Aber wie ein milder Regen die dürre Flur und die schmachtende Pflanze erfrischt: so erfrischt deine Barmherzigkeit das bange, schwer beladene Herz. Du reichst mir deine Hände, wenn ich falle, und richtest mich wieder auf, und lehrest mich dein Gesetz, und ich wandle fröhlich. Laß mich nie dahin kommen, daß ich mich deiner väterlichen Verzeihung nicht mehr freuen dürfte.

Ich habe gefühlt und fühle noch, wie die Reue das Herz peinigt, und weit über allen andern Schmerz geht. Wahrlich, wenn irgend Einer — so ist der von Reue Gequälte ein Unglücklicher, ein Verlassener, der heilige Ansprüche an unser Mitleid hat. Doch begegnet man ihm so oft mit kalter Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit schneidender Härte, so oft treffen ihn Blicke der Verachtung, herzdurchbohrende Vorwürfe, während das Herz schon an allen Seiten wund ist. Ein freundlicher Blick, ein aufmunterndes Wort könnte ihn unbeschreiblich trösten. Nie will ich reuigen Menschen wehe thun, nie von reuigen Menschen mich wegwenden; immer soll es mir ein theures Geschäft seyn, die Schmerzen ihrer Seele zu stillen, und ihnen den Beistand zu leisten, dessen sie bedürftig sind. Ich weiß ja, was ein

theilnehmender, liebreicher Zuspruch vermag über die leidende Seele. O, könnte doch meine Hand allen aufhelfen, die reuevoll im Staube liegen!

4.

Vergebung.

Das war ein schwerer Kampf! Gottlob, nun ist's überwunden! Das gehässige Bild wollte gar nicht fort aus dem Gemüthe; bei jeder Gelegenheit stellte es sich von neuem mir dar — in der widrigsten Gestalt, und erfüllte mein Inwendiges mit Groll und Unmuth. Mein Herz verwilderte, ich verlor den Sinn für das Schöne, Anmuthige, Erfreuliche; ich fand Vergnügen daran, mich reitzen zu lassen, mich selbst zu reitzen durch feindselige Gedanken; die Heiterkeit meiner Seele machte einer düstern Verstimmung Platz.

Ich überredete mich vergeben zu haben, weil ich nicht mehr so oft und mit Bitterkeit von der Sache sprach, nicht mehr mit dem Gedanken umging, einmal wieder empfindlich wehe zu thun, weil ich mich nicht mehr aufgeregt fühlte, wenn der Name O. genannt wurde, weil es mich nicht mehr verdroß, wenn man ihr das Lob ertheilte, das sie verdient. Nein, ich hatte nicht vergeben — jämmerliche Selbsttäuschung war's. Das Herz war noch immer von ihr weggewendet; ich

unterhielt das Andenken an die Beleidigung mit einem gewissen Wohlgefallen; ich mußte mich zwingen, ihr freundlich — ihr nur nicht kalt zu begegnen; ich wäre schwerlich im Stande gewesen, ihr ganz aus reinem Triebe etwas Angenehmes zu beweisen.

Jetzt kann ich sagen: ich habe vergeben — von ganzem Herzen vergeben, ausgelöscht ist die widerwärtige Geschichte in meinem Gedächtniß, keine gehässige Empfindung mehr in meinem Gemüthe.

Warum mußte mir das so schwer werden? warum mußte das Herz denn doch immer wieder aufwallen, wo ich es nun eben glaubte bezwungen zu haben?

Freilich die Kränkung war groß, an der empfindlichsten Seite war ich angegriffen — tief und schmerzlich verwundet; sie schien wohl überlegt zu seyn, und darum eben die rechte Stelle zu treffen. Aber wußte ich denn nicht, wie der Schein trügt, selbst da trügt, wo ihn die besonnene Prüfung mit der Wahrheit verwechseln möchte? War ich in der Fassung, besonnen zu prüfen? Ist es mir nicht jetzt klar, daß jener Schein zu einem großen Theile durch meine leidenschaftliche Befangenheit bewirkt wurde? Konnte ich, in dem Verhältnisse, worin ich mit O. stand, bei meiner Kenntniß ihres Herzens, wohl vernünftiger Weise an eine absichtliche Beleidigung denken? Wie natürlich war es

doch, daß der gereizte Zustand, worin sie sich befand, ohne feindselige Gesinnungen gegen mich, auf diese Art ausbrach! Nein, sie hat keine Ahnung davon gehabt, daß es mich so treffen, so tief verwunden würde. Sie hätte gewiß, bei einem andern Benehmen von meiner Seite, sogleich ihren Fehler verbessert.

Erfahrungen an mir selbst sollten mich doch gelehrt haben, wie der Mensch dahin kommt zu fehlen, wie bald er gefehlt hat, und wie wohl es dann thut, Nachsicht und Vergebung zu finden. O, bei weitem die meisten Beleidigungen, über die wir uns beschweren, sind Irrthümer des Verstandes oder des Herzens, augenblickliche Uebereilungen, die indeß dem, der sich ihrer schuldig weiß, oft eben so großen Kummer verursachen, als wenn sie in bösen Gesinnungen ihren Ursprung hätten. Die arme O. hat gelitten — unbeschreiblich gelitten; ich konnte dies Leiden vermindern, und that es nicht, ich vermehrte es durch meine Kälte, mein Zurückziehen, meine unverkennbare Verstimmung.

Wäre dieses alles nicht: wie sehr bin ich doch selbst der Vergebung bedürftig! wie oft ist mir Vergebung geworden, wo ich weit weniger Anspruch darauf machen konnte! wie oft ist mein Herz tief gerührt gewesen von der Güte derer, gegen die ich mich schwer vergangen hatte! Es war unaussprechlich, wie diese Güte mich

tröstete und stärkte, es war helle Wonne des Himmels. Und wie unglücklich würde ich seyn, wenn mir Gott nicht vergäbe! Ach! ich sündige täglich, aus Uebereilung, aus Schwachheit und mit Vorbedacht, und er vergibt mir alle meine Schuld, und wendet sich zu mir voll Liebe, und trägt mich in seinem väterlichen Herzen. Täglich drängt mich ein mächtiges Gefühl, zu ihm um Vergebung zu flehen: und doch kann ich mich weigern, kann ich nur säumen, andern zu vergeben?

An mein Herz, an mein Herz, meine O., ich will dir alles vergüten, was ich dir durch die lange Weigerung Uebles zugefügt; durch doppelte Liebe will ich es dir ersetzen, du schwer Gekränkte. Jetzt ist es an dir zu vergeben.

Von Herzen sey vergeben euch allen, die ihr je mich beleidigtet, die ihr in Zukunft mir noch wehe thun möchtet.

Ich fühle es ist göttlich, zu vergeben; es ist das Erhabenste und Seligste, was der Mensch kann; ich ehre mich selbst, wie ich mich nur immer zu ehren vermag, indem ich vergebe; ich bin ein höchst verächtliches Geschöpf, indem ich Erbitterung in meinem Herzen nähre.

Seit ich vergeben, von Herzen vergeben habe, ist mir, als wäre ich neu geboren — in ein Leben voll

Jugendlust und Freude; das Herz schlägt wieder so leicht und so frei, unbeschreiblich wohl ist mir im Herzen; die Liebe ist da wieder eingezogen, und mit ihr reines fröhliches Daseynsgefühl. Welch ein unnatürlicher, qualvoller Zustand war es dagegen, als ich noch nicht vergeben hatte! Um keinen Preis möchte ich noch einmal mit diesem widerwärtigen Wesen belastet seyn.

Wahrlich, deß darf ich mich nicht rühmen, daß es mir in diesem Falle gelungen ist, zu vergeben. Aber vergeben die kaltblütige, ausgesuchte, tief ins Herz schneidende Kränkung, vergeben dem, der nicht aufhört von neuem zu kränken, dem es Freude macht recht empfindlich wehe zu thun, der an unsrer Qual sich ergötzt, der nur uns zum Verdrusse zu leben scheint: das ist der Triumph der Liebe, das der Adel und die Verherrlichung der Menschheit.

5.

Die Thränen.

Eine der köstlichsten Gaben des Himmels ward dem Menschen die Thräne verliehen. Ja, eine väterliche Huld gab dir, o Mensch, für dein Weh und deine Lust — und für all die Gefühle, die würdig und selig dein Herz sanft bewegen die heilige Thräne. Mögest

du nur auch immer gebührend sie ehren, und nie sie entweihen!

Dein Schmerz ergießt sich in Thränen, und löst dadurch in eine süße Wehmuth sich auf; in deinen Thränen rinnt es hernieder, was so schwer auf deinem Herzen lag. Du gehst mit deinem Leid in dein stilles Kämmerlein — um zu weinen; und da, wo niemand dich sieht, fließen deine Thränen, und werden zum heißen Gebete, das alle Stärkungen des Himmels auf dich herab fleht.

Du kannst mit Worten nicht ausdrücken, wovon dir das Herz voll ist; deine Thräne wird verstanden von gefühlvollen Seelen, sie offenbart dein Inwendiges den gleich gestimmten Gemüthern.

Ich sehe die Thräne in deinem Auge — sie spricht so mächtig zu meinem Herzen, ich empfinde mit dir deinen Kummer, und eile dir allen Beistand zu leisten, der in meinen Kräften steht. Thränen der Unschuld, der schwachen, wehrlosen Kindheit, des verlassenen Weibes — wie rührt ihr das Herz!

Du hast nichts mit dem Unglücklichen zu theilen, das Wort des Trostes stirbt auf deiner Zunge; aber du weihst ihm eine stille Thräne, o sie ist köstlich diese Thräne aus dem heiligen Quell des Mitgefühles, deine Thräne wird ihm zum erquickenden Troste, gibt Glau-

ben und Zuversicht dem Herzen, und er segnet deine stille Thräne.

Du mußt versagen, was du gern gewährtest, du mußt zu beschwerlichen Verrichtungen mit Nachdruck anhalten, du mußt empfindlich wehe thun, dabei steht dir eine Thräne im Auge, und nun schmerzt es nicht mehr.

Du hast den Frieden mit dir selbst gebrochen, heilige Gefühle verletzt; darüber ist dein Inwendiges voll Gram und Unmuth — und dein Auge füllt sich mit heißen Thränen — o, nicht der Welt — der entweihten Menschenwürde, dem Himmel, den du verloren, fließen sie. — Mit Thränen, welche die Welt nicht trocknen kann, wirfst du vor deinem Gott dich nieder; und deine Thränen versöhnen deine Schuld, und geben Zeugniß von deinem kräftigen Ringen nach dem Bessern.

Eine Thräne der edeln Entrüstung tritt in dein Auge über Unrecht und Bedrückung, Frevel und hochgefeierte Nichtswürdigkeit, — Heuchelei und Verrath an dem Heiligen, über das mit seiner Schande prahlende Laster, — die in den Staub getretene Ehre, über feige Argliſt, Lug und Trug, denen das verdunkelte Verdienst unterliegt, über menschliches Elend, und vergebliche Anstrengungen für das Würdige, Große und Wohlthätige; — eine Thräne stiller Rührung, wo

das Schöne mit leiser Gewalt sich deines Herzens bemächtigt, wo milde Eindrücke dein Herz erweichen, und alle zarten Empfindungen reiner Menschlichkeit in ihm wecken, und in selige Melodien verschmelzen, wo du voll Entzücken weilest bei einer großen, herrlichen Erscheinung; — eine Thräne sanfter Traurigkeit um die Geliebten, die der Tod von deiner Seite, von deinem Herzen nahm, eine Thräne geweiht dem wehmüthig-süßen Andenken an die Tage, deren du einst mit ihnen dich freutest, die nun dahin sind, und nicht wiederkehren. Wie köstlich diese Thränen! Von einer großen Angst bist du befrei't, aus einer großen Noth gerettet, ein kostbares Gut ist dir verliehen, das Kind deiner Liebe, der Freund deiner Seele ruht wieder an deiner Brust, ein schöner Gedanke, eine angenehme Erinnerung, eine frohe Erwartung beschäftigt deinen Geist, du hast Güte erfahren — reine unaussprechliche Huld — hast in ein menschliches Angesicht geblickt, das von Güte verklärt war, die Hand gefaßt, welche die Güte dir reichte, eine Gabe genossen, welche die Güte dir bereitet hatte, dir ist so wohl, daß du es nicht sagen kannst, nichts als lautre, unschuldige Lust erfüllt dein Inneres; da weint dein Auge Thränen der Freude.

Thränen der Freude, einer himmlisch-seligen Freude sind es, womit die Liebe ihre höchsten Momente

feiert. Das Herz faßt all' dieses Sehnen und Haben, all' diese wehmüthige Wonne nicht mehr; und still steht die Thräne im schimmernden Auge.

Der tiefgefühlte Dank deines Herzens für das Große, Hochbeglückende, das dir zu Theil geworden, kann sich nicht anders als durch Thränen offenbaren; diese Thränen sind ein Opfer, auf welches der Himmel mit Wohlgefallen hernieder blickt.

Und hat nicht auch die Andacht ihre Thränen, indem Glaube und Demuth, Liebe und Verlangen, Trauer und Hoffnung sich vereinigen zu einer unaussprechlichen Bewegung des Herzens, und das Herz, weit erhoben über die irdischen Regionen, mit dem Höchsten und Herrlichsten in seliger Gemeinschaft lebt?

Aber die ehrwürdige Thräne — wie wird sie entweiht, wenn eine unbefriedigte Leidenschaft, eigensinniger Trotz, wilde Wuth, ein ungemäßigter, ergebungsloser Schmerz oder erkünstelte Rührung sie vergießt, wenn die Heuchelei damit Gepränge macht, die Eitelkeit damit buhlt, die Empfindelei damit ihr Spiel treibt, die kranke Reizbarbeit oder die schlaffe Weichlichkeit bei den unbedeutendsten und unwürdigsten Veranlassungen sie uns zeigt, die doch bestimmt ist, nur das Reinste, Tiefste und Beste der menschlichen Seele zu begleiten!

Heilig sey mir stets die heilige Thräne!

6.

Resignation.

So sey's denn — ich scheide von dir, geliebtes Bild! Ja, ich reiße mein Herz los von dir! Das Herz blutet, und es wird wohl fortbluten bis es still steht. Aber die Pflicht, die unerbittlich strenge gebietet, und ich fühle in diesem Augenblicke daß ich kann.

Täuschung des schwachen, betrüglichen Herzens, das nicht mochte, das den Schmerz der Entsagung nicht wollte, war's, wenn ich zuweilen glaubte, ich könne nicht.

Doch, täusche ich mich auch nicht jetzt, indem ich zu können glaube? ist's nicht ein schnell emporfliegendes, aber auch schnell wieder ermattendes Kraftgefühl, ist es nicht der lebhafte Wunsch zu können, oder höchstens eine unnatürliche Anstrengung, in welcher ich nicht im Stande seyn werde mich bis zum entscheidenden Augenblicke zu behaupten, was mir diesen Glauben gibt?

O, du thörichtes Herz, möchtest mich wohl mit neuem Truge bestricken! Ja, ich kann; ich weiß, daß ich kann, denn ich weiß, daß ich soll, und es kommt nur darauf an, daß ich mich in meinem Wollen recht befestige, und nicht ermüde, die Anstrengungen aufzubieten, über die ich Macht habe.

Indeß noch manchen schweren Kampf wird es kosten,

bis mein Herz einige Ruhe gewonnen hat, und still trägt die Schmerzen seiner Wunden. Das Herz hing so fest — ach, mit unaussprechlicher Liebe an dem Bilde! Mein Bestes, mein Alles fand ich in ihm. All die schönen Träume meiner Jugend hatten in ihm sich versammelt; alle sanften Rührungen des Herzens hatten sich mit ihm in Verbindung gesetzt; ich hatte es gepflegt an meiner Brust, und genährt mit meinen heitersten Gedanken, mit meinen innigsten Gefühlen; mein vollstes, mächtigstes, eigenstes, seligstes Leben war darin. Mit mir ist es aufgewachsen, durch alle Veränderungen meiner Jahre hat es mich begleitet, mein vertraulichster Umgang ist es gewesen, und hat sich immer mehr ausgebildet nach meinem Sinn und Herzen. So vieles, das mich glücklich machen konnte, habe ich ihm aufgeopfert. Bei ihm, bei ihm hoffte ich endlich anzutreffen, wornach alle Empfindungen und Kräfte meines Wesens strebten.

O, der seligen Tage, da ich's noch in Unschuld gläubig-froh mit mir umher trug, und, nicht ahnend das finstre Verhängniß, seine Wirklichkeit in unbestimmten Fernen der Zukunft erblickte! O, der seligen Tage auch, da noch schwache Schimmer der Hoffnung mir leuchteten!

Sie sind dahin — und vorüber, mit ihren Träu-

men, mit ihrem Glücke. Der letzte schwache Schimmer der Hoffnung ist verschwunden. Das entsetzliche Wort, das Wort, das noch nie widerrufen ward, ist über mich ausgesprochen. Nur die Eine Wahl bleibt mir, zu scheiden und alles zu verlieren, oder die heiligsten Verbindungen zu zerreißen, den heiligsten Gefühlen frevelnd Hohn zu sprechen. Eine solche Wahl ist keine: ich soll, ich muß und ich will.

Fasse dich Herz und sey stark, fühle wie groß und herrlich das ist, sich selbst überwinden, wie groß und herrlich — entsagen dem feurig, dem über alles Geliebten, entsagen seinem Glück, freiwillig arm seyn und elend, und das Bitterste erdulden, aus Gehorsam gegen die Pflicht, aus frommer Ergebung, aus heiliger Liebe. Ja darum mußte das Bild mir so theuer werden, damit ich das lernte, mich überwinden in meinem Mächtigsten, aus Gehorsam gegen die Pflicht, aus frommer Ergebung, aus heiliger Liebe.

Gott, der das Opfer von mir fordert, wird mich stärken, daß ich es vollführe. Ihm bringe ich das Opfer, unverwandt den Blick gerichtet auf ihn und die Vergeltungen, die ich hoffen darf, wenn ich in dieser Prüfung treu erfunden werde.

Ich scheide von dir, geliebtes Bild, ich reiße mein Herz los von dir!

Nein, nicht von dir — nur von der Hoffnung, dich auf Erden verwirklicht zu sehen, reiße ich das Herz los. Dieser Hoffnung entsage ich hier feierlich und auf immer. Du selbst aber sollst still im Gemüthe mir wohnen, und allenthalben hin mich begleiten; vielleicht wird es mir noch gelingen dich ruhig betrachten zu können, und selig mit dir zu leben in Freude und Schmerz, und an dich zu ketten alle Lust des Daseyns. Dich will ich mit in den Tod nehmen. Dort wirst du in verklärter Gestalt mir wieder begegnen — mein ganz und ewig.

X.

Epigrammatische und vermischte Gedichte.

Von

J. C. Fr. Haug.

1.

Im Carthäuserkloster zu Grenoble.

(Frei, nach Ducis.)

Rundum still und öd'! In diesen Hallen des Friedens
Hör' ich nimmer die Stürme der Welt. Die Welt ist verschwunden,
Und die flüchtige Zeit hält inne. . . . Beginnst du für mich schon,
Ewigkeit, du Schreckliche? — Nein! Des tröstenden Gottes
Gnaden fühl' ich im Heiligthum und geflüchtet den Bangsinn.
Gott, ich weiß es, du bist ein Vater, und liebest die Menschen,
Kannst nicht zertrümmern dein Meisterstück, vernichten dein Abbild.
Du, mein Bildner in Mutterschoß, du hassest die Sünde,
Hoffst mein wahres Bereu'n, und willst, daß bereuend ich hoffe —
Euch, die Klausen Ihr sucht auf überschneitem Gebürge,

Milde Steppen, ein Grabmal sucht, und in frommer Begeistrung,
Nachbarn des Himmels, träumt, den Himmel selbst zu bewohnen,
Euch in dieser Umhüllung zu schau'n, ist himmlische Wonne.
Eures Ordens Wiege verbergen uns Strahlengewölke.
Hier vereinigen sich die Jubelpsalmen der Christen
Mit den Chören der Engel, und tiefauf seufzet der Pilger
Hier ob falschen Vergnügen in diesem Jahrhundert der Lüste,
Tannen, und Felsenreih'n, und einsamstürzender Waldstrom,
Alles spricht, und Alles lehrt mich verachten die Erde,
Wo das Glück, die seltnere Frucht, von niedrem Gewürme
Heimlich zerfressen fällt, wo Schmerz nur waltet und Sorge,
Wo verlassene Liebe klagt und betrogene Freundschaft.
O der überflüssigen Müh'n, des täuschenden Sehnens! —
Die Ihr Jehova nur lebt, und abgeschieden von Allem
Heiter sterbt, o glücklich, wer Euch im schirmenden Port sieht;
Aber glücklicher tausendmal, wer nimmer heraustritt.

2.

Gnome.

Ganz müssen doch die Reichen
Den Armen zweimal gleichen:
Als Säugling und als Leichen.

3.

Der Tod und Bacchus.

Besser, als Freiheit und Gleichheit einst die Franken, gesellet
Bettler und Fürsten der Tod, wie Bacchus Narren und Weise.

4.

Der Gallawagen und die Windmühle.

„Windmühle!" rief ein Gallawagen,
Der angeschirrt ihr nahe stand.
„Wie traurig einsam und verbannt!
Allein mit Blitzeseile tragen
Vier Hengste mich durch Stadt und Land.
Was sollen deine Flügel sagen,
Die nie sich von der Stelle wagen?
Wem nützt dein Treiben? — Unverstand!
Dem Müller im bestäubten Kleide.
Ein Milord mit dem Ordensband

Und schöne Damen mit Geschmeide
Sind meine Sorg' und meine Freude! —"
Schein, sprach die Mühle, Luxus, Tand!
O wisse, daß ich mich bescheide,
Und deine Flitterherrlichkeit,
Du Modehäuschen, nicht beneide!
Wir nicht, der Mensch allein entscheide!
Vorsorgend halt' ich stets bereit,
Was Menschen nicht entbehren können.
Du fröhnst (wer könnt' es dir mißgönnen?)
Dem Stolze, der Bequemlichkeit.

5.

Crösus und Irus.

Selbst Crösus ist, so bald er schläft, nicht reich.
Sein halbes Leben bleibt ihm Irus gleich.

6.

Ueber Julchens Wunsch, Minerva zu seyn.

Welch ein böser Dämon heißts
Dich um Pallas Ichheit geizen?
Du verlöreſt nur an Reizen,
Und gewönneſt nichts an Geist.

7.

An Selbstler.

Der eiteln Ruhmgier prunkender Sklave du!
Mitleidig wenden Edle von dir den Blick;
Dich aber hebt zum dritten Himmel
Gnädiges Lächeln des Hofmäcenas.

Wenn deiner Ritterſporen Geklirr mißtönt,
Sich flugs der Wache blankes Gewehr dir ſenkt,
Der Novelliſt dein Rangglück kund thut,
Und die Lakaien „Herr von" dich grüßen,

Iſt dir's Apotheoſe. Dein irrer Geiſt,
Dein kaltes Herz, der Gläubiger Drang und Zwang
Sind Bagatellen dir. Zu Götzen
Haſt du den Schein und das Ich erkoren.

Du taumelſt fort, ein kindiſcher Thor, und wähnſt,
Ein Mann zu ſeyn, du, nur in der Kleinheit groß,
Und klein im Großen! — Laß dir bangen,
Ekler Narciß, vor der Strafverwandlung!

8.

Dianens Politik.

Die Weiber, so keusch, Diana, wie du,
Genehmigen oft beim Rendezvous,
Worüber sie laut sich „scandalisiren."
Bizarre Tugend! — Anstatt zu verzeih'n,
Den armen Actäon dem Tode zu weih'n,
Und doch den Endymion zu verführen!

9.

An den Liebesgott.

Dich, Quell der Wonnen, Quell der Schmerzen,
Dich, Urgott Amor, bet' ich an.
Dir unterthan sind alle Herzen;
Nur Du bist Niemands Unterthan.
Warum auch Deine Fessel meiden,
Gott, der uns quält und hoch entzückt!
Ach, gäb's nur Freuden ohne Leiden,
Wir fühlten minder uns beglückt.

Nur, wenn das Herz zu kämpfen wagte,
Kehrt süßer Fried' in unsre Brust.
Wer niemals weinte, niemals klagte,
Verkennt den Werth der wahren Lust.

Ja, gern vergütet uns der Lose
Mit Wucher die verhängte Pein.
Nähmt Ihr die Dornen von der Rose,
Sie würde minder reizend seyn.

10.

Unter Idas Bild.

Geist, Herz und Schönheit wie vereint! —
Dies wunderholde Mädchen scheint
Ein Werk der Phantasie,
Ein hohes Ideal, und ist,
So bald du gegenwärtig bist,
Mißlungene Kopie.

11.

Der angeklagte Kläger.

Der ungerechte Bullo schreit,
Weil ich sein hohes Spiel dem Publikum verkünde,
Und wer ihn aller Sünden zeiht,
Begeht doch keine Sünde.

12.

Freundschaft und Schmeichelei.

Als noch zum irdischen Geschlechte
Die Freundschaft sich herunterließ,
(Die selt'ne Glücksepoche hieß
Die gold'ne Zeit mit hohem Rechte)
Schlich lächelnd, sanft, durch Anmuth blendend,
Und ringsum Lob in Fülle spendend,
Sich in den Götterkreis die Schmeichelei,
Sie legte sich den Namen Freundschaft bei
Und wußte bald mit wundersüßen Blicken
Und Honigworten Alle zu bestricken.
Der Freundschaft Klag erscholl, die Götter schämten sich;
Doch wie, gekränkte Göttin, sprich,
Vermeiden wir's zu deiner Ehre,
Daß niemals der Betrug, der große, wiederkehre? —
Damit Ihr, frei von Täuscherei,
„Unfehlbar wißt, daß ich es sey,
Gesellet mir das Unglück bei!"

13.

An Apizius den Zweiten.

Du pflegst Dein Mahl bis in die Nacht zu dehnen,
Und gräbst Dein Grab mit Deinen eignen Zähnen.

14.

Belehrung.

Ihr, denen heut der Wein nicht besser dünkt,
Als gestern, Freunde, seyd gerechter!
Wein, den Ihr trankt, ist immer schlechter,
Als Wein, den Ihr noch trinkt.

15.

Kein Winter mit Ihr.

Der Winter stürmt — In Julias Busen
Ist Seelenruh.
Der Nordwind heult — Ihr flüstern die Musen
Ein Liedchen zu.

Eis ward der Strom — Aus Julias Blicken
Stralt's sommerlich.
Der Frost verheert — Doch Küsse beglücken
Und wärmen mich.

Rings blendet Schnee — Bezaubernder blendet
Der Holden Glanz.
Die Flamme loht — Die, von Amor gesendet,
Verzehrt mich ganz.

Die Blüthenzeit ist lange vorüber;
Doch blühen hier
Nelk' und Jasmin, Je länger je lieber
Und Rosen Ihr.

Zum Eispol hin! — Um Julia bliebe
Doch später Mai,
Ach, und die Seligkeiten der Liebe
Sind immer neu!

XI.

Der Landsturm in Taubenfeld.

Von

A. F. E. Langbein.

„Hurrah! der Feind kommt!“ schrie ein Bauer, der mit fliegenden Haaren, ohne Hut, auf einem ungesattelten Pferde durch die Stadt sprengte. Der Befehlshaber des Landsturms, der Bürgermeister Gundram, schauderte zusammen. „Sattelt geschwind!“ rief er in den Stall, und wußte vor Angst nicht, wo er Leute genug hernehmen sollte, seinen Adjutanten zu rufen, die Pistolen zu laden, den Küster zum Sturmläuten aufzufordern, und hundert andere dringende Befehle auszurichten. Indessen stürzte schon aus allen Häusern die Bürgerschaft mit langen Piken hervor, und versammelte sich auf dem Markte. Auch der Adjutant, der feurige Tanzmeister Häslein, kam in gestrecktem Galopp. Er saß straff und fest, wie ein schulgerechter Reiter, zu Pferde; die metallene Säbelscheide klirrte hell am Sporn, und ein fürchterlicher Schnurrbart drückte dem jugendlichen Gesichte den Stempel der Männlichkeit auf. So flog er den Marktplatz auf und ab, ordnete Reihen und Glieder, und ermahnte zur Tapferkeit.

Er verdankte die Adjutantenstelle zwar eigentlich seiner Schecke, die er sich, wegen einiger auswärtigen

Tanzschüler, hielt: doch verehrte ihn auch ganz Taubenfeld als den heldenmüthigsten Mann und wärmsten Vaterlandsfreund. Er trug die Nationalkokarde sogar auf der weißen Nachtmütze, mit welcher er des Morgens eine Pfeife Tabak zum Fenster hinaus rauchte; und bei jedem Glase Wein, das er mit Freunden trank, donnerte ihnen seine mächtige Beredsamkeit ins Herz, daß man Gut und Blut dem Vaterlande weihen und dessen Feinde vom Erdboden vertilgen müsse. Er trat fast, wenn er über diesen Gegenstand sprach, aus den Schranken der Menschlichkeit, indem er mit schrecklichen Eidschwüren betheuerte, daß er jeden feindlichen Krieger, der ihm vor die Klinge kommen würde, ohne Gnade und Barmherzigkeit niedermetzeln wolle. „O, nicht so grausam, lieber Häslein!" sagte dann immer Dorchen, Gundrams schöne Tochter, die ihn übrigens, wegen seines heiligen Eifers für Freiheit und Vaterland, innigst liebte. Sie selbst nahm an dem Schicksale des bedrängten deutschen Volkes den lebhaftesten Antheil. Darin stimmte sie ganz mit dem geistvollen Tanzmeister zusammen, und er gewann ihr Herz, das sie seinetwegen einem frühern Verehrer entzog.

Dies war der Kaufmann Burkhard, ein junger, liebenswürdiger Mann. Er sprach aber nie von Thaten, die er beim Landsturm thun wollte, und darum

hielt ihn Dorchen für feige. Häslein machte ihn sogar als einen lauen Patrioten und geheimen Anhänger des Feindes verdächtig, weil er sich niemals in blutdürstige Kriegsgespräche mischte, und bisweilen laut und öffentlich behauptete, der Mensch müsse immer Mensch bleiben, und auch mit Feinden menschlich verfahren.

Häsleins flammender Muth hatte selbst die vornehmsten Frauen und Mädchen der Stadt entzündet. Sie waren insgesammt zum Kampfe für's Vaterland entschlossen. Die Seele dieses kleinen Amazonenheeres war die verwitwete Fähnrichin Polteratzki, eine Frau von beinahe riesenhafter Gestalt, männlichem Antlitz und donnernder Stimme. Sie hatte sich schon in einem frühern Kriege hervor gethan. Sie zog damals mit ihrem Gatten, dem bei seinem Regimente sehr geachteten Feldwebel Polteratzki, als Marketenderin zu Felde, und nahm einsmals einen feindlichen Offizier, der sich bei Nacht und in der Trunkenheit von seiner Fahne verirrt hatte, mit eigenen Händen gefangen. Dafür empfing sie eine goldene Ehrenmünze, die sie nachher immer am Halse trug. Auch der Herr Feldwebel hatte von der Tapferkeit seiner Ehegenossin den Vortheil, daß er nach geendigtem Kriege den Abschied als Fähnrich und die Stelle eines Accis-Einnehmers in Taubenfeld erhielt. Seine rüstige Gemahlin verbat

sich aber bei allen Leuten, mit welchen sie umging, den bürgerlichen Titel: sie ließ sich nicht anders als Frau Fähnrichin nennen.

Als der Landsturm in Taubenfeld errichtet ward, wollte sie Mannskleidung anlegen und als Offizier angestellt seyn. „Ihr Entschluß entzückt mich, Frau Fähnrichin!" sagte Häslein. „Sie könnten sich aber auch ohne Verläugnung Ihres Geschlechts neue Lorbeern erwerben. Die Frauen der Vorzeit beschützten oft dadurch die Städte, daß sie von den Mauern und aus den Fenstern herab siedendes Wasser auf die Köpfe der andringenden Feinde gossen. Wir wollen, um diese Art von Vertheidigung noch zu verstärken, unsere beiden Stadtspritzen am Thore auffahren, und daraus glühende Ströme dem Feind' ins Gesicht pumpen. Diese nasse Batterie wird unstreitig große Wirkung thun, wenn Sie, Frau Fähnrichin, das Commando derselben übernehmen."

Sie entschloß sich dazu, und warb zur Bedienung des seltsamen Geschützes viele Frauen und Mädchen, mit welchen sie einige Monate lang fleißige Uebungen anstellte. Alle andere, die nicht bei der Artillerie dienen wollten, mußten sich anheischig machen, beim ersten Ruf der Sturmglocke sogleich Kessel und andere große Kochgefäße ans Thor zu bringen, dort Feuer anzuzün-

den, und das benöthigte Wasser dabei zu sieden. Herr Häslein verbesserte nachher noch seine Erfindung durch den Vorschlag, die Spritzen mit dünnem Mehlbrei zu laden, weil es, wie er sagte, durch die Erfahrung entschieden sey, daß ein solches Mehlmuß nicht so schnell, als einfaches Wasser, erkalte.

Und so, wie er das alles entworfen und vorbereitet hatte, ward es jetzt, da der Feind im Anzuge war, mit möglichster Behendigkeit ausgeführt. Rasche Weiber spannten sich vor die Spritzen, und zogen sie ans Thor; andere schürten Feuer an, und trugen Töpfe, Kessel und Wasser herbei. Die gewaltige Stimme der Dame Polteratzki, die am Thore kommandirte, durchschallte die ganze Stadt. Der Adjutant kam gejagt. „Alles gut! alles schön!" rief er. „Nur die Spritzen noch so gerichtet, daß sie das Thor mit einem Kreuzfeuer bestreichen! Dann will ich wohl sehn, wer ungebrüht herein kommen soll!" —

Der Herr Oberste — so nannte ihn die ganze Stadt — bestieg indeß sein hohes Schlachtroß mit Aechzen und Krächzen. Er war ein sehr dicker Mann, und das wunderte niemand, der es wußte, daß er ein ungemein nahrhaftes Bier braute, und einen guten Theil davon selbst verzehrte. Sein Brauwesen machte ihn auch beritten, indem das tüchtige Pferd, das ihn jetzt

auf den Kampfplatz tragen sollte, zu andern Zeiten den Bierwagen zog.

Als der Adjutant vom Thore zurück kam, ward Kriegsrath gehalten und beschlossen, auf der Landstraße bis an einen gewissen, von beiden Seiten mit Waldung umgebenen Ort vorzurücken. Dort sollten sich die Flügel des kleinen Heeres rechts und links an den Wald lehnen, und so völlig die Straße sperren. Diesen Kriegsrath hielt der Oberste Gundram vor seiner Hausthüre mit allen seinen Offizieren, unter welchen sich auch Burkhard befand. Dorchen sah horchend aus dem Fenster. Der Adjutant warf ihr Abschiedsküsse zu. Sie erwiederte diese Zärtlichkeit, und trocknete sich die nassen Augen. Burkhard senkte bescheiden seinen Degen vor ihr. Sie dankte kalt.

Der Landsturm rückte nun aus. Da faßte sie plötzlich den Entschluß, eine Augenzeugin der Thaten ihres Geliebten zu seyn. Sie wollte ihm, wie Klopstocks Thusnelda, nach dem Gefechte zurufen:

„Ha! dort kommt er mit Schweiß, mit Feindesblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Häslein niemals; so hat's ihm
Niemals vom Auge geflammt!"

Ihr Vorhaben ließ sich ohne Schwierigkeit ausführen, da sie durch die Hinterthür des väterlichen Hauses

unbemerkt ins Feld schlüpfen und auf Fußsteigen näher, als auf der Heerstraße, zum erwählten Schlachtfelde kommen konnte. Rasch und muthig eilte sie fort. In zehn Minuten war sie auf dem Schauplatze. Da sie aber auf Seitenwegen dahin flog, so entging ihr das Vergnügen, die erste Heldenthat des Landsturms zu sehen, die wir, ungeachtet sie dem bekannten Ritterkampfe mit Windmühlen etwas ähnlich war, nicht mit Stillschweigen übergehen wollen.

Das Sturmheer hatte nur erst tausend Schritte weit die Stadt im Rücken, als ein scharfsichtiger Piekenier aufschrie: „Potz Wetter! dort treibt ein Schnapphahn all' unsere lieben Kühe davon!" — Der Adjutant blickte durch sein Fernrohr, und sah in der That einen Kerl, der des Feindes verhaßte Uniform trug, und die sämmtlichen Stadtkühe vor sich her geißelte. Häslein hätte ihn mit seinem flüchtigen Rosse bald einholen und niederstoßen können: er verschmähte jedoch den gar zu leichten Sieg, und beorderte eine Abtheilung des Landsturms zum Angriff. Mit entsetzlichem Hurrahgeschrei stürzten sogleich zwanzig bis dreißig grimmige Löwen auf den Feind, und warfen ihn zu Boden. „Herr Gott! was wollt Ihr?" rief der Besiegte. „Ich bin ja der alte Michel, der ehrliche Stadthirt!" — Und er war's wirklich. Er hatte vor einiger

Zeit eine fremde Montur von einem Trödler gekauft, hatte sie gerade diesen Tag zum ersten Mal angezogen, und war damit noch niemanden in der Stadt zu Gesichte gekommen: denn er wohnte vor dem Thore, und die Bürgerkühe waren so verständig, daß sie jeden Morgen, wenn ihre Ställe geöffnet wurden, ohne Führer und Treiber den Weg nach ihrem Weideplatz antraten.

Als der Adjutant den vermeinten Plünderer überwältiget sah, ritt er eiligst dahin. Man erzählte ihm den lächerlichen Mißgriff; er aber fand die Sache höchst bedenklich, und beschuldigte den Hirten, er stehe mit dem Feinde in Verständniß, und habe ihm die Heerde überliefern wollen. Der alte Michel vertheidigte sich auf's beste, mußte jedoch auf der Stelle die Uniform ausziehen, und der Adjutant hieb sie mit seinem tapfern Säbel in tausend Stücke.

Das Heer zog dann weiter und stellte sich auf der mit Gebüsch umgebenen Wahlstatt. Die furchtbare Schlachtordnung war kaum vollendet, als ein vorausgesandter Kundschafter meldete: es sey im Walde rechter Hand nicht richtig; es hätten sich ausländische Sprachtöne und Waffengeklirr deutlich darin vernehmen lassen.

Der Oberste wandte sich zu dem Adjutanten, und sagte: „Lieber Häslein, ich will Ihnen vor allen

andern die Ehre gönnen, eine Probe Ihres Muthes abzulegen. Durchstreifen Sie den Wald, und nehmen Sie so viel Mannschaft mit, als Sie nöthig zu haben glauben."

„Ich möchte mich gleich vor den Kopf schießen!" rief Häslein. „Ich bin außer mir, daß ich Ihrem Vertrauen nicht entsprechen kann! Man kommt in Waldungen zu Pferde nicht fort, und leider hab' ich mir gestern den rechten Fuß verstaucht, daß ich durchaus nicht zu gehen im Stande bin."

„Das ist doch Schade!" sagte Gundram, und überblickte seine Schaar, um einen andern tüchtigen Offizier auszuwählen. Da trat Burkhard ungerufen heraus und bat, ihm den Streifzug anzuvertrauen. Häslein winkte dem Obersten mit den Augen, um ihn daran zu erinnern, daß Burkhard ein Mensch von zweideutiger Tapferkeit und Vaterlandsliebe sey. Aber Gundram verstand die Warnung nicht oder wollte sie nicht verstehen; er bewilligte Burkhards Gesuch, und rief: „Freiwillige vor!" Muthig sprangen zehn oder zwölf Mann aus den Gliedern; doch eben so viel mußten beinahe mit den Haaren herausgezogen werden. „Freunde," sagte der Oberste, „es ist unnöthig, euch zur Tapferkeit anzufeuern. Ihr seyd Bürger von Taubenfeld, deren Vorfahren sich oft im drey-

ßigjährigen Kriege mit Freibeutern wacker herum schlugen. Erneuert unsern alten Ruhm! Mehr sag' ich nicht. Der Tapfere ist von selbst tapfer; wär't ihr aber feige Memmen, so möcht' ich euch noch so viel vorschwatzen, es wäre doch Hopfen und Malz an euch verloren. — Zieht mit Gott!"

Nach dieser Anrede (in welcher es der Feldherr nicht lassen konnte, dem Bierbrauer einen Ausdruck abzuborgen) führte Burkhard sein Häuflein frisch in den Wald. Bald darauf geschah drin ein Schuß. „Sackerlot! es wird Ernst!" rief der Oberste. Sein Adjutant schlotterte mit Zähnklappen im Sattel. „Freund, was fehlt Ihnen?" fragte Gundram. „Es ist diesen Morgen verwünscht kalt!" stotterte Häslein.

Jetzt krachten wieder zwei Schüsse rechts im Walde. Blitzschnell sprengte der Adjutant links in den Busch. „Was wollen Sie dort? Rechter Hand steht der Feind!" schrie Gundram mit der ganzen Macht seiner Stimme. Aber Häslein hörte nicht; er verschwand im Gebüsche.

Unweit von dem Platze, wo sein Pferd das Dickicht durchbrach, lauschte Dorchen. Er bemerkte sie nicht; sie aber traute kaum ihren Augen, als ihr Held, mit einem todtenfarbigen und verstörten Gesichte, so plötzlich hier ankam. Neugierig, was er beginnen würde,

rebte sie sich nicht. Er spornte sein Roß, es sollte tiefer ins Gehölz eindringen; da es aber von Gesträuchen aufgehalten wurde, sprang er herunter, zog sein Schwert, durchsägte hastig damit den Zügel, ließ das Pferd stehen und kämpfte zu Fuß mit dem widerstrebenden Gebüsche. Da faßte ihn ein Dornstrauch heimtückisch von hinten und hielt ihn fest. Er, in der Meinung, es habe ihn ein Feind ergriffen, that ohne Umsehen einen ängstlichen Schrei, fiel auf die Knie, und flehte mit erhobenen Händen um sein Leben. Als er keine Antwort erhielt, wagte er nach einigen Minuten einen furchtsamen Blick über die Achsel. Er sah niemand hinter sich, sprang fröhlich auf, entdeckte die Stachelhände, die ihn erhascht hatten, und hieb mit dem Schwerte so wüthend auf sie ein, daß sie los lassen mußten.

Er arbeitete sich nun weiter fort. So kam er endlich auf einen freien Platz, wo ein hoher, von Moos, Laub und Tangeln aufgeschichteter Thurm stand, den man im gemeinen Leben einen Streuhaufen nennt. Geschwind entschlossen, sich in diese Festung zu werfen, stieg er mit Stiefeln und Sporn hinein, und übergoß sich so lange mit Moos und Blättern, bis er völlig damit bedeckt war.

Mit Erstaunen sah Dorchen das alles, und empfand gegen den elenden Wicht eine so herzliche, alle

Liebe tödtende Verachtung, daß sie sich der freundlichen Zuneigung, die er ihr durch seine Prahlereien abgelistet hatte, vor sich selbst schämte. Ihr Unmuth gab ihr in den Sinn, sich an dem Großsprecher auf der Stelle zu rächen, und ihn spottend zu entlarven, damit es ihm nie wieder einfallen könnte, sich das Ansehen eines Helden zu geben. Sie trat vor den Streuthurm und mit verstellter Stimme, der sie einen tiefen, männlichen Ton aufzwang, rief sie laut: „Herr Adjutant!" — Er rührte sich nicht. — „Herr Adjutant Häslein!" rief sie stärker und mehrmals; doch immer blieb er mäuschenstill. Ungeduldig zerstörte sie nun den Streuhaufen, bis der Kopf des Mundhelden zum Vorschein kam. Er starrte sie einen Augenblick mit Entsetzen an, hatte jedoch Geistesgegenwart genug, seiner schimpflichen Flucht ein ehrbares Mäntelchen umhängen zu wollen. „Himmel! Sie sind's? — rief er. „Ihr Scherz verdirbt mir einen herrlichen Plan. Ich legte mich hier in den Hinterhalt, um wie ein Donnerwetter hervor zu brechen, wenn's die Feinde versucht hätten, auf dieser Seite durch den Wald zu schleichen, und unsern linken Flügel zu umgehen."

„Still, still, Herr Eisenfresser!" sagte Dorchen. „Ich müßte, wenn ich Ihnen glauben sollte, Ihre Flucht nicht gesehen haben."

„Was reden Sie von Flucht?“ sprach er aufgebracht. „Mein Pferd ward scheu, ging durch, der Zügel riß — —“

„Nachdem Sie ihn zersäbelt hatten!“ fiel sie ein.

Er schrak zusammen und erblaßte. Doch augenblicklich gewann er wieder Fassung, und sagte mit einem wehmüthigen Tone: „Sie gehen hart mit mir um! Und ich schonte doch meines Lebens einzig und allein — für Sie!“

„Sehr unnöthig!“ versetzte Dorchen. „Ich liebe keinen feigen Mann; wir sind ewig geschieden.“

„Wollen Sie, daß ich mich vor Ihren Augen tödten soll?“ fuhr er auf, und riß den Säbel aus der Scheide.

„O, wenn Sie dazu Herz hätten,“ sagte sie lächelnd, so wären sie nicht geflohn!“ —

Der Schluß dieses Auftrittes war, daß sie ihm Verschwiegenheit versprach, und es ihm anheim stellte, seine Ehre zu retten. „Ja, ich will sie retten!“ rief er entschlossen. „Ich flieg' in die Stadt, lege meinem Pferde einen andern Zaum an, komme zurück, und sieg' oder sterbe!“ —

Ganz mit Moos und anderm Unrath überzogen, stieg er, wie ein wilder Waldmensch, aus seinem Neste. Er nahm sich keine Zeit, sich zu säubern; er knüpfte schnell den zerschnittenen Zügel zusammen, warf sich auf seine Schecke, und ritt über Hals und Kopf davon, weil eben jetzt auf der andern Seite des Waldes das Gewehrfeuer wieder anfing.

Während der Zeit waren die Amazonen in der

Stadt auf ihrer Huth. Die Frau Fähnrichin stellte außerhalb des Thores, bei welchem das schwere Geschütz aufgepflanzt war, eine Schildwache aus, die nach allen Seiten hin aufpassen und jede feindliche Erscheinung melden sollte. Eine höchst nöthige Vorsicht, weil sich jemand längs der Stadtmauer heran schleichen konnte, ohne daß man es innerhalb des Thores, wo das Geschütz stand, bemerkte. Die Befehlshaberin Polteratzki vertraute den Vorposten einem alten Mütterchen an, das durchaus mitkämpfen wollte, und doch, wegen seiner Kraftlosigkeit, zum thätigen Kriegsdienste nicht brauchbar war. Aber schreien, tüchtig schreien konnte die Alte, und eine gute Brille hatte sie auch; sie war also, dem Ansehen nach, zum Schildern vollkommen geschickt.

Indem sie nun, mit einer Ofengabel im Arme, auf ihrem Posten stand, und wie eine Wetterfahne, die von zwei einander entgegenblasenden Winden getummelt wird, den Kopf rechts und links drehte, kam in der Ferne der Adjutant mit verhängtem Zügel geritten. Er war durch seinen Aufenthalt im Streuschober so entstellt, und die hochbetagte Schildwache, die sich mit Tanzmeistern und der ganzen Tanzkunst nicht abgab, kannte ihn überhaupt so wenig, daß sie ihn für einen feindlichen Wagehals hielt, der die von Männern entblößte Stadt überrumpeln wolle. Sie ließ sich und ihrer Brille nicht Zeit, die Sache genauer zu untersuchen; sie stürzte mit Zetergeschrei, und mit Verlust ihrer beiden Pantoffeln, ins Thor hinein. Eiligst ward das Geschütz mit siedendem Mehlbrei geladen. Die Zuschauer flohen vor Angst.

Der Adjutant kam in sausendem Galopp die Stadtmauer entlang, bog schnell ins Thor ein, die Fähnrichin kommandirte: „Feuer!“ — und in Einem Nu schoß ihm die heiße Ladung beider Spritzen auf den Leib. Er fiel, wie von einer Kanonenkugel getroffen, stöhnend vom Pferde.

Staunend sahen die Artilleristen, wen sie zu Boden gestreckt hatten. Sie umringten ihn; sie fragten, was er in der Stadt wolle. Seine Antwort waren Flüche. Er verwünschte das ganze Taubenfelder Artillerieweſen. „Herr, Sie verfluchen Ihr eigenes Kind!“ sagte die Fähnrichin. „Sie selbst erfanden dieses Geschütz, Sie selbst ordneten das Kreuzfeuer an! Wer kann dafür, daß Sie auch selbst hinein ritten? — Wir wollen über die Alte, die hier Schildwache stand und Sie für einen Feind ansah, Kriegsrecht halten. Weiter läßt sich bei der Sache nichts thun.“

Er lärmte noch viel; doch im Herzen war er froh, daß ihm die erlittene Niederlage einen guten Vorwand lieh, die Rückkehr zum Schlachtfelde, womit es ihm überhaupt kein Ernst gewesen war, zu unterlassen. Mit Mehlflecken getiegert und von den Weibern verlacht, ging er nach Hause und zu Bette. Sein Pferd, das die Streiche seines Herrn unschuldig mit ausbaden mußte, hatte gleich nach Abfeuerung der brühenden Batterie die Flucht ergriffen.

Unterdessen wurde das Waldgefecht immer heftiger; es mußte Hülfsmannschaft nachgeschickt werden. Doch ehe sie den Tummelplatz erreichte, hatte schon Burkhard einen vollständigen Sieg erfochten, und kehrte,

zweimal verwundet, mit zwölf Gefangenen zurück. Von Blutverlust erschöpft, sank er um, indem er dem Obersten Bericht abstatten wollte. Dorchen, die das sah, eilte mit wieder erwachter Liebe ihm zu Hülfe, und verband seine Wunden. Er drückte ihr gerührt die Hand. Sprechen konnte er nicht. Gundram ließ schleunig seine Kutsche holen, und sie ward Burkhards Triumphwagen, in welchem er, an Dorchens Seite, seinen Einzug in die Stadt hielt.

Die Wunden waren nicht gefährlich, und der Balsam der Liebe heilte sie bald. Kurz darauf endigte sich der Krieg, und mit dem Friedensfeste zugleich feierten Burkhard und Dorchen ihre Verbindung. Bei der Einsegnung sagte der Pfarrer unter andern zu dem Bräutigam folgende Worte: „Sie sind ein lebendiger Beweis, daß der Bescheidenste und ruhigste Mann stets der tarferste ist, und daß man ein sehr guter Patriot seyn kann, wenn man auch nicht immer und überall, wie ein Tieger, nach dem Blute des Feindes schnaubt.“ —

Das Hochzeitfest beschlossen fröhliche Tänze, bei welchen freilich mancher Fehler und Wirrwarr vorfiel, weil sich der gewöhnliche Lenker und Leiter solcher Lustbarkeiten, der Herr Tanzmeister Häslein, schon geraume Zeit vorher aus Taubenfeld fortgemacht hatte.

XII.

Agrionomien

für

das Jahr 1815.

1.

Charade.

Die letzten zwei mit Staube wohl versehn,
Den künstlich man auf's Erste streute,
Gebrauchten öfter sonst gewisse Leute,
Die jetzt gebeugt nach Brode gehn.
Der Stoff, dem ihre Kunst sie weihten,
Und den mein Erstes ihnen lieh
Darf jetzt nur kärglich sich verbreiten:
So will's der Mode Despotie.
Drum wird nun auch von ihr das Ganze,
Obschon es gegen sie im Glanze
Des Hofes mit dem Degen sich verbindet,
Verfolgt, bekämpft, daß man's nur selten findet,
Man trifft's in unsern theuren Tagen
Kaum noch bei manchen Trinkgelagen.

Bachmann.

2.

Charade.

Drei Sylben.

In Deines Lebens Blüthenjahre,
In Deiner Jugendfreuden Kranz —
Und was die Zukunft noch bewahre,
In ferner Zeiten Wirbeltanz —
In Dein Geschick, o Theure! webe
Des Glückes viel mit mächt'ger Hand,
Ein Gott, und immer fern die Erste schwebe
Aus Deiner Nähe weitgebannt!
Daß Du, wenn Deiner heitern Tage
Sich hocherfreut der Freunde Herz,

Und wundernd Dir einst kommt die Frage,
Trugst nimmer Du der Ersten Schmerz?
Daß Du dann kannst zur Antwort rufen
Die letzten aus gerührter Brust:

„Mir blühte stets auf allen Stufen
„Des Lebens Freude nur und Lust."

Ja, so Luise, so erfülle
Des Freundes Wunsch ein guter Geist!
Nicht trüber Ahnung Nebelhülle
Das Ganze sey's was Dich umkreist!
Es schlinge um Dein Erdenwallen
Ein schönes, glanzerfülltes Band,
Bis einst die Töne sanft verhallen
Hinüber in ein schön'res Land! — —o—

3.

Homonyme.

Einmal bin ich Menschen gleich
Angethan mit Schmuck und Bändern,
Und es pflegt im Kinderreich
Lilli oft mit mir zu ländern.
Doch ein andermal dafür
Bin ich sonder alle Zier,
Lieg in feuchter Erd' verborgen,
Niemand scheint für mich zu sorgen.
Wenn in ersterer Gestalt
Aber dann ich werde alt,
Bleib ich todt wie ich gewesen,
Ausgekehrt oft mit dem Besen,
In der zweiten aber steigt
Leben aus mir, schön und leicht,
Schwingt sich auf in reine Lüfte
Nährend sich durch Blumendüfte.

Th. Hell.

4.

Charade.

Drei Sylben.

Wenn schwache Gemüther in trüberen Tagen
Bei leichten Gefahren erzittern und klagen,
Daß jegliche Hoffnung auf ewig dahin,
So fehlet, wenn Wetter sich über ihm thürmen,
Ihn näher und näher umdonnern und stürmen,
Das Erste doch nimmer dem höheren Sinn.

Uns fesselt das Schicksal! — so jammern die Thoren,
Doch nichts ist dem edleren Menschen verloren
So lang er die Erste im Busen bewahrt.
Laß kräftig die Letzten nur wirken und walten,
Bald wird sich das Leben Dir schöner gestalten,
Viel können die Letzten mit Klugheit gepaart.

Dann magst Du, wenn jene Gefahren verschwunden,
Wohl üben das Ganze in fröhlichen Stunden;
Doch, fröhlicher, üb' es mit sorgender Acht!
Leicht werden die Schranken im Rausche vergessen,
Nur selten die eilenden Worte gemessen,
Drum werde die Freud' in der Freude bewacht.

—o—

5.

Räthsel.

An Minna!

Ich möcht' es gern beschreiben,
Und seh daß ich's nicht kann. —
Doch willst Du bei mir bleiben,
Vielleicht gelingt es dann.

Es ist ein leichtes Wesen
Und doch so schwer, so schwer!
Und wiegt, wie ich gelesen,
Gleich Centnerlast und mehr.

Wohl manchmal aber schwebet
Es auch so leicht und froh,
Wenn es die Lust erhebet,
Als sey es immer so.

Dir, Holde, gegenüber
War mir's noch immer schwer,
Doch werd' ich Dir stets lieber,
Wird's leichter immer mehr.

Wenn Du mich fliehst, so heiße
Ich's trübes Mißgeschick.
Wenn Du mich küssest, preise
Ich's als das höchste Glück.

Th. Hell.

6.

Charade.

Hui! bei des zweiten Klingen,
Wie wird dem ersten warm;
Doch hilft nicht Flucht und Springen,
Zu gierig folgt der Schwarm.

Und setzt's durch Bruch und Teiche
Mit immer schnellerm Lauf,
Ach, unterm Todesstreiche
Gibt's doch das Dritte auf.

Will den gebrochnen Sinnen
Die Lebenskraft entflieh'n,
Mußt Du, sie zu gewinnen,
Das Ganze in Dich zieh'n.

F. Kind.

7.

Charade.

Ein Heerd, dotirt, in gutem Stand,
Nach Eins und Zwei von mir genannt, —
Ein Weib, im schönen Lenz der Jugend,
Bei dem ich bis zum Bundesende
Stets ungeschminkt die Letzten fände,
Ein Weib, das, Zögling jeder Tugend,
Auch mit der leidigen Megäre
Des Ganzen nicht befreundet wäre,
Das nur in mir, in mir nur lebte,
Nur mich, mich zu beglücken strebte, —
Dann hätt' ein Großes ich gewonnen,
Um Gegenstand des Neid's zu seyn!
Der Sorg' und Einsamkeit entronnen,
Wie wollt' ich mich des Lebens freu'n!

Bachmann.

8.

Charade.

Die erste der Sylben ist Eine nur:
Sie stehet vor wonnigem Ziele,
Schon reifen die Früchte auf schöner Flur,
Die letzten zwei Sylben sind Viele:
Sie sagen und schwatzen und lügen oft viel,
Wohl auch von der Ersten der Sylben,
Sie treiben mit rechtlichem Namen ihr Spiel,
Und nagen daran, wie die Milben.
Das Ganze sind zwei, —
Noch leben sie frei;
Doch ist nun das Recht sich zu mehren gefunden,
So hob sich das Ganze, so sind sie gebunden.

Bachmann.

9.

Worträthsel.

Mein erstes schützt des Lebens Keim,
Wenn Schwert und Lanze sich erheben;
Mein zweites gibt den frechsten Reim
Des größten Dichters noch am Leben;
Das Ganze kriecht in Sand und Kluft,
Der Schwindsucht soll es wohl behagen,
Und hat, wer dächt' es, aus der Luft
Den größten Dichter todt geschlagen.

F. Kind.

10.

In der Suppe und auf Kuchen
Mögt Ihr meine Erste suchen.
Wo sich Köpfe abwärts neigen,
Seufzer in die Höhe steigen,
Trifft man meine Letzte an.
Wo des Frohsinns Laune waltet,
Und sich keine Stirne faltet,
Wo der Becher lustig kreiset,
Darf sich, wer das Ganze heißet,
Freudestörend nimmer nah'n.

Bachmann.

11.

Buchstabenräthsel.

Mit einem N. ein langer Strich;
Mit einem L. ergötzt es Aug' und Nase;
Mit einem D. entzückt es Dich,
Damöt und Lycas, schläft's im Grase.

F. Kind.

12.

Charade.

Die erste Sylbe.

Bestimmt, durch Form und Farbenschmuck
Die edlern Herzen zu entzücken,
Dem Fleiße Wohlstand zu verleih'n,
Und Alle segnend zu beglücken —
Muß ich zu Streit und Mord nicht selten,
Oh'n alle Schuld, als Ursach gelten.

Das Paar der letzten Sylben.

Mich gab Euch Gott, daß jede Kraft
Durch frohes Wirken sich vollende,
Und jedes Auge für mein Glück
Sich dankend nach dem Himmel wende; —
Und doch — wie mancher seufzt mit Beben,
„Ach! wärest Du mir nicht gegeben!" —

Das Ganze.

Vom Veilchen bis zur Aster hin
Begleit' ich Euch auf Rosenwegen,
Die schönsten Freuden biet' ich Euch
Und des Gesundens milden Segen; —
Doch Viele, die nach mir verlangen,
Hält neidisch ihr Beruf gefangen.

Bachmann.

13.

Charade.

Da kein Meister vom Himmel gefallen,
So will mein erstes Sylbenpaar
Auch nicht mit diesem Ruhm erschallen,
Doch ists kein Lehrling auch fürwahr.

Und die dritte ist weder Anfang noch Spitze
Wohl aber der Mitte behaglicher Theil,
Auch brauchte sie im hohen Himmels-Sitze
Der Schöpfer einst, zu alles Daseyns Heil.
Des Ganzen buntes und lustiges Leben
Mag oft wohl Vergnügen und Freude geben,
Doch schuf es auch, wenn es sich sammeln muß
Oft Langeweile und Verdruß.

Th. Hell.

14.

Charade.

Zwei Sylben.

In tausend wechselnden Gestalten
Täuscht meine Erste groß und klein
Und nie befreit von ihrem Walten
Wird selbst der größte Weise seyn.
Soll meine Hoffnung ich die Erste nennen
So müßt' ich ganz, Marie, Dich verkennen.

Die Zweite tönet in dem Reise,
Den Scherz und Munterkeit belebt.
Und sie erfreuet wenn sie leise
Und leicht um unsre Fehler schwebt,
Du magst Dich unbesorgt der Losen freuen
Selbst boshaft muß sie Deine Güte scheuen.

Das Ganze drückt mit Riesenarmen
Den Sohn des Unglücks an die Brust
Umsonst ist menschliches Erbarmen.
Es scheuchet von ihm jede Lust.
Es naht wo wilde Leidenschaften wüthen
Zerstöret oft des Geistes schönste Blüthen.

—o—

15.

Anagram.

Wenn ihr Sünder tief durchdrungen
Jenes hohe Wort errungen,
Das die beiden Sylben bilden,
Kehrt ihr aus dem rohen wilden
Taumel, aus des Lichtes argem Haß,
In des Himmels Firmament,
Wo der Liebe Sonne brennt,
Und das höchste Glück ist das,
Was es umgekehrt euch nennt.

Th. Hell.

16.

Räthsel.

Mit schneller Hand, wie um die Wette,
Schafft Jemand oft bei Nacht ein Bild;
Er braucht nicht Pinsel, noch Palette,
Matt lieblich bald, bald kühn und wild;
Doch wollt ihr das Gemälde sehen,
Verjagt den Künstler nicht vom Haus,
Denn, muß er aus der Stube gehen,
So löscht sein Blumenstück auch aus.

F. Kind.

17.

Mein Erstes, das so manchen Dienst versieht,
Dient öfters auch allein, — zu prunken,
Vom Rausch der Eigenliebe trunken,
Prunkt sein Gebieter stattlich mit.
Oft können dann die guten Frauen
An diesem Bild kaum satt sich schauen.

Nicht stattlicher sieht man den Hahn,
Wohl ausstaffirt mit meinem Zweiten,
Mit buntem Kleide angethan,
Durch die geliebten Hühner schreiten.
Auch schmückt, in Städten und in Städtchen —
Wie's jedesmal die Mod' ersann,
Dies zweite Weiberchen und Mädchen.
Das Ganze ist — ein Handelsmann.

Bachmann.

18.

Charade.

Zwei Sylben.

Was suchen wir Menschen im flüchtigen Leben,
Was ist es wonach wir so mühevoll streben?
Der Arme, der Reiche, der Niedre, der Hohe —
Der seufzende Sklave; der Freie und Frohe? —
Es ist was die Erste der Sylben Dir sagt:
Und die zu besitzen wird alles gewagt;
Doch hier wird's mit Unrecht vollkommen genennt,
Vollkommen die Erde es nimmermehr kennt.

Die Zweite ist immer der Ersten geweihet,
Wird immer und ewig im Herzen erneuet,
Denn, wurde sie einmal vom Schicksal gewähret,
Wird bald sie auf's Neue im Busen genähret.
So legen wir Menschen die Zweite nicht ab,
Sie wechselt mit uns bis ans schweigende Grab.
Ja über die Gräber noch schwebet sie weit,
Weg über die Wogen der irdischen Zeit.

O daß Dir die Erste das Schicksal bereite,
So wird Dir das Ganze nicht bleiben die Zweite,
So wird Dich im Blumenbekränzeten Leben
Die Freude mit wehendem Fittig umschweben,

So wird Dir vom Himmel die Zweite erfüllt,
Wie oft sie dem sehnenden Herzen entquillt.
Dich leitet die Erste durch's Leben dahin,
Dir weih' ich das Ganze mit ahnendem Sinn.

—o—

19.

Charade.

Ein Zaubrer ist mein erstes und zaubert Nachts im Hain;
Mein zweites kann dem Heuchler der Tugend Maske leih'n;
Mein drittes ist ein Pärchen, und tränkt die dürre Flur;
Mein viertes dito dienet zu Amors Armatur.
Das Ganze ist ein feuchter, höchst seltner Luftgesell;
Wollt ihr ihn trocken sehen, so geht in: Wilhelm Tell.

F. Kind.

Auflösung.

1. Haarbeutel.
2. Harmonie.
3. Puppe.
4. Muthwille.
5. Seufzer.
6. Hirschhorngeist.
7. Eigenliebe.
8. Brautleute.
9. Schildkröte.
10. Griesgram.
11. Linie — Lilie — Lidie.
12. Landleben.
13. Gesellschaft.
14. Wahnwitz.
15. Reue. Euer.
16. Gefrorne Fensterscheiben.
17. Roskamm.
18. Glückwunsch.
19. Mondscheinregenbogen.